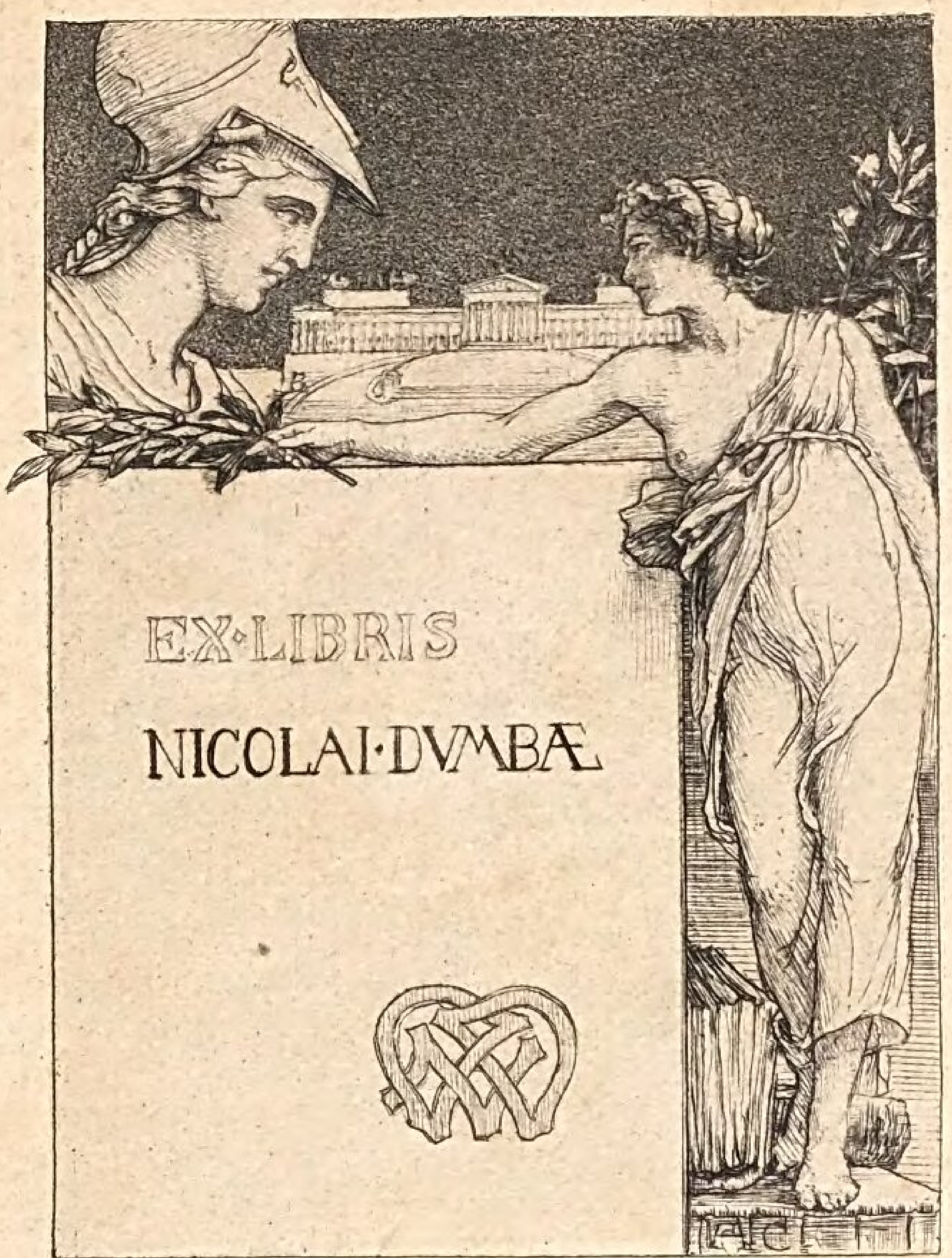

EX·LIBRIS
NICOLAI·DVMBÆ

Johann von Schwarzenberg

Ein Lebens- und Geschichtsbild

aus dem 15. und 16. Jahrhundert

Von

Johannes Freiherr von Wagner

— Joh. Renatus —

11.—15. Tausend

Berlin

Verlag des Vereins der Bücherfreunde

1893

Das Leben anderer ist für uns ein Spiegel, in welchem wir uns selbst erschauen mit dem, was wir haben und was uns mangelt. Wir sehen des anderen Fehler und Tugenden und vergleichen sie unwillkürlich mit den unseren, um uns nach guter Art danach zu richten. Darum meine ich, ist nichts fördernder und auf die Dauer fesselnder, als das Leben eines großen Menschen zu betrachten, gleichviel, weß Standes er ist und welchen Glaubensbekenntnisses. Gleichviel auch, wann derselbe gelebt hat. Gerade die ältere Geschichte ist hierin reich an Bedeutendem und verdient genau dieselbe Beachtung wie die neuere. Daß die Staffage eine andere ist, ändert im Wesen nicht das Geringste, und wer es versteht, jene von diesem loszulösen, wird erkennen, daß der Mensch von damals mit seinen Hoffen, Wünschen, Streben, Fehlern und Vorzügen noch ebenderselbe ist, wie der von heute; daß wir uns mithin ebenso nach dem Leben derer richten können, die lange vor uns gelebt haben, als Maßstab für uns selbst. Je mannigfaltiger sich jene gezeigt haben, um so mehr werden wir an ihnen finden.

Als ein solcher Maßstab nach vielen Seiten der Seelenthätigkeit hin ist mir schon lange das Leben des Freiherrn Johann von Schwarzenberg bekannt, dessen Wirken im 15. Jahrhundert beginnt und im 16. zu Ende geht. Vielfach habe ich mich bemüht, zu erfahren, ob dessen ganzer Lebenslauf von berufener Seite etwa bereits geschildert worden ist. Ich habe nichts gefunden, was irgendwie als umfassend zu betrachten wäre. Das Vorhandene beleuchtet fast nur des Freiherrn juristische Thätigkeit und hiervon zeichnet sich hauptsächlich das, am Schlusse dieses Einganges zuerst angeführte Werk von Prof. Dr. Emil Herrmann ebenso durch wissenschaftliche Klarheit, als auch wohlthuende Wärme ganz vorzüglich aus. Den ganzen Menschen aber zu schildern, wie er nicht bloß als Gesetzgeber vor uns tritt, sondern auch als Schriftsteller, Dichter, Staatsmann, als Reformator, als Sohn und Familienvater, das war nur durch Zusammenleitung einer nicht unbeträchtlichen Zahl von spärlichen Einzelquellen zu einem Strome möglich, durch das Beschauen des Lebens anderer, mit denen der Freiherr in Beziehung gestanden. So wenig ergiebig zu vorstehendem Zwecke die einzelnen Quellen sind, so ist doch der Grundzug des Charakters durch deren Summe geschichtlich klar und deutlich vorgezeichnet. Alles, was ich zur Vervollständigung des Ganzen hinzu zu dichten genötigt war, entspricht durchaus jenem Grundzuge, ist gewissermaßen als logische Schlußfolgerung anzusehen und somit nicht als tendenziöse Parteinahme, sondern als eine ausgebaute, vervollständigte Rekapitulation.

Die Beziehungen Johanns zu anderen, sowie die

größere Verständlichkeit seiner Handlungen erforderten zugleich, die Geschichte seiner Zeit mit zu berücksichtigen. Ist darum das Ganze weder eine eigentliche Biographie — zu deren weit schwierigeren Ausführung die Quellen doch zu mager sind, — noch ein Stück Weltgeschichte, so dürfte die Bezeichnung der Behandlung und Art dieses Buches als „Lebens- und Geschichtsbild" die rechte sein, als Familienbuch wohl auch die geeignetste. Auf alle Fälle halte ich dieselbe für besser, als die Bezeichnung „Historischer Roman", der ich wegen der, hierbei nicht selten vorkommenden Versündigungen an der weltgeschichtlichen Wahrheit, nicht sehr gewogen bin. Hat die Kritik bei allen meinen Büchern derselben Gattung die geschichtliche Treue erfreulicherweise anerkannt, so kann ich versichern, daß ich sie auch hier nach bestem Wissen und Gewissen gewahrt habe.

Die Weltgeschichte wird aber von Menschen geschrieben und diese können somit auch irren, oder, was dasselbe bedeutet, parteiisch schreiben. Aus diesem Grunde habe ich nur solche Werke benutzt, welche — wie die eines Ranke — als die maßvollsten und gerechtesten, daher objektivsten anerkannt sind.

Wie ich aus verschiedentlichen Recensionen ersehen habe, werden spezielle Quellenangaben mitten im Text für ein Hausbuch nicht als wünschenswert bezeichnet. Darum komme ich diesem Winke nach, halte aber, damit mir niemand ein Schmücken mit fremden Federn nachsage, sowie, um etwaige Nachfrage bezüglich der Werke zu befriedigen, für erforderlich, die benutzten Quellen im Folgenden anzuführen.

1. Prof. Dr. Emil Herrmann. „Johann Freiherr zu Schwarzenberg. Ein Beitrag zur Geschichte des Criminalsrechts ꝛc.“
2. „Der Teutsch Cicero“. (Originaldruck von 1540; enth. Das Leben Cicero's — Von dem Alter — Von den Thusculanischen Fragen — Cicero von der Fraydschafft — Von dem Zutrinken — Memorial der Tugendt — Der Kummer Trost.)
3. D. Jul. Fried. Malblank. Geschichte der Peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V.
4. D. A. Fr. Schott. Juristisches Wochenblatt. 3. Jahrgg.
5. Neues Archiv des Criminalrechts. (Konopak, Mittermaier, Roßhirt.) 9. Bd. ꝛc.
6. Zeitschrift für deutsches Strafverfahren. 1. Bd. (Jagemann, Nöllner, Temme.)
7. R. von Rettberg. Nürnberger Briefe.
8. „Des Heil. Römischen Reichs Freye Stadt Nürnberg.“ (Ursprung bis 1600.)
9. L. W. Marx. Geschichte der Reichsstadt Nürnberg.
10. Ch. G. von Murr. Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten in Nürnberg.
11. Dr. Fr. Roth. Die Einführung der Reformation in Nürnberg.
12. von Soden. Beiträge zur Geschichte der Reformation Nürnbergs.
13. R. von Rettberg. Nürnbergs Kunstleben.
14. Jos. Heller. Reform. Geschichte des ehem. Bisth. Bamberg.
15. J. H. Jaeck. Allgemeine Geschichte Bambergs.
16. O. Markwart. Wilib. Pirkheimer als Geschichtsschreiber.
17. P. Drews. Wil. Pirkheimers Stellung zur Reformation.
18. „Zum Andenken W. Pirkheimers.“ Nürnberg. Druck der Campeschen Offizin.
19. A. von Eye. Leben und Wirken Dürer's.
20. Moritz Thausing. Dürer. Lebensgeschichte.
21. Derselbe. Dürers Briefe, Tagebücher ꝛc.
22. Heller. Biographie A. Dürers.
23. Hausmann. A. Dürer's Kupferstiche, Radirungen ꝛc.
24. Ranke. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.
25. Hagenbach. Kirchengeschichte.
26. Moritz Meurer. Luthers Leben.

27. L. Stacke. Deutsche Geschichte.
28. Ed. Engelhardt. Ehrengedächtniß der Reformation in Franken.
29. Archiv des histor. Vereins von Unterfranken rc. 20 Bd.
30. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. (1872.)
31. Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. (Schmoller. 16. Bd.)
32. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte.
33. Ludowikus Rabus. Historie der Märtyrer. 1572.
34. Geschichte der Päpste. Ranke. Spittler.
U. a. m.

Zum Schluß erlaube ich mir, noch zu bemerken, daß ich von nun an — wenngleich sehr ungern — mein bisheriges Pseudonym „Johannes Renatus“ aufgebe und es nur in Klammer dem wahren Namen befüge. Ist letzterer durch viele Rezensionen so häufig schon bekannt geworden, daß die Beibehaltung des Pseudonyms keinen Zweck mehr hat, so bestimmt mich hierzu andernteils die längere, gesetzliche Schutzdauer, welche Büchern mit Angabe des wahren Namens gewährt wird.

Der Verfasser.

Erster Abschnitt

Grausige Winterstürme hatten die fränkischen Fürstentümer durchtobt, als das Jahr 1463 sich zu Ende neigte. Was nicht festgewurzelt oder niet- und nagelfest war, kam in Gefahr, umgeworfen, zum mindesten gelockert und aus den Fugen gebracht zu werden. Die Wälder, Burgen und Schlösser des Fürstentumes konnten hiervon erzählen. Auch die zwischen Würzburg und Nürnberg gelegenen starken Vesten Schwarzenberg und Hohenlandsberg mußten den Kampf der Elemente gegen die Werke der Menschenhand erfahren. Aber sie hatten schon lange Zeit dem Wüten der Stürme getrotzt und thaten auch jetzt ihre Pflicht. In der stattlichen Veste Hohenlandsberg gab es sogar ein großes Freuen, welches im grellem Gegensatze zu dem Brausen und mächtigen Schneefalle stand. Und wenn auch die Burgbewohner bei dessen wildem Treiben kopfschüttelnd denken mochten: „So graus wie heut hat Frau Holle noch nie die Betten ausgeschüttelt,“ so war doch das Freuen überwiegend, das von

der Kemenate ausströmte in Aller Gemüter. Hier stand Herr Siegmund, Freiherr zu Schwarzenberg, und hielt glückstrahlend ein neugeboren Söhnlein in den Armen, das erste Kindlein, das ihm sein Gemahl geschenkt. Zwei Jahre waren es schon her, daß Herr Siegmund sich mit der edlen Gräfin Eva von Erbach vermählt hatte. Sie dünkten ihm eine Ewigkeit zu sein; denn er war der einzige und letzte seines engeren Stammes und wünschte voll innigen Begehres, daß dieser nicht absterben, sondern neue Äste treiben möge.

Und nun hatte er das Ziel seiner heißen Wünsche in den Armen, den Sohn und Träger des Namens des edlen Geschlechtes. Aufjauchzen hätte der Freiherr mögen und doch auch wieder niedersinken, um dem höchsten Geber zu danken. Was kümmerte ihn der rüttelnde Sturm und das wilde Treiben von Frau Holle's Bettfedern! In ihm war eitel Lenz und Sonnenschein; hatte er doch vor sich die erste Lebensknospe in Gestalt eines wohlgebildeten, starken Knäbleins, noch dazu erschienen am Tage des Festes der Geburt des Herrn, am 25. Dezember.

Glückstrahlend sah die junge Freifrau bald auf ihr Kind, bald auf das, die hellste Freude widerspiegelnde Antlitz des Gatten. Beide hatten dieselbe Meinung, der kleine Sprößling sei ein Gottesgeschenk, ein Gnadenkind; daher sie denn den gleichbedeutenden Namen Johannes wählten, den er zur Ehre Gottes tragen sollte.

Die Burgbewohner, als sie von der Ankunft des kleinen Freiherrn gehört, wurden des Jubels voll; sei es, weil nicht knechtische Furcht, sondern treueste Hingabe sie

an Herrn Siegmund fesselte; sei es, weil diesem Ereignisse frohe Feste und manch Trinkgeld folgten.

Übrigens legte sich das Unwetter am Nachmittage und die Sonne sandte vor ihrem Scheiden noch einen goldenen Strahl auf die stattliche Veste.

Auch am Tauftage war es, wenngleich winterlich, so doch hell und freundlich. Und als der grimme Winter endlich dem holden Lenze das Feld räumen mußte, freute sich alle Welt über den kleinen Junker Hans, wenn die Kindsfrau oder die Freifrau selbst ihn im Burghofe oder im Schloßgarten spazieren trug. Freilich hüteten sich die Mägde, ihres Kopfhaares Fülle in allzugroße Nähe der junkerlichen Fäustchen zu bringen, denn Niklas Kühbein, der Turmwart auf Hohenlandsberg, hatte erzählt, das Junkerlein hätte ihn so gewaltig an seinen Haaren gerissen, als wäre es schon ein Rittersmann. Darum er sich denn die Haare hätte kurz scheren lassen.

Wennschon nun das gewaltige Reißen sich wohl bestätigt hatte, so war doch das Kurzscheren von dem Gebote des Freiherrn Siegmund hergekommen. Leibeigene durften zu selber Zeit keine langen Haare tragen und Niklas hatte es hierin versehen; daher denn Herr Siegmund, als er von dem kräftigen Zerren seines Söhnleins gehört, wohl behaglich gelacht, aber doch auch streng die Verkürzung des Kühbein'schen Kopfschmuckes angeordnet hatte. —

Das Büblein wuchs heran und ward stark, wie selten in solchem Kindesalter zu finden ist. Weil nun im Laufe der Jahre dem Junkerlein Johann kein weiterer Sprößling nachfolgte und zu befürchten stand, was sich

denn auch in Zukunft bestätigte: daß dieser Sohn wohl das einzige Kind bleiben würde, so ward er von den Eltern gehütet und bewahrt wie der eigene Augapfel. Nicht daß er verzärtelt ward; dergleichen kannte man kaum zu jenen Zeiten. Aber der Freiherr Siegmund begann schon jetzt mit besonderer Sorgfalt, des Söhnleins Thun und Treiben in allen Stücken zu überwachen, sowie zu überlegen, wie er den Stammhalter am geeignetsten erziehen lassen solle.

Die Mächtigen, Vornehmen und Reichen pflegten damals ihren Söhnen häufig eine gute, sogar gelehrte Ausbildung zu Teil werden zu lassen. Zum mindesten wurden letztere in lateinische Schulen, nicht selten auf Universitäten geschickt, sodaß nicht wenige von ihnen sich in der Folge dem Geistlichen- und Gelehrtenstande widmeten. Wohl dachte auch Johann's Vater an diesen Bildungsgang. Weil aber der Geist der Zeit, d. h. der Herren eigner Geist, dermaßen verwildert war, daß Eigentum und Leben immerdar in Gefahr schwebten, so mochte Siegmund den Wunsch Eva's, den Zuschnitt zu Johann's Erziehung auf gelehrte Bildung zu machen, nicht wohl leiden, darum es denn in den Meinungen der Eltern jahrelang manch Hin und Her gab. Siegmund machte sein Gemahl auf die ewigen, zumeist um Raubes willen angezettelten Befehdungen aufmerksam. Er selbst, obwohl er — oder besser: *weil* er mächtig und reich war, hatte deren schon mehrfach zu bestehen gehabt. Das war auch der Grund, daß er schon lange vor seiner Verheiratung um kräftigeren Schutzes willen seine Besitzungen zu Lehen gegeben und zwar: Schwarzenberg dem Mark-

grafen Friedrich von Brandenburg, der damals in den fränkischen Fürstentümern regierte; sowie Hohenlandsberg dem Burggrafen von Nürnberg: Markgraf Albrecht von Brandenburg. Auch mit den Bischöfen von Würzburg hatte das Haus Derer von Schwarzenberg Lehnsverbindung.

Zugleich gab der Freiherr seinem Gemahl zu bedenken, daß nicht allein die Raublust der Ritter und Herren, sowie die Anmaßung mächtiger Städte den ruhigen Besitz und dessen Erweiterung bedrohe, sondern ebenso der immer mehr überhandnehmende Aufruhr von Bauern. Kaum ein Jahr vor des Söhnleins Geburt war ein solcher im Salzburgischen entstanden, weil der Erzbischof von Salzburg den Bauern unerschwingliche Steuern auferlegt hatte. Und so gährte es unter den Bauern sonst noch an vielen Orten.

Frau Eva ließ sich auch hierdurch nicht irre machen. Sie hatte als junge Gräfin Erbach nur der Mildthätigkeit gelebt und von der Welt und ihrem bösen Treiben kaum etwas erfahren, daher sie denn das Leben vertrauensseliger auffaßte, als mit der Klugheit vereinbar war. Noch immer wucherte ihr Wunsch. Wohl gab sie zu, daß Johann dereinst nicht den Geistlichenstand ergreifen solle, weil er dazu bestimmt war, die Linie fortzupflanzen, der er als einziger angehörte. Aber gelehrt sollte er werden, ein berühmter Mann. Das war es, was ihr nicht aus dem Sinn kam.

Der kleine Zweijährige konnte nicht ahnen, daß sich seine Eltern so besorgt um seine Zukunft stritten, hie Ritterlichkeit, hie Gelehrsamkeit. Ein Besuch, wie auch

die Ereignisse der folgenden Jahre sollten über diese wichtige Frage entscheiden.

Ein Gefreundeter und Anverwandter, Graf Philipp der jüngere von Rieneck, der erst dem geistlichen Stande angehörig war, hatte diesen, weil sein Bruder, gleichen Namens, ohne Leibeserben blieb, verlassen und sich im Jahre 1460 verheiratet. Schon nach drei Jahren verlor er sein Gemahl durch den Tod. Im Jahre 1465 aber vermählte er sich mit Anna, Gräfin von Wertheim.

Nach der Vermählungsfeier sollten noch Nachfeste stattfinden für des Grafen Unterthanen in den stattlichen Besitzungen zu Rieneck, Lohr, Schildeck, Gemünden und Brückenau. Die mitgeladenen Edlen wurden nach dem Schlosse Lohr am Main beschieden. Unter ihnen befand sich auch Siegmund und sein Gemahl.

Der Bote, der die Einladung nach Hohenlandsberg brachte, erhielt durch Bewirtung und Geschenke ein reichlich Botenbrot und zusagende Antwort, denn das Söhnlein war in guter Hut; Sabine, die Kindsfrau wich ihm nicht von der Seite.

Es war ein warmer Tag zu Ende des Augustmonats, als Freifrau Eva in schlichtem, aber wohlgepolstertem Wäglein unter dem Schutze ihres reitenden Gemahls die Reise antrat. An dreizehn Meilen lang war der Weg und nicht gefahrlos, denn sie mußten über Markt Bibart durch den unsicheren Steigerwald hindurch, um zunächst in Würzburg zu übernachten; daher denn Siegmund, der auch unabhängig vom Würzburger Geleit bleiben wollte, noch sechs wohlbewaffneter Knappen mitnahm.

Die Aufnahme im Schlosse Lohr war gar herzlich, also, daß sich Eva von Schwarzenberg schnell an die neuvermählte Gräfin Rieneck anschloß. Die Festmahle, Lustbarkeiten und Turniere boten den Gästen einen Reichtum von Genuß und Zeitvertreib, daß die Festtage nur allzubald entschwanden. Auf Rieneck's Zureden mußte das freiherrliche Ehepaar nach der Abreise der Gäste noch zwei Tage verweilen und diese zwei Tage gaben den Ausschlag betreffs der Frage über die Art der Erziehung des kleinen Johann.

Als Siegmund diese Angelegenheit in einer ruhigen Stunde dem ebenso gelehrten als ritterlichen Freunde auseinandergesetzt, schwieg Graf Rieneck anfänglich ein Weilchen still. Darauf sagte er bedächtig:

„In diesem Widerstreit der Wahl kommt es nach meinem Fürhalten darauf an, welchen Zweck Ihr im Auge habt. Wollt Ihr um Johann's selbst willen die Erziehungsart bestimmen, so ist abzuwarten, nach welcher Seite hin das Junkerlein sich neiget. Zeigt es frühzeitig gute Geistesgaben, so mögen diese in der Folge wohl gepfleget werden. Wenn nicht, so verbietet sich eine gelehrte Erziehung ganz von selbst. Weit müheloser ist, ihn zu einem tüchtigen Rittersmann auszubilden, denn hierzu gehört zunächst Körperkraft und Übung. Der Mut findet sich von selbst, wer seine Kräfte kennt. Doch anders gestaltet sich die Sache, so Ihr um Eures Geschlechtes und der Weltlage willen des Söhnleins Erziehungsart erwäget. Hier, mein' ich, ist ein Mann von Kraft und Mut vonnöten, der sich und was seine Pflicht ist, zu schirmen weiß. Und da die Welt jetzt gar im

Argen liegt, so wird ein Rittersmann sich und sein Geschlecht besser zu bewahren wissen, denn ein Gelehrter."

Als Frau Eva diese Worte vernommen, entgegnete sie:

„Vergönnt, daß ich hiergegen ein Wörtlein sage. Ihr hebt die Kraft hervor. Ist denn die Weisheit nicht ebenso und mehr noch von Wert als die Kraft des Leibes? Und abermal: Steht's denn gar so schlimm um diese Welt? Ich meine, sie sollt durch's Christentum doch immer besser werden."

„Vielliebe Frau!" versetzte der Graf; „Weisheit ist etwas anderes als Gelehrsamkeit. Auch ein Ungelehrter kann weise sein; dieweil die Weisheit ein Bronnen ist, aus welchem jeder schöpfen kann. Gelehrsamkeit führt wohl zu vielem Wissen, nicht immer aber zur Weisheit. So kann Johann dereinst mit Körperkraft und Mut auch die Gottesgabe der Weisheit verbinden, ohne der Gelehrsamkeit zu bedürfen. Glaubt mir, was man so Gelehrsamkeit nennt, ist oft nur Spitzfindigkeit und eitle Sucht, zu prunken."

„Allein wie steht es um die Welt?" frug Eva. „Was ficht Euch an, sie gar so schlecht zu nennen?"

Ehe Graf Rieneck antwortete, schaute er sich erst im Gemach um. Als er bemerkte, daß nur die beiden Ehepaare dahin, hub er an:

„Nicht jedem geb ich Einblick in meine Gedankenwelt. Doch Euch und meiner Anna vertraue ich wohl, also, daß ich frei entwickeln will, wie ich von der Welt denke. Ihr habe ich im geistlichen Stande längere Zeit angehört, jetzt im weltlichen; darum ich denn vermeine,

von beiden aus die Welt zu kennen und dies genugsam. Will nicht sagen, sie würd gradatim immer schlechter; ich hoff sogar das Gegenteil. Doch sprech ich hier nicht von ferner Zukunft, sondern von unseren jetzigen Gezeiten und denen Johann entgegen geht. Wohin wir nun schauen, sei's auf die Bauern, die Ritterschaft, die Fürsten und auf unsere Kirche — überall ist ein Schwanken und Wanken, ein Stören und Gähren, daß nichts fest steht und ein jeglicher sich wahren muß, nicht umgeworfen und zertreten zu werden. Im Bauernvolke lebt noch ein dunkel Bewußtsein von altgermanischer Freiheit. Stück für Stück hat der Zeiten Lauf sie ihm genommen. Hat der Bauer etwas, so ärgern sich Adel und Städte darüber. Läßt er blicken, daß er kein Begehr habe, sich ohne weiteres drücken und schinden zu lassen, so nennt man ihn anmaßend, grob, üppig, Ackertrappe und Flegel. Wohl mag gar mancher diese Ehrentitel verdienen. Wie aber steht's mit denen, die sie austeilen? Sie sind nicht um ein Haar besser. Wie viele Fürsten und Edle kennen nichts anderes als Habsucht, Vergnügungen, Lebsucht Übermut, Genußsucht und Überhebung ist ihr Teil."

„Hast Recht, Rieneck!" fiel Siegmund ein. „Hab's auch erfahren müssen. 's ist schlimm genug, wenn man, vor gleichem Stand nicht sicher, sein Hab und Gut um Schutz zu Lehen geben muß."

„Was Wunder," fuhr der Graf fort, „daß sich hierdurch ein grimmer Haß der Besitzlosen gegen die Begüterten gebildet hat. Die Zahl derer, die kein Eigentum mehr gelten lassen wollen und keine Unterwerfung mehr, wächst von Jahr zu Jahr und aller Orten gährt

es unter den Bauern. Wie erst aber wird an unserer Kirche gerüttelt! — Vor mehr als hundert Jahren schon haben selbst Priester, wie Hermann Küchner im Bistum Würzburg gelehrt, daß die Päpste und Bischöfe ihres Amtes halber nicht größer oder mehr wären, denn andere Priester. Schon damals eiferte man gegen Meßopfer und Meßfrohnden. Der Priester solle kein Opfergeld mehr erhalten. Es sei eitel Grempelei, Pfaffengeiz, Simonie und Raub des Almosens. — Das hat sich fortgesetzt bis heutigen Tag's. Doch betrifft es nur das Äußerliche. Weit mehr noch aber rüttelte man an den Satzungen der Kirche selbst, und rüttelt heute noch, also, daß Ihr, vielliebe Frau Eva, daraus entnehmen könnt, wie einer aus edelem Geschlecht mit Kraft und Weisheit handeln muß, den Werken der Zerstörungssucht zu steuern."

Der Graf hielt inne und that einen kräftigen Zug aus dem Weinpokal. Er schien keine Lust zu haben, noch mehr zu eröffnen. Doch sein Gemahl Anna war angeregt von dem Gespräch und verlangte, von dem Rütteln an den Satzungen zu hören.

„Nur ungern rede ich davon," sagte Rieneck darauf. „Ich schwatze aus der Schule und sollt's billig verschweigen. Doch da Ihr alle mich nicht verkennen werdet, sei Euch kund gethan, wie schon vor mehr als hundert Jahren Stimmen sich erhoben, die wider das Bestehende geeifert. In kirchlichen Fragen, hieß es damals, sei nicht menschliche Tradition, sondern die heilige Schrift die lautere Quelle, aus der man schöpfen solle. Weltliches und geistlich Regiment gehöre nicht zusammen, da doch

getrennt geschrieben stehe: ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gotte, was Gottes ist‘. Christus sei nicht zur Schlichtung weltlicher Händel in die Welt gekommen; habe solche Zumutungen auch immer streng abgewiesen. In weltlichen Dingen, hieß es weiter, seien die Priester dem weltlichen Richter unterthan. Die Geistlichen wären nicht Herren der Gewissen. Gott allein vergebe Sünde; der Priester Mund verkündige blos den Willen Gottes. Noch viel weniger könne der Papst von der Beobachtung des göttlichen Gesetzes willkürlich entbinden. Wer dies thue, sei ein Ketzer und ein teuflisch Beginnen sei, wenn Päpste die Unterthanen zur Empörung gegen ihren Fürsten reizen. — So und viel Mehres lehrte man in längst vergangnen Zeiten. Das nutzten auch die Fürsten. Hatte doch König Ludwig, der Bayer, sogar den Papst Johann als einen Ketzer erklärt und aus Rom vertrieben.“

Graf Rieneck hielt inne und blickte nachdenklich vor sich hin. Die anderen waren erstaunt, ob solch kühner Rede aus früheren Zeiten und schwiegen ebenfalls; bis Frau Eva, nicht wissend, wie hierüber zu urteilen, den Grafen frug:

„Und wie ist Eure Ansicht über solch Gebahren des Umsturzes?“

Trotz seines früheren Ausdruckes des Vertrauens zeigte sich der Vielerfahrene vorsichtig und antwortete:

„Laßt Euch, vielliebe Frau, an dem genügen, was ich als ein Geschehnis mitgeteilt. That ich's doch, um Euch zu zeigen, daß auch in unserer Kirche eine Gährung herrscht, die mehr noch als vor hundert Jahren hervortritt und — gebt acht! — noch viel schärfer hervor-

treten wird in unsrer jetzigen Zeit. Darum — und dies war ja der Ausgang unseres Gespräches — darum gebt Eurem Kleinen ritterliche Erziehung und gute Regeln zu wahrer Lebensweisheit mit auf den Weg; vor allem Gottesfurcht und keine Furcht vor Menschen."

Das Gespräch ward von dieser Seite abgebrochen und auf andere, verwandtschaftliche Beziehungen gebracht, sodaß alsbald dem ernsten Tone ein fröhliches Geplauder Platz machte, das erst die einbrechende Nacht beendete.

Tags darauf reiste Siegmund nebst Eva unter herzlicher Verabschiedung wieder zurück nach Hohenlandsberg. Der Erziehungsfrage ward unterwegs nicht weiter gedacht; auch zu Hause nicht, denn als die Eltern den kleinen Stammhalter wieder in den Armen trugen, vergaßen sie der Zukunft und lebten dem gegenwärtigen Glücke; zwar schwieg der alte Wunsch in Frau Eva nicht, doch war er durch Graf Rieneck's Rede und Rat gar sehr in den Hintergrund gedrängt worden. Ganz gab sie ihn erst im Laufe der Zeit auf, als die Unsicherheit des Verkehres und Besitzes immer ärger ward. Das Raubwesen blühte aller Orten. Hans Schüttensamen, eines Bayreuther Bürgers Sohn, hatte mit Anhängern unter dem Adel gegen die Stadt Nürnberg blutige Fehde begonnen und ringsum verwüstet und geraubt, wo er nur konnte. Das währte länger als acht Jahre. Zwischenein, im Jahre 1468, waren blutige Bauernerhebungen im Elsaß entstanden, die ihre Wogen weit ausbreiteten. Auch in Kärnthen gährte es bedenklich. Den Schüttensamen fing man erst im Jahre 74, allwo er in Nürnberg hingerichtet, d. h. verbrannt ward. Dies und so

manche Greuel noch schlugen durch. Frau Eva gewann Einsicht, und war mit dem Gemahl dafür, daß Johann eine ritterliche Erziehung und fromme weise Lebensregeln erhalten sollte. Daran mahnte auch jedes Jahr, vor allem das Unwesen des Hans Böheim an der Tauber, welcher hunderttausend Unzufriedene aufstachelte. So wuchs denn der Kleine heran unter allerhand kräftigenden Übungen, der Lehre vom Lesen und der Schreibkunst und mütterlicher Sorgfalt für die junge Seele.

Johann ward erstaunlich groß und kräftig. Er war der stärkste aller Knaben, die im Hause der Eltern verkehrten und ward bald der Schrecken seiner Kameraden. War auch erstaunlich groß am Geiste geworden, denn nie kam eine Lüge über seine Lippen. Das offene gerade Wesen des Junkerleins gefiel männiglich, doch hüteten sich die Altersgenossen, sogar Erwachsene, mit ihm anzubinden; denn Johann spaßte nicht und trillte weidlich durch, wer ihm entgegentrat. Es war ihm keiner gewachsen.

Die größten Knaben von Hohenlandsberg und Umgegend atmeten erleichtert auf, als es hieß, der Freiherr Siegmund wollte das Jahr 1477 auf seiner stattlichen Veste Schwarzenberg verbringen, soweit ihn Pflicht und Geschäfte nicht nach auswärts riefen.

So finden wir denn den Freiherrn in jenem Jahre an einem Fenster seiner Veste stehen, das in den Burghof sehen ließ. Behaglich schmunzelnd blickte er hinab. Es war ein wonniger Maitag, die Luft feuchtwarm und doch voll Sonnenschein. In den Zweigen sangen die Vögel und im Burghof stand Johann, somit noch nicht

ganz 14 Jahre alt, mit anderen Knaben edlen Geschlechts und übte sich im Speer- und Steinwerfen, im Schwertschwingen, Stechen und Ringkampf. ‚Behaglich schmunzelnd‘, sagte ich, sah Siegmund darein, denn sein Sohn, den Jedermann für 17 Jahre alt geschätzt hätte, zeigte sich allen in allem überlegen. Stolz richtete sich der Freiherr auf, als er dem Ringkampfe zuschaute, den der starke Junker von Seckendorff mit Johann angesponnen. Er währte nicht allzulange, denn als beide zu liegen gekommen waren, wandt sich Johann schnell unter dem Daraufliegenden hervor, sprang auf, faßte den Junker und hob den Zappelnden in die Höhe, als hätt er ein Bund Stroh in den Händen. Da gab es ein lautes Jubeln unter den anderen und Siegmund's Augen leuchteten hell auf vor freudigem Stolze. Als aber danach Seckendorff hitzig den Ringkampf von neuem wieder aufgenommen und Johann voll Zorn des Kampfes Regeln zuwider zu schlagen begann, begab sich der Freiherr in den Hof. Das sollte nicht sein. Sofort ward Ruhe, als Siegmund solche Ausschreitungen verwies.

Hierbei entdeckte der Freiherr, daß der zwar stämmige aber viel kleinere Junker Götz von Uffenheim, der dem Johann gar zugethan war, braune und blaue Flecken im Gesicht hatte.

„Wer hat Dich so zugerichtet?“ frug der Freiherr ernst geworden.

„Herr!“ sagte Götz mit einiger Keckheit; „ich bin gefallen.“

Erstaunt ob dieser Rede trat Johann vor und rief:

„Das ist nicht wahr, Götz! Nein, Vater, ich hab' ihn derb geschlagen."

„Und warum?"

„Götz nannte mich ein Muttersöhnlein."

„'s war halt nur Spaß," rief Götz darein, „und Hans nahm es für Ernst. D'rauf haben wir uns derb gewalkt und als ich mich unterliegen sah, schlug ich zu und Hans auch."

Der Freiherr, als er dies hörte, befand sich zwischen zwei Feuern. Er zürnte beiden ob der rohen Hauerei und doch bestach ihn Götz's Zurückhaltung um Johann's willen und seines Sohnes Wahrheitsliebe. Darum sagte er mit mildem Ernste:

„Das ist keine Art, zu streiten. So machen es die Bauerntölpel. Schämt Euch beide."

Hiermit war alles beigelegt. Und als der Freiherr die starken Knaben aufforderte, mit ihm auszureiten, da gab's bei ihnen hellen Jubel. Des Abends saßen alle einträchtig bei einander und hieben nur noch auf das reiche Mahl wacker ein, das sie mit der Familie verzehrten.

Es war doch nicht so leicht, als Rieneck glaubte, den starken Knaben zu echter Ritterlichkeit zu erziehen; denn Johann ward übermütig, reizte gar manchen zum Kampfe, also, daß von den Dörfern viele Klagen zum Vater gelangten. Nicht schlecht war's, was er that, doch auch nicht recht. In ihm wohnte eine üppige Fülle von Kraft, die ihn, weil er sich ihrer nicht genugsam entäußern konnte, zu manchen, wenn auch nicht bös gemeinten, doch zu Thaten der Überhebung und des Über-

mutes führten und so Anlaß zu ärgerlichen Beschwerden und Händelsschlichtungen gaben.

Siegmund suchte daher Johanns Kraftäußerungen auf Dinge zu lenken, die niemand verletzten. Er nahm ihn mit auf scharfe Ritte; er wollte, Johann solle sich müde reiten, solle endlich einmal einsehen, es gebe eine Grenze seiner Kraft. Wohl machte Johann all' die Reiterstücke mit, zeigte aber von Ermüdung keine Spur. Im Gegenteil! wenn die Hengste schweißtriefend zur Veste Schwarzenberg aufstiegen nach langem Ritte, war Johann noch rüstig und stellte an seinen Vater sogar das wunderliche Begehr, er solle ihn doch recht bald an einem Turniere teilnehmen lassen.

Da schüttelte der Freiherr zwar erstaunt den Kopf, ließ aber dem Gedanken in sich freie Bahn. Der ward zur reifen Frucht, als der Bischof von Eichstädt ihm bald darauf eine Einladung zu einem Turniere zusandte. Herr Siegmund sagte zu, ritt aber zuvor zum Bischof und nahm Johann mit auf die Reise.

Der Bischof war ein streitbarer Herr und hielt stattlichen Hof; daher denn Jagd und Waffenübungen in Eichstädt keine Seltenheit bildeten. Er nahm die Schwarzenbergs gastlich auf und als er unter vier Augen von Johann's Begehr erfuhr, lachte er laut auf ob solcher wunderlicher Mähr, ein Knabe von nahe 14 Jahren wollte turnieren. Das versprach ergötzliche Kurzweil, daher er denn gern seine Einwilligung gab.

Hochbefriedigt ritt Johann anderen Tages mit seinem Vater über Pappenheim und Ansbach wieder zurück zur Veste Schwarzenberg.

Frau Eva erschrak, als sie von dem Beschlusse hörte; sie war besorgt, es könne solch ein Wagstück für das einzige Kind schlecht ablaufen. Als ihr aber der Gatte von dessen Kraftproben so manches erzählte, ward sie vertrauensvoller, wenn auch nicht völlig beruhigt.

Die Zeit zum Waffenspiele am bischöflichen Hofe zu Eichstädt war nicht gut gewählt. Die Junisonne strahlte gar zu warm. Doch ergab es sich, daß beim Heranrücken des Turniertages ein kalter Nord wehte und mit feinem Regen die Luft kühlte, also, daß die Anstrengungen erträglich wurden.

Ein buntes, mannigfaltiges Leben und Treiben entfaltete sich zu Eichstädt an bewußten Tagen. War schon die Zahl der Jünglinge nicht gering, die um des immer in Athem erhaltenen Waffendienstes willen und mancher Fehden gern am bischöflichen Hofe weilten, so ward die Menge der Teilnehmer durch viel geladene edle Gäste noch mehr vergrößert. Das Turnier selbst ward in zwei Teile zerlegt. Zunächst traten die Erwachsenen in die Schranken und boten den schönen zuschauenden Frauen wie auch den nichtbeteiligten Männern ein prächtiges Bild. Manch eine Lanze ward gebrochen, manch ein Kranz ausgeteilt, aber auch manche schöne Rüstung samt Inhaber in den Staub geworfen.

Unter den Zuschauern befand sich auch des Bischofs Rat Johann Pirkheimer und sein Gemahl, eine geborene Löffelholz. Die hatte ihr siebenjährig Söhnlein Wilibald auf dem Schoße, welcher vor Vergnügen zappelte, also, daß die holden Frauen in der Nähe ihm freundlich zulächelten. Das Maß von Wilibalds Auf-

merksamkeit und Beifall erreichte aber die größte Höhe, als das Waffenspiel der Jünglinge begann, denn unter diesen war einer, von dem man sagte, er sei trotz seiner Größe erst 14 Jahre alt, somit noch ein Knabe. Und mit diesem Beifall stand der kleine Pirkheimer nicht allein. Junker Johann bestand im Rennen und Stechen, im Werfen, Schwertschwung und Schnellauf so meisterlich, daß ihm nur einer der Jünglinge über war, die anderen aber alle hinter ihm zurückstanden.

Die ritterlichen Edlen, voran der Bischof, staunten über des Knaben Kraft und Gewandtheit und schüttelten dem Freiherrn Siegmund glückwünschend die Hand. Johann hatte sich ein Kränzlein und ein schönes Schwert errungen. Das brachte ihm viel Beifall, aber auch viel stillen Neid, den manch ein Jüngling auf die Mannesjahre übertrug. Auch der kleine Wilibald hatte lauten Beifall gezollt und jubelnd sein Mützlein geschwenkt, also, daß Johann zu ihm hintrat und ihm lächelnd das Händchen schüttelte. Das sollte der Anfang sein zu einer stillen Freundschaft.

Wer Preise errungen, befand sich wohl, und wer unterlegen war, suchte sich durch die üppigen Mahle und den edlen, reichlich fließenden Wein zu entschädigen, so daß das Eichstädter Turnierfest gut, d. h. ohne Unfall und äußerlich bemerklichen Zwist verlief. Daß Junker Heinz von Gunzingen, der sich auf seine Verwandtschaft mit hohen geistlichen Würdenträgern viel zu gute that, gar schel und giftig auf Johann von Schwarzenberg blickte, weil dieser, obwohl fünf Jahre jünger, ihn in allen Teilen des Turnieres überwunden, ward außer

von Johann selbst von niemand beachtet. Der Trubel und die rauschende Festesfreude waren zu groß.

Stolz zeigte Johann seine Siegespreise der Mutter, als er mit dem Vater und Gefolge wieder in die Veste Schwarzenberg zurückgekehrt war. Frau Eva hörte gar gern seinen Erzählungen zu, in denen er des hübschen blondgelockten Knabens Wilibald nicht vergaß. Lebhaft und feurig waren seine Mitteilungen; Thatendurst sprach sich aus allen aus, bis der Schlaf sein Recht forderte und dem kleinen Ritter die Augen schloß.

Von jetzt an änderte sich der knabenhafte Übermut. An dessen Stelle trat ein gesetztes Selbstbewußtsein, errungen durch die gut bestandene Probe zu Eichstädt. Als daher im folgenden Jahre eine Einladung des Grafen Philipp von Rieneck an Herrn Siegmund und Frau Eva gelangte, am 4. Mai zur Hochzeit seiner Tochter Anna, erster Ehe, nach Burg Rieneck zu kommen und sich nebst Johann an Turnierfestlichkeiten zu beteiligen, fühlte dieser trotz seiner wenigen 15 Jahre einen Grad männlicher Würde in sich, die dem Vater im stillen um so ergötzlicher war, als er in Rieneck an ihm einen schwachen Versuch ritterlicher Aufmerksamkeit für die jungen Gräfinnen bemerkte, insonderheit für die erst elfjährige Kunegundis. Wohl war diese über ihr Alter hinaus hoch aufgewachsen; auch zeigten ihre schönen dunklen Augen bereits einen jungfräulichen Ernst, ihre Bewegungen etwas Gemessenes. Doch das stammte aus der Erziehung Regeln und hielt nicht stand, denn sobald sich die holde kleine Maid weniger beobachtet glaubte, ward sie ganz Kind und Johanns Bemühen, ihr ritter-

lich zu dienen, um so possierlicher. Beide Elternpaare konnten sich eines Lächelns nicht enthalten.

Auch bei diesem kleinen Turniere entwickelte der junge Junker eine in Erstaunen setzende Kraft und Gewandtheit. Auch hier mußte der mit geladene Heinz von Gunzingen Johanns Überlegenheit erfahren. Zu dessen Staunen erwies sich jener nicht so scheelsüchtig wie in Eichstädt. Mochte es nun sein, weil er über Götz von Uffenheim gesiegt und doch auch ein Preislein davongetragen, oder verschloß er vorläufig seine wahre Gesinnung, kurz: es kam zu keinem offenen Bruche. Nicht wenig mochte wohl auch der Umstand beigetragen haben, daß schon beim ersten großen Festmahle der Gunzinger Junker an den Tischen der Erwachsenen seinen Platz erhielt, während Johann unter „die Jugend“ gesteckt ward, d. h. mit einigen der unerwachsenen Kinder des Grafen Rieneck und anderen an einer Tafel speisen mußte, noch dazu unter dem wachsamen Auge des Rieneckschen Hofmeisters.

Da traten zum erstenmale Neid und Ehrsucht in Johanns junge Seele und forderten Raum. Der aber ward ihnen streitig gemacht durch des Festes weiteren Verlauf. Als die Tafelfreuden vorüber, nahete sich das junge Ehepaar und unterhielt sich aus großer Wohlgewogenheit mit Johann, was dem von Gunzingen nicht zu teil ward. Das war nicht geringe Ehre, denn Graf Rienecks Schwiegersohn war Ernst von Schönburg, der angesehene Herr von Glauchau. Und Anna, sein blutjung Gemahl, sagte ihm holdselige Worte und reichte ihm die Hand.

Zum andern hatte Kunegundis ihren Nachbar Johann, als dieser mit der Kraft und Stärke seiner Knochen sich brüstete, bei Tische so recht kindisch geneckt, ihm nach dem Mahle ein Knöchlein von Fasan überreicht und, des Weines wohlgemut, gesagt, seine Knochen würden wohl nicht stärker sein wie dieses. Darauf hatte Johann die kleine Maid flugs beim Köpfchen gefaßt und ihr ein Küßlein auf die weiße Stirn gegeben. Zwar erhielt er als Gegengabe einen Klaps auf den Mund, doch der andere Mund lachte dazu. Das Knöchlein aber steckte er zu sich.

Heinz von Gunzingen war deß Zeuge und alsbald beflissen, dem Hofmeister hiervon Mitteilung zu machen. Der aber zuckte mit den Achseln und ließ es bewenden. Johann mußte der Kunegundis in die Kinderstube folgen, hier ihre Puppen bewundern, mit ihren kleinen Geschwistern Thomas, Johann und Amalie plaudern und auch das Wickelkindchen Reinhard betrachten. Danach wurden sie getrennt. Johann sah das Kind erst beim Abschied für die Heimreise wieder und erhielt von ihm die vorschriftsmäßige steife Verbeugung. —

Was Herr Siegmund daheim von dem allgemeinen Wohlgefallen erzählte, das sich Johann errungen, drang wie Musik in der Mutter Seele. Nunmehr stand es felsenfest, daß der geliebte Sohn einzig die ritterliche Laufbahn betreten sollte.

Nur eins war, was der Freiherr noch zu bemängeln fand. Johann's Wesen war für einen angehenden Junker noch zu ungeschlacht und derb. Er sollte auch die feinen höfischen Sitten kennen lernen und sich in der Welt gut

zu bewegen wissen; darum man denn beschloß, den Sohn nur noch wenige Jahre im Elternhause zu belassen, dann aber an einem angesehenen Hofe in die Schule der hohen Welt zu schicken.

Was Graf Rieneck von dem Rütteln am Bestehenden mit Zurückhaltung erzählt, und daß es wohl noch stärker werden würde denn zuvor, bestätigte sich noch selben Jahres, in welchem Johann das Ritterspiel zu Eichstädt so gut bestanden. Es traten vieler Orten Geistliche und Laien auf, denen die zunehmende Unsittlichkeit und Habsucht der Geistlichkeit ein Gräuel war. Und als der gelehrte Johann Wessel, der an der Hochschule zu Heidelberg lehrte, in jenem Jahre offen gegen die Verderbnisse der Kirche zu Felde zog, wie auch gegen den Verfinsterungsgeist der scholastischen Theologen, namentlich der Mönche, da fand er in kurzem eine Menge Gelehrter, Grafen und Herren, die ihm beipflichteten.

Das machte nicht wenig Aufsehen, denn Wessel stritt trotz des schrecklichen Verbrennungstodes des Huß vor 62 Jahren wider das Cölibat, wider den Mißbrauch der Messe, wider den Wert menschlicher Traditionen in den Fällen, in denen die wahre Glaubensquelle, die heilige Schrift, anders entscheide. Auch die Lehre vom Ablaß, als Seligkeitsmittel, griff er scharf an. Was er sagte, mocht mancher schon im stillen gedacht und gefühlt haben, daher die Menge derer bald wuchs, die ihm beipflichteten.

Dazu kam, daß das Fehde- und Raubwesen immer ärger ward, ebenso die Gährung unter den unzufriedenen Bauern und Hörigen. Das Rütteln und Schütteln

rauschte durch das ganze Reich und darüber hinaus. Dem gegenüber sollte Johann gewappnet werden. Und damit auch sein Inneres gestählt werde wider die Versuchungen zum Bösen, benutzte Frau Eva die wenigen Jahre von Johanns Verbleib und trug redlich Gottesfurcht hinein und Frömmigkeit und daß es noch ein höher, wünschenswerter Gut und Leben gebe, als irdischer Besitz und Genuß, also, daß solcher guter Lehren viele in Johanns junger Brust als Echo erweckten: „Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen“.

Zweiter Abschnitt

Das war ein schwerer Abschied gewesen, als Johann mit seinem Vater im März des Jahres 1480 die Veste Schwarzenberg verließ, um nach Mainz zu reiten zum kurfürstlichen Hof und lange auszubleiben zur Erlangung feiner Sitten. Wohl brannte Johann darauf, die Welt zu sehen und sich mit ihr zu messen; fast schien es, als könne er den Augenblick der Trennung nicht erwarten. Als aber die Mutter ihn zum letzten Male umfing und er auf seiner Stirn ihre heißen Thränen fühlte, da ward auch ihm das Auge naß. Noch einmal drückte er die Mutter stürmisch an die Brust. Noch einen Kuß — dann riß er sich loß und hatte Mühe, seine Thränen vor den Knechten zu verbergen, noch als er das Pferd bestieg und mit dem Vater dem Wagen folgte, der seine Truhen enthielt.

Danach schaute er noch einmal hinauf, winkte mit der Hand dem wehenden nassen Tüchlein der Mutter zu und entschwand dann bald den Blicken der Weinenden.

Frau Eva aber ging in die Kapelle der Burg und betete heiß zur gebenedeiten Jungfrau Maria um Schutz für ihr einziges Kind, beides: des Leibes und der Seele. Sie hatte nach und nach erfahren, wie schlimm es in der Welt aussah, wie viele Gefahren drohten, zumal einem noch nicht siebenzehnjährigen Jüngling. Auch war das Reisen von damals ein ganz ander Ding als zu gegenwärtiger Zeit. Jetzt braucht das Dampfroß nur 6 Stunden Frist vom nächsten Orte Marktbibart bis Mainz; man kann sogar in einem Tage hin und zurück gelangen. Da ist von schwerem Abschied nicht die Rede. Doch damals bedurften Reiter an sich schon 4 bis 5 Tage Zeit, weit mehr aber noch, wenn sie ein Gefährt mit Gepäck begleiteten. Zwar erhielten die Reisenden gegen Zahlung von Gebühren Geleit aus jedem einzelnen Gebiete von Bischöfen, Fürsten und Grafen, doch war nicht immer großer Verlaß darauf; es gab der Wegelagerer und Raubgesindels hohen und niederen Standes zu viele; der stürmischen Elemente und Krankheiten gar nicht zu gedenken.

Im ganzen ging die Reise glücklich von statten. Der Ritt von der Heimat durch den Steigerwald nach Kitzingen erfuhr keine Unterbrechung; ebenso sicher zeigten sich die Wege nach Würzburg und — dem Main entlang — nach Gemünden. Nur im Spessart, zwischen hier und Aschaffenburg, wurden die Reisenden durch ein Abenteuer überrascht. Sie hörten auf einsamem Wege mitten im Walde laut Hilfgeschrei. Als beide Freiherren mit den Knappen herzueilten, fanden sie einen Priester nebst dessen Geleitsknechten im Handgemenge mit vermummtem

Raubgesindel. Da schlug auch Johann mit dem Schwerte wacker darein und spaltete die Schädel der Ruchlosen. Es war die erste blutige Waffenthat. Der Priester und seine Leute waren befreit. Sie athmeten erleichtert auf, denn es ging ihnen hart an den Kragen. Die vornehmen Reisenden empfingen den Dank des Paters Bernhard und seinen Segen. Demütig knieten die Freiherren nieder; Johann küßte den Saum des Priestergewandes. Es war ein außergewöhnlicher Segen, der hier gespendet ward. Der Pater trug echte Goldborten und Edelgestein bei sich, bestimmt für die Klosterkirche zu Aschaffenburg. Neugierig bewunderte Johann die Kleinodien. Als aber Pater Bernhard ihnen einen Span vom Stabe Skt. Petri und ein Stück Zeug vom Gewande des heiligen Markus zeigte und beim Segensprechen mit den Reliquien die Häupter berührte, begehrte Johann, die heiligen Überreste küssen zu dürfen. Dies ward genehmigt und der junge Freiherr empfand ein frommes Rühren mit der Gewißheit, er sei nun gefeiet gegen das Böse und gegen Ungemach.

Der Priester und seine Leute schlossen sich dem freiherrlichen Zuge an und wurden so geschützt bis Aschaffenburg geleitet. Hier ward Nachtlager gehalten und jeder der Retter von der Geistlichkeit hoch geehrt und gut bewirtet. In der Kirche aber hatte Johann heimlich ein frommes Werk vollbracht. Noch heute trug er das Stück Fasanenknöchlein bei sich, das ihm dereinst Kunegundis, wenn auch nur im Scherze, gegeben. Er wähnte, so ein Stücklein, von einer kindlich reinen Maid geboten, müsse Glück bringen und auch rein erhalten, wenn

es geweiht sei. Darum hatte er das Knöchlein in die offengehaltene Hand der Figur eines der Kirchenheiligen gelegt und dann sorgsam wieder versteckt. Es sollte sein Amulet sein wider Zauberei und Krankheit.

Der weitere Ritt über Frankfurt nach Mainz ging glatt von statten. An einem Abende spät trafen sie in einer Herberge, so von den Edlen viel benutzt ward, ermüdet ein. Niklas Kühbein, welchen Johann in Mainz als Diener behalten sollte, sorgte redlich für's Gepäck.

Am kurfürstlichen Hofe wurden Vater und Sohn, längst angemeldet, huldvoll aufgenommen, Herr Siegmund erst nach etlichen Tagen entlassen. Auch der Abschied von ihm ward dem Sohne schwer; Herr Siegmund war bewegt und jetzt erst fühlte Johann, wie nahe seinem Herzen der Vater stand, der ihm als einzigem Kinde immerdar eine Liebe entgegengebracht, die man fast zärtlich nennen konnte. Doch machte es Herr Siegmund kurz und überließ sein Kostbarstes den Kreisen der Edlen, die sich aus alter Freundschaft bei Hofe seiner annehmen wollten.

Hier aber konnte Johann nicht lange der Trennung nachdenken. Bald gab es Unterricht in feinen Sitten beim Speisen, beim Bedienen, bei Empfang von Gästen; bald wurden Waffenübungen aller Art vorgenommen, insonderheit das Schießen mit der Büchse. Auch Jagden, Feste und Lustbarkeiten halfen die Zeit vertreiben. Johann ward in einen Strudel von Beschäftigungen gezogen, die er zumeist noch nie gekannt. Er fand sich schnell in alles und weil er sich durch seine erstaunliche Körperkraft und Gewandtheit, wie durch den bald erlernten Anstand vor allen Jünglingen am Hofe auszeichnete, ward

er vom Kurfürsten, dessen Räten und Edlen wohl gelitten. Die edlen Frauen aber waren ihm gar hold ob seiner Kraft, seines schönen Leibes und Antlitzes und guten Wesens. Das sollte er alsbald erfahren, auch wie es sonst noch zuging in den höfischen Kreisen.

Am liebsten tummelte sich Johann mit den übrigen Junkern in den Waffen und im Reiten. Er ward bekannt mit manchem Jüngling aus edlem Geschlecht mit gleicher oder unedler Gesinnung. Es war ein fröhlich, ein lustig Leben, das Johann gar wohl behagen konnte. Auch zechen hatte er mit der Zeit gelernt und sorgfältig die Art, wie man jemandem zutrinken solle. Und weils beim Zechen nur die besten Weine aus dem gesegneten Rheinlande gab, so fand er bald Geschmack hieran und an Gelagen, wie auch am Spiel. Das alles ging so ganz allmählich, daß Johann sich seiner Meisterschaft erst dann bewußt ward, als die tollsten unter den Junkern ihn belobten und zum ersten Vortrinker erkoren. Das kitzelte den Unerfahrenen; er that denn auch dem Ehrenposten alle Ehre.

Sein Dienst bei Hofe war nicht beschwerlich, weil diesen nicht wenige Kameraden mit ihm teilten. Auch suchte nach längerer Zeit seines Aufenthaltes das Edelfräulein, die schöne Agnes von Lingen, ihm manche heimliche Freude zu bereiten. Arglos nahm er deren Blumen und heimliche Geschenke an; war doch das Fräulein an die 8 Jahre älter als er. Daß Agnes eine nahe Verwandte des Heinz von Gunzingen war, konnt ihm das Schmeichelhafte dieser Frauengunst nicht verleiden, die er jetzt zum ersten Male empfand.

Die dem jungen Freiherrn gespendeten Aufmerksamkeiten der schönen Agnes blieben nicht ganz unbemerkt. Ein Edler am Hofe, welcher das Fräulein im Stillen minnete, ward eifersüchtig auf Johann und manch eine vornehme Maid oder Frau eifersüchtig auf Agnes, denn Johann war gar schön in der Fülle seiner Kraft, edel von Wuchs und fesselnden Antlitzes, in welchem ein Paar dunkelblaue Augen feurig sprühten. Daß diese Augen hin und wieder trübe blicken konnten, wußte nur Johann. Schon nach Verlauf von einem halben Jahre hatte das Spiel eine große Lücke in sein Vermögen gebracht, das ihm der Vater reichlich mitgegeben. Statt innezuhalten und weise mit dem zu wirtschaften, was ihm der freigebige Vater durch einen Mainzer Wechsler als Aufwandsgeld zukommen ließ, trieb ihn die Sucht, das Glück des Spieles von Neuem zu versuchen, um das Verlorene wieder zu erringen. Zum zweiten Male ließ es ihn im Stiche und erzeugte Sorgen, die der Jüngling bisher noch nie gekannt.

Wohl blickte er von Zeit zu Zeit auf sein angehängtes Amulet, das Knöchlein aus Kunegundis kindlicher Hand; doch schien ihm, als hätte es an Kraft verloren. Als er einst trunken von einem Gelage der Junker in sein Gemach zurückgekehrt war, legte er das Amulet ganz ab und verbarg es als nutzlos in einer seiner Truhen. Am folgenden Morgen begab er sich verstimmt zur Waffenübung. Im Herbste sollte am Hofe ein Turnier stattfinden, an welchem Johann es nicht mehr mit Jünglingen, sondern mit festen Rittern aufnehmen wollte, um seine Kraft zu messen und — zu zeigen.

Als die Übungen beendet waren, hatte er kurzen Dienst beim Kurfürsten. In den Vorgemächern bewegten sich edle Frauen und Herren des Hofes, darunter auch Agnes von Lingen. Die schöne Maid war umringt von vornehmen Herren. Bewundernd lauschten diese dem fröhlichen Geplauder des Fräuleins; mocht vielleicht auch mancher darunter sein, dem des Fräuleins Reichtum ebenso gefiel als dessen Reize und das Feuer der Augen. Kaum ward Agnes des jungen Freiherrn gewahr, als sie den Kreis ihrer Verehrer durchschritt und Johann anredete:

„Hab gehört, Ihr wollet es beim nächsten Turnier mit Männern aufnehmen. Das sieht Euch ähnlich. Nur waget nicht zu viel, Schwarzenberg! und hütet Euch vor meinem Vetter Heinz. Der ist gar grimm im Lanzenstechen.“

„Davor ist mir nicht bang,“ antwortete Johann mit gewinnender Verbeugung. „Bin seiner Herr geworden, noch als ich 14 Jahr alt war und seit der Zeit ist die Kraft meiner Arme beträchtlich gewachsen.“

„Das glaub ich gern,“ entgegnete Agnes und betrachtete mit leuchtenden Augen den schönen Wuchs des kraftstrotzenden Körpers. Darauf setzte sie etwas leiser hinzu:

„Habt Ihr schon eine Dame gewählt, für deren Farben Ihr in die Schranken treten werdet? Und darf ich erfahren, wer die Glückliche ist?“

Johann erwiderte in artiger Gefälligkeit:

„Wenn anders ich nicht abgewiesen werde — vielleicht die schöne Agnes von Lingen?“

„Wirklich?“, rief Agnes erfreut. „Gern, gern, Freiherr Johann. Und daß ichs ernst meine — nehmt diese Schleife mit Blau und Gelb. Daß Ihr unsern Farben Ehre machen werdet, deß bin ich gewiß.“ Sie nahm die Schleife von ihrem luftigen Gewande und schob sie ihm gleich einem Amulet am Halsausschnitt unter das Wamms, darauf sie ihn mit munterer Rede noch längere Zeit festhielt. Ob dieser auszeichnenden Gunst des schönen, reichen und vielumworbenen Fräuleins entstanden dem Jüngling manch ein äußerer Feind und ein innerer: die Eitelkeit. Nicht Neigung zu der Gönnerin erfüllte ihn; hierzu schien sein Herz zu stählern zu sein. Aber es bildete sich ein Grad von Dankbarkeit dafür, daß die edle Maid ihn allein vor allen andern auszeichnete. Dessen wollte er sich würdig zeigen.

Als das Turnier begonnen, blieb des Fräuleins Schleife an Johanns Helm nicht unbemerkt. Man wußte nun, woran man war. Die Farbe der von Lingen siegte bei jedem Gange; kein Gleichaltriger mehr wollte mit Johann losgehen. Und als auch ein starker Ritter, noch größer und viel älter als Johann, dem unterlag, da staunten selbst die Neider und Agnes' Augen funkelten vor Freude und Liebe. Mancher Edle reichte ihm die Hand, sogar der Pfalzgraf, der als Gast zugegen. Der schlug ihn auf die Schulter und sagte:

„Das sollt mich freuen, Schwarzenberg! wenn Ihr an meinen Hof nach Heidelberg wolltet ziehen und dort verweilen.“

Hierdurch noch kühner gemacht, wollt Johann mit dem gewaltigen Ritter von Egolsheim einen Gang wagen.

Doch riet man dringlich hiervon ab; der hätte ihn in den Grund gebohrt.

Gar lustige und kurzweilige Feste folgten dem Turniere und Johann ward viel gefeiert. Die Ehrenbezeugungen kitzelten ihn nicht wenig. Der einzige Schatten, der auf die Tage fiel, war das erschreckende Zusammenschmelzen seiner Gelder. Selbst Niklas, der doch sonst oft Rat wußte, schüttelte bedenklich mit dem Kopfe.

So kam es denn, daß der junge Freiherr sein letztes klingendes Gut zusammenraffte, um es abermals im hohen Spiele einzusetzen.

Verloren! Alles verloren! — Was wollte er thun!? Die Sorge und die unmerklich aufkeimende Unzufriedenheit mit sich selbst mußten hinuntergeschwemmt werden im Trinkgelage. Manch einer trank ihm einen Humpen zu; einen eben solchen Humpen mußte er nachtrinken, mußte auch Anderen zutrinken, bis diese Anderen unter dem Tische lagen und Johann selbst schwerberauscht sich von Niklas in sein Gemach führen ließ. Die Leidenschaft des Spieles und der leidige Brauch des Zutrinkens — wenn man es nicht richtiger mit Saufen bezeichnet — begannen ihre Zerrüttungen.

Fang einer nur einmal an, wüsten Lastern zu fröhnen! Sein Trost: „Wenn es zu arg wird, willst du aufhören," erweist sich als hinfällig, denn die Willenskraft schwindet und das Rad rollt weiter.

Wie der Strauß meint, sobald er seinen Kopf in den Sand stecke, könne ihn der verfolgende Feind nicht sehen, so täuschte sich auch Johann durch die Meinung,

durch fortgesetztes Trinken könne er die feindseligen Gewissensbisse los werden. Umsonst! —

Als er einst am Morgen nach einer Zechnacht erwachte, staunte er nicht wenig, auf einem Tische seines Gemaches ein verschlossenes Kästlein vorzufinden; dabei ein wohlversiegelt Schreiben, enthaltend den Schlüssel und die Worte „Dies ist dein“.

Im Kästlein aber lag rotes Gold, so viel, daß er seine Spielschulden bezahlen konnte und noch viel überbehielt. Johann frug den getreuen Niklas nach dem Sender. Doch konnte der Diener nichts anderes mitteilen als: ein alt Weib hätt es gebracht mit der Weisung, es seinem Herrn zu geben. Drauf sei sie schnell entwischt. Wenngleich es nicht recht wahrscheinlich war, daß das Geld, aus der Heimat gesandt, vom Wechsler durch ein alt Weib ihm zugestellt worden, begab sich Johann doch zu dem Agenten und frug. Hier aber war nichts angekommen. Drauf erhielt Niklas den Befehl, mit Fleiß zu forschen, wer und wo jenes Weib sei. Trotz tagelangen Suchens fand auch dieser nichts.

Verwundert schüttelte Johann den Kopf Bei diesem Schütteln mocht wohl auch der Gedanke losgeschüttelt worden sein, das aufgedungene Gold zur Tilgung der Spielschulden zu verwenden. Johann griff in das Goldkästlein und wog den Schatz. Der Entschluß, dem Vater zu bekennen, ihn um Sendung der fehlenden Summe anzugehen, zog die Hand wieder ab. So ging das hin und her, bis endlich die falsche Scham siegte. Die Spielschulden wurden von dem fremden Golde bezahlt. Ein schwerer Stein fiel vom Herzen Johanns und doch

merkte er nicht, daß sich ein zweiter darauf wälzte zum Ersatz.

Trotz alles Suchens und Forschens konnte Niklas jenes Weib nicht ausfindig machen.

Lange Zeit war verstrichen, ohne daß Licht in das dunkle Ereignis gekommen wäre. Das Leben am Hofe nahm den gewohnten Gang mit manchen Unterbrechungen durch Festlichkeiten, Tanz und Jagd. Durch alle Kurzweil aber verfolgte den lockern Freiherrn der Gedanke an das fremde Gold, also, daß er zerstreut ward und die schöne Agnes nicht mehr beachtete. Als seiner Befreundeten einer ihn auf solch auffällig Betragen aufmerksam gemacht, erschrak Johann; um keinen Preis sollte man ihn einer hofwidrigen Unhöflichkeit zeihen. Beim nächsten Feste forderte er das Fräulein von Lingen zum Tanze auf. Das schöne Paar ward allgemein bewundert. Auf Agnes Lippen schwebte, um die Welt zu täuschen, ein lieblich Lächeln; während des Tanzes aber flüsterte sie ihrem Ritter zu: „Treuloser!", nach einer Weile wieder „Treuloser!" — und als Johann betroffen und verwirrt schwieg: „Undankbarer!". — Jetzt fühlte Johann, daß eine Aussprache notwendig sei. Noch selben Abends bot sich hierzu Gelegenheit. Er führte seine Tänzerin durch das Gewühl der zahlreichen Gäste und verschwand mit ihr unbemerkt in ein entlegneres einsam Gemach. Hier blieb er vor ihr stehen und frug:

„Hochedel Fräulein! Ihr habt mich treulos genannt und doch hab ich zu Eurer Farbe Ehre gestritten und sie siegen gemacht. Ihr habt mich undankbar genannt und doch weiß ich nicht, wie ich das verdiene. Ver-

gönnet mir ein Wort der Erklärung, daß ich, wo es not thut, ändere, worin ich etwan unbewußt gefehlt."

Agnes von Lingen war erregt und anfänglich ohne Athem. Doch bezwang sie sich und sagte mit ruhigem Unwillen:

„Johann von Schwarzenberg! seid Ihr denn noch so unerfahren, daß Ihr nicht merkt, welch Fräulein einem Ritter eine Schleife oder Schärpe giebt zum Waffenspiel, das will damit sagen, daß es ihm wohl will? Ist Euch die Gunst umworbener Frauen gar so gleichgültig, daß Ihr die, die Euch begünstigt, gänzlich unbeachtet laßt?"

Jetzt ward Johann betroffen. Er wollt artig sein und höflich und zeigen, daß er nicht umsonst den feinen Ton bei Hofe erlernt; darum er denn der holden Agnes Fingerspitzen küßte und erwiderte:

„Nur einige Sorge und zeitweilige Unpäßlichkeit war schuld, daß ich zerstreut war. So hoher Gunst aber, ausgehend vom schönsten Fräulein des Hofes, werd ich nie vergessen."

„Und ist das wahr?", frug Agnes freundlicher.

„Warum nicht?", entgegnete Johann halb lächelnd, „die Gunst der schönsten Maid sich zu verscherzen, ist Thorheit doch und undankbar. Das habt Ihr sicher mit diesem Worte auch gemeint."

Das war mehr, als Agnes erwartet zu haben schien. Sie umschlang ihn mit ihren weißen Armen und sagte:

„Böser Mann, dem ich nicht zürnen kann! denn deine Reue kleidet dich gut. Hab deine Sorgen wohl

erfahren und wollt nicht, daß sie dich peinigten. Wer Agnes von Lingen minnet, soll fröhlich sein und Neider erringen, und wem Agnes ihre Gunst durchaus schenkt, soll keine Sorgenfalten haben. Wenn ich dir alles, alles schenken möchte, warum da nicht das —"

Sie hielt inne und legte ihren Kopf an des Jünglings breite Brust. Da durchzuckte wie ein Blitz das Innere Johanns der Gedanke, sie setze voraus, daß er sie minnete und — das viele Geld sei von ihr. Da rief in ihm das Gewissen treuherziger Ehrlichkeit, daß die Maid nicht getäuscht werden dürfe. Und so schnell wie der Gedanke kam, reifte auch sein Entschluß. Der aber ließ ihn zuvor fragen:

„So ist das Kästlein mit dem Golde Eure Gabe?"

Statt einer Antwort drückte die verführerische Maid den Verehrten an ihre Brust, darin es wohl stürmisch hämmern mochte.

Auch in Johanns Brust dröhnte ein Hammer, wenngleich aus ganz anderer Ursache. Er wußte ja noch gar nicht, was Liebe war, hatte diese auch Agnes gegenüber nie empfunden, dafür nichts anderes als geschmeichelte Eitelkeit, daß er, gerade er von der Vielbegehrten vor allen andern ausgezeichnet wurde. Und Geld von einer Frau anzunehmen? Nimmermehr!" —

„Verzeiht, hochedel Fräulein!", flüsterte er etwas verwirrt. „Verzeiht, wenn ich dem Scheine der Undankbarkeit mich ausgesetzt — jedoch — ich habe — nicht darf ich — — Fräulein! ich kann das Geld nicht annehmen —"

Verwundert blickte Agnes auf und frug:

„Und warum nicht, du störrischer Mann?"

„Weil — weil sich die Voraussetzung nicht bestätigt, unter der Ihr gut gemeint das Gold gegeben."

Agnes ließ ihre Arme los. Sie blickte ihn erst erstaunt an, dann ward sie bleich und preßte die schmalen Lippen aufeinander. Die plötzliche Enttäuschung hatte sie kalt übergossen, aber der Besinnung nicht beraubt. Auf keinen Fall durfte Jemand etwas von solcher Demütigung merken. Das hätte geschehen können, wenn jedes allein für sich in die Festräume zurückgekehrt wäre. Darum legte sie ihre Fingerspitzen in Johanns gebogenen Arm und rief kalt, fast herrisch:

„In den Saal!"

Lächelnd ließ sie sich hier an ihren früheren Platz unter den Frauen führen. Nur auf eine Sekunde verschwand dieses Lächeln, dann machte ein Strahl des Hasses ihre schönen Augen gar häßlich und nicht minder häßlich ihre Seele das zugeflüsterte Wort „Elender!". —

„Die Lingen scheint eine gewisse Eroberung gemacht zu haben," flüsterten etliche sich zu. „Sie will sich nur nichts merken lassen, darum sie denn so lustig und der Rede selig geworden ist."

„Und wo ist denn Schwarzenberg?"

„Der sitzt im andren Flügel in der Trinkstube; will doch auch das Zutrinken lernen und leert vielleicht schon den fünften Humpen zur Ehre und auf's Wohl eines Fräuleins." —

Am folgenden Vormittage konnten die Mainzer den

jungen Freiherrn mit gerunzelter Stirn aus dem Hause des Weschlers treten sehen.

„Niklas, sitz auf! Du mußt sogleich nach Hohenlandsberg reiten. Reit wie der Teufel!" —

* * *

Gegen Ende des Jahres rollte ein beladener Wagen auf der holprigen Landstraße der Stadt Heidelberg zu. Hinter ihm ritten Niklas Kühbein und drei pfälzische Geleitssöldner. Voran: der junge Freiherr von Schwarzenberg. Der war gar wohlgemut und konnte es sein, denn seine Verbindung mit dem Hofe zu Mainz hatte sich besser gelöst, als er vermutet. Nachdem Johann dem Vater offen geschrieben, er habe so und so viel Spielschulden gemacht, hatte Siegmund bereitwillig das Geld geschickt und nur dazu geschrieben, er solle doch das verf .... Spiel lassen. Seine Übersiedelung an den Hof zu Heidelberg billige er, zumal ihr eine Einladung des Fürsten vorausgegangen. — So konnte er die drückende Summe an Agnes zurückgelangen lassen. Der Kurfürst hatte ihn gnädig entlassen, der Kaplan Beichtvater für die Reise gesegnet. Sonst fand kein Abschied weiter statt.

Wenn auch der Dezemberfrost die Wege hart gemacht und ringsum eine leichte Schneedecke die wonnigen Gefilde bedeckte, in Johanns Innern war es warm. Galt es doch von nun an ein viel fröhlicheres und weniger eingeengtes Leben zu führen als in Mainz. Der Heidelberger Hof stand im Rufe der Ungezwungenheit. Hier konnte er das Hoftreiben um so ungestörter

genießen, als er die lästigen Beziehungen zu Agnes auf eine, wie er wähnte, unschädliche und leichte Weise abgestreift hatte.

Noch eine Stunde Weges und die Reisenden fuhren durch das Thor in das paradiesisch gelegene Heidelberg. Voll Begehr schaute Johann hinauf nach dem mächtigen prangenden Schloß, seiner künftigen Wohnstätte. Doch war es Abend geworden, sodaß er zunächst in einer, von Rittern viel besuchten Herberge am Markte übernachten mußte. Hier fand er vornehme Gäste, deren einer ihm versprach, morgen ihn bei Hofe einzuführen.

Der Pfalzgraf war nicht zugegen, doch empfing den Ankömmling dessen Oberhofmeister, der ihm viel Schönes und Gutes sagte. Die Vorstellung beim Fürsten fand erst eine Woche später statt.

Johann hatte sich nicht getäuscht; das Leben hier in Heidelberg war viel reger als in Mainz; trug doch hierzu die hohe Schule wesentlich mit bei, unter deren Studenten Johann manch einen lustigen Kumpan aus edlem Geschlecht kennen lernte. — —

Das war ein festereicher Winter gewesen voll fröhlicher Trinkgelagen. Der Neckarwein mundete nicht übel und freute sich, in Johann einen feurigen Liebhaber gefunden zu haben. Hei, ward da wacker zugetrunken, bis die Sinne schwanden! und manche Lanze gebrochen, als der Frost im Februar gewichen war.

Der übersprudelnde Geist und Witz manch eines edlen Studenten oder Junkers erfaßte den jungen Freiherrn und zog ihn ganz in die Netze der Bachanalien. Der aber galt als einer der ersten Zutrinker und Zecher

und ward darob von manchem lustigen Patrone angestaunt, zugleich aber auch gefürchtet. Den besten Kämpen Heidelbergs hatte er mit Leichtigkeit überwunden; seine Kraft zu erproben ließen Raufbolde weislich sein.

Dabei mußt jederman ihm gut sein, denn seine Offenheit, wenn auch mitunter offenbart durch Zorn, erleichterte das Kennenlernen. Zwar konnt man hie und da auch einen ernsten Mann den Kopf schütteln sehen und ein freundlich mahnend Wort hören über des Junkers ausgelassenes und verschwenderisches Leben, doch fand beides keine willige Aufnahme; war es doch gar zu schön im prächtigen lustigen Heidelberg! — Und nun das frische freie Leben auf den umliegenden Burgen und Schlössern! — Wer kann da widerstehen, den Reiz des Daseins in vollen Zügen zu genießen?

Trotz jenes Kopfschüttelns über den tollen Junker, das sich bei einigen ernsten Männern zeigte, war doch Johann ringsumher ein gern gesehener Gast. Die Männer vergnügte das ritterliche Wesen des angehenden Herkules; die Frauen seine Schönheit und Kraft, doch diese nicht allein. Johann hatte kleine Kinder gar gern und köstlich war es anzuschauen, wenn dieser Starke sie mit seiner, vom Waffengebrauche rauh gewordenen Hand liebkosete wie ein junger Löwe ein Lämmlein. Wenn daher Johann im nicht zu fernen Schlosse Sickingen das Märzkindchen Franz liebvoll auf- und niederschwenkte oder bei den Berlichingens in Jagsthausen den kleinen einjährigen Götz auf den Knieen reiten ließ, so zog es warm durch der Mütter Brust und man drückte gern ein Auge zu, wenn sich Johann beim Weine unverwüstlich zeigte und

manch einen Edelmann oder feist Äbtlein unter den Tisch trank, um freilich selbst der Sinne nicht mehr mächtig zu bleiben.

So kam es, daß der Ruf von Johanns Stärke sich weit verbreitete; zum anderen aber auch das Gerücht, der tolle Junker Hans von Schwarzenberg sei ein vollendeter Saufkumpan geworden.

Das Gerücht bekam hundert Beine. Und weil es sich im Spätherbste gut marschieren läßt, ging's rüstig fürbaß bis nach Hohenlandsberg. Herr Siegmund ließ solche Kunde anfangs an sich vorübergehen. Sie kam erneut von anderer Seite: Der Freiherr ward bedenklich. Doch als im Scherz und Ernst das Gehörte auch durch den Mund derer Edlen bestätigt ward, mit denen er in guter Freundschaft stand, da schwand die lang geübte Nachsicht mit dem einzigen Sohne und Erben; da diktierte gerechter Zorn den Brief an Hans, er solle seinen Abschied nehmen und unverzüglich in die Heimat kommen.

Niklas' Zurüstungen zur Abreise machten die Absicht hierzu in der Stadt und im Schloß bald ruchbar. Die Frauen flüsterten betrübt: „Der schöne stattliche Johann wird uns verlassen." Die vornehmeren der Ritter riefen: „Schade, daß der wackere Junge fort geht." Die Kumpane: „O weh uns! wer wird uns nun führen und traktieren!" Und die ehrsamen Bürger der Stadt raunten sich heimlich zu:

„Gut, daß der tolle Junker weiter zieht."

„Du Narr! Hast doch manch schön Stück Geld von ihm verdient."

„Das wohl!“ gab der Beharrliche zurück; „doch ich meine nur so.“ —

* * *

Als Johann geboren war, wetterte es draußen, und drin, in der Veste Hohenlandsberg, war eitel Sonnenschein. Nun er sein achtzehntes Lebensjahr soeben angetreten, war außen Sonnenschein und drin das Wetter.

Frau Eva durfte den Sohn bei dessen Ankunft nicht allsogleich empfangen; der sollte erst vor dem Vater erscheinen. Dem Freiherrn kam es sauer an, dem Sohne ein bitteres Wort zu sagen; in Güte wollt er ihm vorstellig werden. Doch als er dessen aufgedunsen Gesicht und unnatürliche Leibesfülle erblickte, erschrak er. Aus dem Schrecken aber ward Zorn; der entlud sich im vollen Maße auf den vor ihm stehenden, zu Boden blickenden Sohn.

„Du hast an beiden Höfen mit übermäßigen Zehren, Spielen und Trinken also gelebt, daß ich dich vom Rheine heim gen Franken erfordert, dieweil ich nicht länger mehr solcher Schande an dir erleben mag. Ich zeige dir an, daß, wenn du das nicht lässest, ich dich enterben werde. Lieber will ich mein Gut zu einem gemeinen, der leichtfertigen Weiber Haus verordnen, als einem ungeratenen Sohne sein Erbe folgen lassen.“ —

Noch stand Johann bewegungslos da; nur der Purpur auf seinem Antlitz zeugte von der Wirkung dieser wenigen Worte. Des ward der Freiherr wohl inne. Weil er aber seine Erwartung, der Sohn werde zerknirscht

um Verzeihung bitten, nicht alsobald erfüllt sah, fuhr er fort, mit lauter Stimme ihm die gräulichen Folgen des Zutrinkens, Spielens und des Völlerns vorzuhalten, also, daß Frau Eva den Zorn aus dieser Stimme vernahm und dem Gebot zuwider in das Gemach trat. Sie wollte in Liebe dasselbe sagen, was ihr Gemahl im Zorne vorgebracht. Als sie aber Johannes Äußeres erblickte, erschrak auch sie. Sie deckte das Tuch auf die Augen und rief schmerzlich nur die Worte:

„Hans! mein Kind! O warum hast du uns das gethan!“

Da begann es in der Brust Johanns, der längst ein Schuldbewußtsein in sich trug, zu wallen und zu kochen. Es waren wenig Worte, die er gehört, aber diese waren wuchtig; noch nie hatte er dergleichen aus dem Munde der Eltern vernommen. Darum wirkten sie so plötzlich wie ein Blitz, also, daß seine Seele und sein Leib zusammenknickten, daß er in tiefer Scham auf die Knie sank und erst nach einer starren Pause voller Pein die Worte fand:

„Macht mit mir, was Ihr wollt. Ich bin nicht wert, euer Sohn zu heißen.“

Dem stärksten Manne kostet es nicht leichten Kampf, die heißen Thränen zurückzuweisen, wenn des Herzens Bewegung ihr Strömen fordert. Herr Siegmund wischte die drängenden Perlen schnell mit der Hand hinweg, trat zum Sohne und erwiderte mit mildem Ernst:

„Steh auf, mein Sohn! — So es dich ernstlich reut, soll alles dir vergeben und vergessen sein.“

Darauf fiel dem Reuigen die Mutter um den Hals und beide ließen ihren Thränen freien Lauf. Dann riß Johann sich los, reichte dem Vater die Hand und sagte mit fester Stimme:

„Herr Vater! so wahr ich vor Euch stehe, gelobe ich bei meiner Seelen Seligkeit, fortan alljährlich nicht mehr zu verzehren, als Ihr mir ordentlich geben werdet. Nimmermehr aber werd' ich je dem Spiele und Zutrinken fröhnen. Des sei Gott mein Zeuge und alle seine Heiligen."

Als Johann also gesprochen, da begann es draußen zu wettern, aber innen war Sonnenschein und blieb den ganzen Rest des alten Jahres hindurch bis zum Beginn des nächsten Herbstes, da man schrieb 1482, darinnen ihm zwei Lenze erblühen sollten.

Dritter Abschnitt

Warum so ernst und traurig? Ist nicht das Alter von 19 Jahren der Lenz des Lebens? Und maiet und duftet es nicht wonnig ebenso draußen in der Natur? Da sollt man meinen, müßt's auch in eines Jünglings Herzen sprießen und treiben und ein Blühen geben, wie es schöner hier auf Erden nicht gedacht werden kann. Sing und Sang im Haine und frische Lieder im Herzen, das ist der köstliche Zusammenklang der Lenze: In der Brust und in den Thälern. Und dennoch ernst und traurig?

So mocht's in Evas Mutterherzen klingen, als sie des geliebten Sohnes Wesen still betrachtete. Auch dem Vater fiel es auf. Zwar konnte ihm Johanns gesetztes und ernstes Wesen wohl behagen, da es ihm als eine reife Frucht erschien von guten Vorsätzen. Doch auf die Dauer durft und sollt es nicht bestehen, dazu war ihm sein Hans doch noch zu jung.

„Was mag Johann wohl haben?“ — Diese Frage ward in der Veste Hohenlandsberg mehr als einmal

erwogen, die Antwort nur gemutmaßt, denn der ernste Jüngling gab eine solche ausweichend. Im stillen hatte er oftmals sein früheres Leben überdacht und vor dem Abgrunde geschauert, vor dem er gestanden, den er dereinst in den vergangenen Jahren des Hoftreibens für ein lustig Gärtlein gehalten. Die Erschütterung, ausgegangen von des Vaters ernstem Fürhalt und der Mutter Schmerz, hatte seinen Willen zum Guten und Sittlichen befestigt und gestärkt, gleichwie die von einem Sturme gelockerten Wurzeln eines Baumes Raum gewinnen, also, daß sie neue Wurzeln schlagen können. Doch das allein war's nicht, was das an einem gesunden, fast neunzehnjährigen Jünglinge auffallende düstere Wesen erzeugte. Johann gedachte zugleich jenes Küssens der Reliquien und der Segenssprüche des Priesters im Spessart. Damals hielt er sich hierdurch für gefeiet gegen Ungemach des Leibes und der Seele. Und dennoch war er — wie er sich sagte — so tief gesunken. Hatte er an der Wirksamkeit des kleinen Amulets gezweifelt, so begann jetzt auch der Glaube an die Wunderkraft der Reliquien zu wanken. Ein junger Keim, genannt sittliche Vervollkommnung, fing an in seinem Herzen aufzusprießen gleich einem Pflänzchen, das gepflegt und begossen werden muß. Der Guß durch die Reliquien hatte nichts gefruchtet. Sollte er diese deshalb ganz verwerfen? Die Raschheit der Jugend brachte diesen Erfolg nahe. Doch tönte in dem Zweifler auch die Stimme: „Vielleicht sind es nicht die rechten Reliquien gewesen; andere würden vielleicht geholfen haben". Also entstand ein Widerstreit der Gedanken in Johanns Brust, der seinem gesetzten Wesen

das Gepräge des Grübelns und Anlaß gab zu stillen Beratungen der Eltern.

Die Mutter hatte Recht: Hans muß unter die Menschen gehen, unter vortreffliche Menschen; muß mit ihnen verkehren, an ihnen seine Grübeleien abschleifen. Dann wird sich sein frischer Jugendmut auch wieder Bahn brechen, wie er einem edlen Junker wohl anstehet.

Das leuchtete dem Freiherrn ein. Den Grafen Michael von Wertheim sollt Johann besuchen, die Rienecks und wer von Edlen sonst noch im Umkreise. Zu Nürnberg in der Stadt gab's mancherlei zu sehen zu Nutz und Frommen. Auch das sollt der Junker kennen lernen. Doch hielt Herr Siegmund für angemessen, den Sohn zu begleiten, auf daß die väterliche Wärme stets zu Handen, sobald etwa ein rauher Reif die jungen Lenzesblüten wieder zu vernichten drohen sollte. Als die Sachen gepackt wurden, fand Johann das Fasanenknöchlein wieder. Ein kurzes Lächeln nur umkräuselte die Lippen, dann steckte er's zu sich. Eine Kurzweil sollt es in Rieneck geben, wenn er's dem Kinde zeigte. —

Die Reise nach der Stadt ward mit einem Umwege über Schwabach gemacht, allwo zur Zeit der Markgraf Friedrich weilte, zu dem der Freiherr als Hauptmann auf dem Gebirg in einem Dienstverhältnis stand. Der fränkische Fürst nahm beide huldvoll auf, so daß, als auch mancherlei Geschäfte gut erledigt waren, die Reisenden nach eintägiger Rast befriedigt nach Nürnberg ritten.

Kaum waren sie hier durch das Spittlerthor eingelassen worden, als sie drin einen Menschenauflauf

vorfanden. Ein übermütiger, markgräflicher Reiter hatte dem Reichsadler im Wappen am Thor eine Klaue abgehauen. Das aber hielten die Büttel, die man vor 5 Jahren mit Waffen versehen, für Verhöhnung des Kaisers und nahmen unter Gejohle des Volkes den Söldner gefangen.

Bei dieser Gelegenheit traf der Freiherr den Patrizier Herrn Kaspar Nützel, zweiter Losunger oder Schatzverwalter der freien Reichsstadt und hochangesehener Mann. Der hatte unwillig auf eine Kindsfrau eingesprochen, die ein dreijährig Büblein auf den Armen trug. Sie gehöre mit dem Kinde nicht in das Menschengewühl und solle sich nach Hause scheren. Er würde es Herrn Spengler wohl vermelden, daß sie sich mit seinem kleinen Lazarus in das Gewirr begeben.

Die Kindsfrau eilte von dannen und Herr Nützel begrüßte die beiden Freiherren, zwar ehrerbietig, doch nichts weniger als unterwürfig, denn schon vor 200 Jahren und folgender Zeit waren die Nützel ein angesehen Geschlecht, aus dem manch ein Rat der Stadt und an Fürstenhöfen hervorgegangen.

„Was verschafft uns die Ehr'", frug er, das Haupt entblößend, „Euch in unseren Mauern begrüßen zu dürfen?"

„Gott zum Gruß, lieber Nützel!" rief Siegmund und reichte ihm die Hand. „Hab auf der Burg was zu bestellen aus Schwabach, und möcht meinem Sohne Hans hier der Stadt Geschicklichkeit und Künste zeigen."

„Das ist gar wohl anzuhören, edler Herr, daß Ihr unser Nürnberg und was es in sich birgt, zu schätzen

wisset. Hab längst gehört, wie der edle Junker schon als Knabe am Hofe zu Eichstädt sich ritterlich benommen. Seid willkommen Herr in unseren Mauern."

Auch Johann erhielt einen Händedruck. Dann fuhr Herr Nützel fort:

„Wenn anders Ihr nicht schon jemand auserkoren, so möcht mir's eine Freude sein und Ehre, dem edlen Junker mancherlei zu zeigen, deß unsere Stadt sich nicht zu schämen braucht. Würd mich auch freuen, wenn mein Haus Euch gastlich herbergen könnt."

„Viel Dank, Herr Nützel," entgegnete der Freiherr; „hab meine Herberge in der Burg. Doch Eure Führung nehm ich dankbar an. Auch sollt's mich freuen, in Eurem Hause zunächst Eure Frau Wirtin zu begrüßen."

„Viel Ehr', edler Herr!" rief Nützel. „Doch ohne Stärkung in gutem Weine laß ich Euch nicht von hinnen ziehn."

Der Ratsherr geleitete seine vornehmen Gäste in sein Haus. Hier kredenzte ihnen Frau Nützelin gar freundlich den Wein und bereitete das angesehene Ehepaar den Freiherren eine gute Stunde.

Herr Siegmund ritt zur Burg und Johann trat unter Nützels Führung die Wanderung durch die Stadt an.

„Erlaubt, daß ich Euch zunächst den Stolz unserer Reichsstadt zeige," sagte Nützel auf der Wanderung. „Es ist das Haus, allwo des Antonius Koburger Buchdruckerei steht. Den Stolz, hab ich gesagt; denn 27 Jahre erst sind's her, daß Gutenberg die Kunst des Druckens erfand und schon seit zwölf Jahren

wird auch bei uns gedruckt mit vielem Fleiß und Geschick. Koburger hat in allen Landen Faktoreien und in namhaften Städten der Christenheit 16 offene Kramgewölbe."

„Wie aber ist es möglich," unterbrach Johann, „daß dieser Mann so vieler Handlung Stand übersehen kann? Hab Mühe gehabt," setzte er lächeld hinzu, „mein kleines jährlich Einkommen zu verwalten."

„Das eben ist das Wunderbare, edler Junker," versetzte der Ratsherr. „Dieses seines großen Handels Verwaltung hat er in einem eigenen Buch, das dermaßen in seine Debitores und Creditores künstlich geordnet ist, daß er jederzeit und sonderlich im Einkaufen der Messe weiß, was an anderen Orten mangelt oder abgeht, oder welcher Bücher er zu viel hat und an gelegene Orte senden möcht. Diese Buchhaltersordnung ist vielen großen Buchführern noch nicht offenbar."

Johann konnt sich in dergleichen Enthüllungen nicht recht finden; er sah sich mehr die Häuser an.

„Was ist dies für ein stattlich Haus?" frug er, als sie nahe dem Lauferschlagturm standen.

„Das ist dem Herrn Holzschuher. Stammt aus altem berühmten Geschlecht, das schon anno 1105 rühmlich genannt wird."

„Und dieses hier, das große?" frug Johann weiter, als sie in der Laufergasse waren.

„Das gehört Herrn Johann Pirkheimer, beider Rechte Doktor und kaiserlicher, wie auch Rat des Bischofs von Eichstädt, des Herzogs Albrecht in Baiern und —"

„Eichstädt?“ unterbrach Johann die Erklärung. „Ganz recht! dort war es, wo ich vor 5 Jahren ein Knäblein kennen lernte mit Namen Wilibald.“

„Das ist sein Sohn. Der hat gar sehr geweckten Geist und große Kraft, also daß er seiner nach Jahrhunderten zählenden Ahnen wohl würdig werden wird. — Doch hier müssen wir in das Gäßlein einbiegen.“

Als sie eine Strecke gegangen, blieben sie vor einem alten, etwas düster aussehenden Hause stehen.

„Jetzt sind wir da!“ sagte Herr Nützel. „Will sehen, daß Herr Koburger uns allenthalben einläßt; denn seine Kunst ist manchenteils Geheimnis.“

Mit diesen Worten verschwand er in die Schreibstube des Buchhändlers und Druckers. Als er zurückkehrte, teilte er bedauernd mit, daß Koburger nicht zugegen und somit nicht alles gezeigt werden dürfe. War wohl auch nicht so ängstlich, denn für den Junker blieb vollauf genug, was er zu sehen bekam. Geräuschvoll arbeiteten in den Gewölben 24 Pressen und mehr als 100 Arbeiter sah man emsig beschäftigt oder sie gingen hin und her. Da waren einesteils die Setzer und Komponisten; dann die Korrektoren, die Buchbinder, Drucker, sowie die Possierer und Illuminierer, denn jedes Buch erhielt auch kunstvolle Bildlein und Initialen. Solcher Bücher wurden dem Junker mehrere vorgelegt, darunter auch der erste Kalender des gelehrten Herrn Regiomontan, deß Inhalt dem staunenden Johann des näheren erklärt ward. Auch manche Abbildung von Regiomontans künstlichen Instrumenten ward ihm gezeigt. Die Geschäftigkeit und das Lärmen in den Gewölben waren so

groß, daß nicht möglich ward, ein zusammenhängend Bild von allem zu empfangen. Johann fühlte sich hier wie in einer fremden Welt. Er, der bisher zumeist nur ritterlicher Thätigkeit obgelegen, vermochte nicht, sich in das Wesen dieser Geisterwelt hineinzudenken. Doch Staunen erfaßte ihn und Bewunderung, wie es möglich sei, Gedanken durch tote Lettern ausgedrückt, so schnell zu vervielfältigen.

Willkommen war ihm daher die Kunde Nützels, daß er ihm in der St. Sebaldskirche ein neues Kunstwerk zeigen wolle, in Erz gegossen vom Meister Hermann Vischer. Nachdem Johann das mächtige ernste Rathaus bewundert, betrat er mit Nützel die nahe St. Sebaldskirche.

Hier fand er etliche angesehene Männer und zwei Knaben am Mittelfenster einer Kapelle des Domes versammelt, so von einem aus dem Löffelholzischen Geschlecht gestiftet war. An dieser Kapelle war das Kunstwerk Vischers, ein ehernes großes Kreuz. Johann trat sogleich hinzu, bekreuzigte sich und schaute andächtig auf die Leidensgestalt des Herrn, von dessen Füßen jeder einzeln angenagelt war. Er versenkte sich in die gewaltige, welterschütternde und welterlösende Zeit. Ein Seufzer der Sehnsucht, die Leidensstätte selbst einmal sehen zu können, entwand sich seiner Brust. Die Umstehenden blickten bewundernd auf die herkulische Gestalt des edlen Junkers, mochten wohl auch Wohlgefallen an dessen brünstiger Andacht gefunden haben. Herr Nützel wandte sich zum Meister Vischer und dessen Sohne Peter und sagte:

„Kein schönres Lob für Eure Kunst kann ich mir

denken, als daß Euer Werk einen Edlen, wie hier Herrn Johann Freiherrn zu Schwarzenberg, alsbald zu brünstiger Andacht reizet. — Erlaubet, Herr, daß ich Euch mit den Männern bekannt mache, die dieses neu angebrachte Kunstwerk umstehen. — Dies ist Herr Adam Kraft, unser Meisterbildner in Stein. — Dies Herr Maler Michel Wohlgemuth, der schon manch schönes und berühmtes Bild geschaffen. — Hier der Goldschmiedmeister Dürer, Herrn Holpers Eidam — und dies der Schöpfer des Kunstwerkes, Hermann Vischer mit seinem Sohne Peter."

Darauf reichte Johann dem Meister Vischer die Hand, trotzdem daß dieser sein Schurzfell vorhatte.

„Seid zu beneiden um so schöne Kunst," sagte der Junker freundlich. „Herr Nützel hat gar recht; hab inbrünstig ins Antlitz des Herrn geschaut." Hiernach wandt er, der Kinderfreund, sich um nach den beiden Knaben, die sich bei Johanns Ankunft bescheiden zurückgezogen hatten. Der eine von diesen zählte 12 Jahre und war kräftig und breitschulterig, und der Kleidung nach reicher Leute Kind. Der andere, elfjährige, hatte schmächtige Gestalt und schlichte Kleidung. Den meinte der Junker, als er dem Ratsherrn zuflüsterte:

„Wer ist denn dort der blonde Knabe? Mich dünkt, ich hab noch nie ein solch schönes Antlitz gesehen."

„Das ist Albrecht, des Goldschmieds Dürer Söhnlein," erklärte Nützel.

Johann ging auf die Knaben zu und sprach, zu dem anderen gewandt:

„Und du bist, wenn anders ich nicht irre, der kleine Wilibald, Herrn Pirkheimers Sohn.“

„Ja Herr!“ rief der Kleine beherzt, „und Euch kenn ich auch. Hab selbst gesehen, wie Ihr einst in Eichstädt gar stark gestochen habt und gehauen.“

Der Knabe sprach es so treuherzig laut, daß die Übrigen es hörten und mit Johann laut lachen mußten. Dieser schüttelte dem kleinen Wilibald die Hand, strich liebkosend das Lockenhaar Albrechts und verließ nach kurzem Gespräche mit Vischer und Wohlgemuth in Begleitung Nützels die Kirche.

Dieser zeigte dem Junker noch manche Sehenswürdigkeit der Stadt und lud ihn ein, das Mittagsmahl bei ihm einzunehmen.

Am Nachmittag holte Herr Siegmund den Sohn ab und begab sich nach dankendem Händeschütteln mit ihm in die Burg.

Am folgenden frühen Morgen ritten die Freiherren wieder zur Stadt hinaus. Nun galt es einer längeren Reise. Nach Ansbach sollt es gehen, nach Rothenburg und Lauda; von da im schönen Tauberthal nach Wertheim und, wenn das Wetter günstig blieb, auch noch zur Veste Rieneck.

Als die Ritter mit Gefolge die Lottergasse verlassen hatten, um durch das Spittlerthor das Freie zu gewinnen, staunten die dort wohnenden Bürger die stattlichen Herren an, die in ihren Mauern geweilt. Auch Siegmund sollte staunen. Bis Gostenhof hatte Johann sich schweigend verhalten. Auf dem weiteren Wege aber

über Schweinau nach Stein ward er gesprächig. Freudig überrascht bemerkte der Vater an ihm eine Lebensfrische und Teilnahme an dem Gesehenen, wie er sie sich längst herbeigewünscht hatte.

Johann, noch voll von dem, was in Nürnberg dem Geiste und Auge geboten worden, begann zu erzählen und zwar dermaßen, daß Johanns kurze und klare Weise des Berichtes ihn höchlich vergnügte, denn so konnte nur ein heller Geist und offener Kopf sich ausdrücken. Wie es zuging, daß man in Kürze so viele Bücher herstellen konnte, war auch dem Vater dunkel. Doch was er im Laufe der Reisetage vor allem über den Kalender erfuhr, bezeugte, daß Johann dessen Inhalt eingesehen, so schwer es auch war, sich hineinzufinden.

„Johannes Müller heißt, der den Kalender ersonnen," erzählte Johann. „Aus Königsberg gebürtig, nannt er sich hiernach Regiomontanus, das ist von rex, der König, und mons, der Berg, wie Ratsherr Nützel sagte. Hätt gern etwas vom Latein verstanden. — Der Regiomontanus war einst Lehrer der Rechnenkunst und Astronomie zu Nürnberg, ist aber vor sieben Jahren fortgezogen. Ein großer Gelehrter, Georg Peuerbach mit Namen, ist sein Lehrer gewesen; von dem hat Regiomontan gar viel gelernt, was unser einem ganz erstaunlich klingt. Hat in seinem Kalender genau die Zeiten angegeben, sogar den Lauf des Monds und vieler Weltkörper. Und hat durch Rechnenkunst und Instrumente herausgebracht, wie groß sie seien und wie weit entfernt."

„Wie will der Mann vom Lauf des Mondes sagen," fiel Siegmund ein; „er kann doch wahrlich nicht den Zirkel von dem Monde bis zur Erde einsetzen, um zu messen. Das Ding scheint mir doch eitel Wahn zu sein."

„Das eben ist es, was mich staunen machte," fuhr Johann fort. „Der Regiomontan hat sein Leb lang die Sterne beobachtet, sich hingesetzt und gerechnet und tritt nun auf und sagt: Es sei weit eher anzunehmen, die Erde drehe sich um die Sonne, denn umgekehrt."

„Hoho!" rief Siegmund lachend; „der scheint keine Augen mehr zu haben, um zu sehen, was männiglich sieht: daß die Sonne auf- und untergeht."

„War auch verblüfft," fuhr Johann fort; „man zeigte mir sogar ein Bildnis von einem kunstvollen Räderwerke des Gelehrten, womit er Himmelsgestirne darstellt, wie sie sich wohl drehen möchten und die Erde mit ihnen um die Sonne. Hab's nicht begriffen; bin aber schier erstaunt, wie eines Menschen Gedanken so unter den Weltkörpern spazieren können."

Der Freiherr ward nachdenklich, blieb aber dabei, das sei nur Teufelsspuk und irrer Wahn.

Trotz alledem spann das Gespräch sich tagelang fort; es mocht wohl reizen um des Ungeheuerlichen willen. Von Lauda an ward deß nicht mehr gedacht. Als Niklashausen und die Gamburg sichtbar ward und der Abt des Klosters Bronnbach den wohlbekannten Siegmund, Freiherrn zu Schwarzenberg, mit seinem Sohne gastlich aufgenommen, ließ man die Erde Erde sein, die Sonne Sonne.

Nun gar der freundliche Empfang in der mächtigen Veste Wertheim! — Graf Michael bot alles auf, seine Gäste hoch zu ehren und aufs beste zu bewirten. Auch sein Gemahl Barbara, geborene Gräfin von Eberstein, erwies sich als freundliche Wirtin, also, daß die Gäste gern zusagten, als sie um Verlängerung ihres Besuches gebeten wurden.

Zwar wollt Herr Siegmund bei fröhlichen Gastmahlen bemerkt haben, daß Johann gegen sinnverwirrende Wirkung des perlenden Weines wie gefeiet erschien, doch das war der Rest der Übung aus vergangenen Zeiten; jetzt zeigte Johann große Mäßigung und Zurückhaltung. Von Woche zu Woche war dessen Wesen aufgeräumter geworden und regere frohere Teilnahme am Leben bemerkbar. Beim Abschied aber mußt Johann versprechen, recht oft auf Wertheim einzukehren.

Den großen Bogen des Mains abzuschneiden, ritten die Reisenden unter sicherem Geleit von Kreuzwertheim über Altfeld nach Marktheidenfeld; von da im schönen Mainthale nach Lohr. Hier erfuhren sie, daß Graf Rieneck, dem der nächste Besuch galt, sich in Gemünden aufhalte. Erst anderen Tages konnten sie dies Schloß erreichen und den Grafen finden. Der war gar hocherfreut; doch weil die Seinigen sich in Burg Rieneck befanden und diese in einer Stunde Reitens zu erreichen war, so ward von Gastereien im Schlosse Gemünden abgesehen und die Reise alsbald nach der Stammburg fortgesetzt.

Mehr als 4 Jahre waren es her, als Johann die Veste betreten. Die war mit ihren Türmen, Zinnen,

Mauern und Häusern noch genau dieselbe und dennoch kam dem Junker alles anders vor. Vier Kinder im Alter von 5 bis 14 Jahren sprangen ihm entgegen und eine hochaufgewachsene Jungfrau verneigte sich gemessen vor den beiden Gästen. Das war Kunegundis, die er zuletzt noch als ein munteres Kind gesehen. Hätt' Johann an den Höfen nicht feine Lebensart gelernt, er würde sich hier linkisch und verblüfft gezeigt haben; denn daran hatte er nicht gedacht, daß andere Leute im Laufe von mehr als 4 Jahren auch wachsen und groß werden und Kunegundis nunmehr 16 Sommer zählen mußte. So aber begrüßte er die edlen Frauen mit geziemendem Anstand und Freimut, wenngleich er noch immer staunte ob solcher außergewöhnlichen Länge der holden Maid.

Und weil dieses Staunen den Tag über ihn wiederholt veranlaßte, das Fräulein anzuschauen, so mocht es wohl gekommen sein, daß sein Blick schließlich nur noch auf den schönen Augen haften blieb und sein Ohr am liebsten nur ihrer Stimme Wohllaut hören wollte, sobald es sich fügte, daß beide sich ungestört miteinander unterhalten konnten. Hierzu bot sich manche Gelegenheit; die Rienecks pflegten, nachdem den Anstandsregeln beim Empfang genug gethan, mit Verwandten und Freunden im traulicheren Familientone zu verkehren.

Nach Beendigung des Mittagsmahles zeigte der Graf Herrn Siegmund die Veränderungen in und an seiner Veste, notwendig geworden durch die Verwendung von Geschützen, denen frühere Burganlagen nicht mehr Trotz boten. Die übrigen hatten vom Reiten gesprochen und Kunegundis von einem edlen Pferde erzählt, das

ihr der Vater geschenkt. Johann begehrte, den Rappen zu sehen; der Wunsch ward ihm erfüllt und das schöne Tier im Burghofe vorgeführt und vorgeritten; das Fräulein bestieg es und ließ es einen kurzen Galopp annehmen. Der zierliche Gang des Pferdes und die Anmut der Reiterin fesselten den Junker dermaßen, daß es der letzteren denn doch zu lange dauerte. Mit holdem Lächeln frug sie: „Ist's nun genug?“ Da sprang Johann hinzu und hob sie artig aus dem Sattel. Die Maid liebkoste den Kopf des Rosses und machte den Junker auf das kostbare Reitzeug aufmerksam, ein Geschenk ihres Schwagers Schönburg.

Darauf verspürte Johann Lust, das edle Tier zu besteigen. Doch als er hierzu Miene machte, bäumte es hoch auf und wandt sich und wollt ihn nicht auf seinen Rücken lassen. Mit Kraft bändigte der junge Ritter des Rosses Widerwillen, schwang sich auf und zwang es zu langsamen Galopp. Es mußte sich fügen; aber der Gischt am Maule zeugte von seiner Wut. Mit gewaltigen Sätzen sprang es an eine Mauer und drückte den kühnen Reiter an die Wand, ihn abzustreifen.

„Um Gott, Johann, springt ab!“ rief Kunegundis erbleichend und näherte sich dem Pferde.

„Es hat nicht Not, Gräfin,“ entgegnete der Junker ruhig und ließ dem Rappen gehörig die Kraft seiner starken Schenkel fühlen, also, daß jener gezwungen ward, wieder in die Mitte des Hofes zu traben. Dem wütenden Tiere half alles Sträuben nichts; Johann blieb Herr, als hätte er ein Kaninchen unter sich. Wunderbar gefügig erkannte darauf der Wilde die Übermacht des

Reiters an und ließ sich lammfromm leiten zu allen Gangarten, soweit des Hofes Raum sie gestatteten.

Kunegundis' Angst hatte sich in Bewunderung verwandelt. Staunend und mit leuchtenden Augen blickte sie auf die Wohlgestalt Johanns und fand nicht Worte, seine Kraft zu rühmen. Erst als sich beide in den kleinen Garten der Veste verfügt hatten, löste sich ihre Zunge.

„Bei Gott!" rief sie aus; „das hat bis jetzt noch niemand zu stand gebracht, den Hengst zu zähmen. Darum mein Vater willens war, mir ein ander Tier zu geben. Doch als der Rappe mich gut geduldet, ließ er es zu. Mich dünkt," fügte sie lächelnd bei, „Ihr habt bei Euch ein Zaubermittel, so große Kraft zu zähmen."

Ein helles Lachen Johanns erfolgte.

„Das ist auch so," entgegnete er munter und zog das, in ein blauseiden Beutelchen verborgene einstige Amulet aus seinem Wams. „Vor 4 Jahren, als Ihr noch ein Kind waret, sagtet Ihr einst, mein Knochenbau sei nicht stärker als dies Knöchlein vom Fasan."

Die Maid betrachtete es verwundert; sie konnte sich nicht mehr darauf besinnen; darum sagte sie:

„Das, meinet Ihr, soll ich dereinst gesagt haben?"

„So ist es, Gräfin Kunegundis. Das hatte mir viel Spaß und das Knöchlein lieb und wert gemacht, darum ich denn es aufgehoben und lange Zeit bei mir getragen habe. Heut, seh ich, hat es Wunderkraft bewiesen," setzte er lächelnd hinzu.

Die Maid errötete flüchtig und doch sah ihr ein kleiner Schelm aus den schönen Augen, als sie frug:

„Und habt das Knöchlein wirklich so lange aufbewahrt?“

Die Antwort ward dem Junker abgeschnitten. Die Mutter kam herzu, an der Hand den fünfjährigen Reinhard, und vermeldete, der Turmwart habe soeben angezeigt, es nähere sich der Burg ein Troß Reiter. Daher sie gekommen sei, sie zur Rückkehr in die Gemächer zu veranlassen.

Der kleine Reinhard war ob solcher Kunde voll Begehr geworden, den zu erwartenden Besuch zu betrachten und zog ungestüm die Mutter vorwärts. Johann aber benutzte dies und frug, indem er die Rechte der Maid faßte:

„Ihr erblaßtet, als ich den Hengst ritt; ich hab es wohl gesehen. War Euch bange um mich?“

Da fühlte Kunegundis, daß ihr das Blut ins Antlitz stieg. Treuherzig aber sah sie ihn an und sagte:

„Ach Gott! ich hatt' so große Angst, der Hengst möcht Euch ein Leid anthun —“

Weiter kam sie nicht, es ward am Thore schon lebendig. Dem Junker aber war, als fühle er einen sanften Druck von der Gräfin Hand. Warum er hierüber vergnügt ward, davon konnt er sich im Augenblicke nicht Rechenschaft ablegen.

Der Besuch ritt in den Hof ein. Der von Gunzingen war's mit seinem Sohne Heinz und etlichen Knappen. Die Pferde wurden in den Marstall geführt, die Knappen wohl verpflegt, und den Edlen nach freundlichem Empfange Gemächer angewiesen. Nach kurzer Zeit erschienen die Ritter im Saale, allwo die er-

wachsenen Rienecks, wie auch die beiden Schwarzenbergs ihrer harrten.

Johann und Heinz begrüßten einander kalt, doch konnt ersterer nicht leugnen, daß sein Feind ein schöner stattlicher Mann geworden und wohl bewandert im gefälligen Umgang mit den edlen Frauen, zumal mit Kunegundis; deren Schwester Amalia war dazumal noch klein.

In Johanns Brust begann es zu wirbeln. Daß es ihn zu Kunegundis mächtig zog, deß war er sich bewußt. Doch was alles ins Gefolge solcher Neigung treten kann, darüber ward er, der hierin Unerfahrene, sich nicht klar. Die pflichtschuldige Höflichkeit, welche auch Kunegundis dem Heinz zu teil werden ließ, war ganz nach Regeln der Wohlanständigkeit und doch hätt' Johann lieber gesehen, die Maid hätt' dem jungen Gaste den Rücken zugekehrt.

Herr Siegmund fand für angemessen, am Tage nach der Ankunft Derer von Gunzingen die Rückreise nach Hohenlandsberg anzutreten. Heinz hatte mit schnellem Blicke übersehen, daß Johann ihm seine Kreise stören könnte; daher er dem Herrn Siegmund mit der berechneten Flause unter die Augen trat, er habe gehört, der Steigerwald sei neuerdings durch Raubgesindel unsicher geworden. Das bestimmte den Freiherrn zur Abreise und Johann ward kampfeslustig und begehrlich, das Räubervolk auszurotten. Doch als es nun zum Abschiednehmen kam, da merkte er, daß sein Begehr geteilt war; daß er hätt' mögen mit einem Fuß in Rieneck, mit dem anderen im Steigerwalde stehen.

Der Abschied fand vor den neuen Gästen statt und war zwar herzlich und mit dem Wunsche baldigen Wiederkommens verknüpft, doch hätt' Johann gern gesehen, wär' in Kunegundis' Antlitz ein leiser Zug von Trauer gewesen. Der aber zeigte sich nicht und mit diesem Mangel mußte Johann abreisen. — Schon am zweiten Reisetage ergab sich, daß an der Mitteilung des Heinz von Gunzingen kein wahres Wort war. — —

Der Sommer war verstrichen und das Laub begann zu vergilben, als auf Hohenlandsberg zwei getrennte Gruppen in tiefes Sinnen verloren Beratungen pflogen, die nicht so obenhin die Sinnenden beschäftigten. Die eine Gruppe bestand aus Johann. Nur aus diesem einen? Nein! ein zweites Wesen war — zwar unsichtbar — bei ihm, in ihm, um ihn. „Hatte sie mir nicht die Hand gedrückt?“ sprach Johann mit sich selbst. „Oder war es Täuschung? Bildete ich es mir nur ein, weil ich es wünschte? — Und was wollte Heinz auf Rieneck?“

Die erste Liebe ist rein wie der blaue Himmel; aber auch begehrlich ohne Grenzen. Sie kann es nicht fassen, daß es möglich wäre, das geliebte Wesen könne sich einem anderen zuwenden. Getrennt von der Geliebten türmen sich dann allerhand Gedanken auf, diese werden zu Zweifeln, wenn nicht gar zur Verzweiflung. Ein Entweder-Oder beginnt, sich Bahn zu brechen; der Liebende kann die Ungewißheit nicht mehr ertragen.

Die andere Gruppe bildeten Herr Siegmund und sein Gemahl. Des ersteren Erzählungen von dem aufgeräumten Wesen, das Johann auf der ganzen Reise entwickelt, hatten die Mutter wohl erfreut, doch nicht

allzulange, denn ihr Sohn und einziges Kind zeigte bald nach der Rückkehr wieder das alte Versunkensein. Ja, es kam ihr vor — was früher nicht geschehen — als miede er geflissentlich die Eltern. Es ward beschlossen, den Sonderling schnurstracks zu fragen und nicht eher zu ruhen, bis er die Ursache angesagt.

Schon anderen Tages sehen wir beide Gruppen vereint, sehen — als Johann das Ursächliche mit Mühe bekannt — der Eltern Augen freudig leuchten und den Sohn umarmen.

Wenig Tage darauf saßen Vater und Sohn auf und ritten nach Rieneck zu. Der Vater wollt für den Sohn werben; so war es unter Edlen damals Sitte.

Johann blieb vorläufig im Dorfe Schaipbach, ein halbes Stündlein vor Rieneck gelegen und wartete dort entweder der Rückkehr des Vaters selbst — und dann war der schöne Traum zerstoben —, oder der Ankunft eines gräflichen Boten, der ihn zum Kommen einlud.

Drei volle Stunden waren schon verstrichen und noch ließ sich niemand sehen. Johann strengte seine Augen an und blickte den Weg entlang, der von der Veste ausging. Es rührte sich nichts. Da hörte er hinter sich eine Stimme sagen:

„Mein Herr, der Graf von Rieneck, läßt Euch, edler Junker, freundlichst laden, auf die Burg zu kommen.“

Freudig erschreckt, drehte sich Johann um und erkannte den Hofmeister und Instruktor der gräflichen Kinder, der sich auf einem anderen Wege ihm genähert hatte. „Wohl, wohl!“ rief Johann dem zu, schwang

sich auf's Pferd und war verschwunden, ehe der Instruktor nachrufen konnte:

„Halt, edler Herr! Der Weg dort ist noch näher!"

Das hätte auch nichts gefruchtet. Das Pferd sauste dahin, als würde es von einem Löwen verfolgt. —

Nach kurzer Zeit stand der Glückliche im Hauptgemache unter den Harrenden. Nach einer förmlichen Ansprache seiten des Grafen begrüßte Johann die gräflichen Eltern mit Handkuß, darauf die junge Maid, seine Verlobte, die er zu seinem Vater führte. Der gab der Schwiegertochter einen herzhaften Kuß auf die weiße Stirn, und die Verlobung war besiegelt.

Am Abend aber, noch ehe die Sonne schied, hielt sich an einsamer Stelle das Paar glückselig umschlungen, und die blutjunge Braut sah voll Liebe dem Ritter in's sonnenvergoldete Angesicht und flüsterte:

„Du lieber, herziger Mann, ich bin dir gut für's ganze Leben lang." — —

Das aber war der vorausgesagte zweite Lenz im Jahre des Heiles, als man schrieb 1482.

Vierter Abschnitt

Wenn wir im Leben abgewichen von der Bahn des Rechten, und das Gewissen schonungslos verlangt, wir sollen's ändern und uns bessern, da raffen wir uns auf mit starker Willenskraft, betreten wieder jene Bahn und wandeln sie zufrieden mit ihr und mit uns selbst. Und wenn wir im Verlauf der Zeiten uns beharrlich finden, so ziehet Stolz, wohl auch noch Überhebung ein. Wir meinen, mit unserer Willenskraft ein ganzer Kerl zu sein. Doch nur gemach! ein einziger Reiz zum Bösen kann in einer schwachen Stunde uns wohl abdrängen von der rechten Bahn, wenn es nicht etwas Höheres gäbe über uns: die leitende Hand dessen, der alle unsre Haare auf dem Haupte gezählt. Wohl hat der eigne Wille ein starkes Wort mit dreinzureden; wenn dieser fehlte, hätt die Tugend keinen Wert. Unfehlbar aber ist er nicht und bedarf der höchsten Unterstützung, sei es durch Leiden oder große Freude. Nicht jeder wird nach einem Maß gemessen und geführt. Wohl aber dem, den freundliches Geschick im Guten hält, den eine große

Freude ganz durchdringt, also, daß außer ihr nichts anderes Raum hat, was etwa wieder könnte abziehen von der Bahn des Rechten.

Mit starkem Willen hatte auch Johann gedämpft gehabt, was die Menschenseele verunziert, und gut war jeder seiner Vorsätze. Ob auf die Dauer auch unwandelbar? Verführungen gab es mehr denn je in jenen Zeiten. Da aber kam das freundliche Geschick und bracht die höchste Erdenfreude: Die innige reine Liebe zu einer reinen holden Maid und ihre Erwiderung. Da hatte nichts anderes Raum, was ungut war; da lebte nur das eine, die eine in seinem Herzen: Kunegundis. So wonnig schön hätt er die Liebe sich nie gedacht. Für andere leben und sein zu können, für andere wagen und schaffen um der Liebe willen — das gewährte seinem Dasein einen neuen, nie gekannten Reiz, nicht nur für jetzt. Sein ganzes Leben hat es bezeugt. Das war, verschmolzen mit der Willenskraft, der rechte dauerhafte Grundstein zu dem Heim hier auf Erden. —

„Mich dünkt, Johann ist mehr in Rieneck als bei uns," sagte im Frühlinge des Jahres 1483 der Freiherr zu Frau Eva. „Es thut nicht gut, gar so oft beisammen zu sein."

„Wehre ihm nicht, mein Gemahl!" entgegnete die Gattin. „Ich meine, so gute Liebe macht nur rein. Das einzige, was ich besorgen möchte, ist, daß Heinz von Gunzingen, erbost über den Korb, den er auf seine Weise bekommen, unserem Johann auf seinem Ritte dermaleinst schaden könne."

„Das besorg ich nicht," sagte Siegmund. „Heinz

mag sein, wie er will; doch dessen ist er nicht fähig, daß er, ohne vorausgegangene Absage zu einer Fehde, Händel suchen sollte. Dazu ist er zu ritterlich. Doch mein' ich, will der häufige Aufenthalt in Rieneck sich nicht ziemen."

Frau Eva aber faßte seine Hand und wandt mit holdem Lächeln dagegen ein:

„Ei sieh! wer war denn, der vor 23 Jahren so gar oft in Erbach angeritten kam zu meiner und meiner Eltern Freude? Ich mein', ich müßt den Herrn halt kennen."

Ja, auch die Sanftmut kann ein kleiner Schelm sein und große, starke Männer überwinden gleichwie den Freiherrn. Der fügte sich und that es gern und fiel sogar selbst in den gerügten Fehler des häufigen Besuches bei den Rienecks. Freilich hatte er der triftigen Entschuldigungen viele. Mußt doch über gegenseitiges Heiratsgut und auch die Zeit der Heirat Abmachung treffen, wennschon hierzu zween Tage vollauf genügt hätten.

Zum 7. Oktober sollt die Hochzeit sein, und Johann die Veste Hohenlandsberg angewiesen erhalten mit all den Gütern, die dazu gehörten. Kunegundis' Mitgift durch den reichen und angesehenen gräflichen Vater ward in einer Viertelstunde festgesetzt. Die Ehepakten gaben alles nähere an. Bei deren Niederschrift und Verlesung mußten zwei Kerzen brennen, damit nicht Zauberei unterlaufe, und der siebente Oktober mußte es sein, weil der eines Heiligen geweiheter Tag war. Auch die Art

der Hochzeitsfestlichkeiten ward nach gewissen Regeln bestimmt, also, daß finstere Mächte sie nicht stören konnten. —

Was Aberglaube gab es da und dunkle Begriffe! — Wie können wir uns glücklich schätzen in unserer aufgeklärten Zeit! — Nicht ein einziger Mensch glaubt noch an den lächerlich thörichten Wahn von den 13 Personen bei Tische, oder gar an die Gefährlichkeit einer Hausnummer 13!! Nein, auch in Frankfurt nicht. Niemand ist mehr, der den Aberglauben hegt, man dürfe an einem Freitage nichts Wichtiges unternehmen, wie selbst ein Kant dies wähnte. Wir sind doch weit erhaben über Kant! Am allerwenigsten dürft Freitags eine Hochzeit sein. Keine einzige Braut giebt es mehr, welche beim Beschreiten des Traualtarplatzes sich eng an den Bräutigam schließt, damit die Ehe nicht wieder auseinandergehe; oder welche sich Regentropfen in den Brautkranz wünscht, weil dies Gelderwerb mit sich bringt. Auch nicht eine lebt mehr, welche das gesunde Aussehen jemandes lobt, doch mit dem Nachsatze „unberufen!“ weil es sonst in Krankheit umschlagen könnte. Nicht ein einziger existiert, welcher glaubt, es entstehe Feindschaft, sobald sich je zwei Personen kreuzweise die Hände schütteln. Und die Geheimkraft der Sympathie? Alle, alle der Jetztlebenden, ohne Ausnahme, verwerfen sie längst als eine heidnische Geistesverwirrung früherer Jahrhunderte. So ließe sich noch vieles von dem aufstellen, was wir nicht haben, wozu wir viel zu gebildet und aufgeklärt sind und somit berechtigt, über die früheren Ansichten mitleidig lächelnd mit den Achseln zu zucken.

Auch bei den großen Vermählungsfeierlichkeiten auf Rieneck ward gelächelt; nicht mitleidig, sondern mitfreudig. Nicht allzuhäufig war der Fall, daß mit Standes- und Vermögensangemessenheit sich reine Herzensneigung verbunden hätte. Was sollen wir von dieser Hochzeit sagen? Es gab glänzende Feste und Gäste. Die Wertheims, Erbachs, Schönburgs, die befreundeten Grafen zu Gleichen, Isenburg und viele andere noch waren zugegen und halfen durch ihre Prachtentwickelung das Fest schmücken. Das junge Paar aber war froh, als dieses vorüber und es auf fröhlicher Fahrt beim Jubel der Weinlese ins eigne Heim Hohenlandsberg einziehen konnte.

Hier gab es feierlichen Empfang. Niklas Kühberg hatte von der Erlaubnis Gebrauch gemacht, die Geschütze der Veste donnern zu lassen. Leibeigene, Hörige und freie Bauern brachten Blumen und Geschenke. Sogar aus Bamberg und Nürnberg kamen Glückwünsche und Gaben, darunter die vom Ratsherrn Nützel und Hermann Vischer nicht die geringsten waren, denn dieser schickte ein schönes Kreuzlein, der Ratsherr eine lateinische Bibel aus Koburgers Druckerei, annehmend, es sei dies seltene Buch nicht unwillkommen dem, der Vischers Kreuz in der St. Sebaldskirche so andächtig betrachtet. Hatte sich hiermit auch nicht getäuscht, wenngleich Johann kein Latein verstand. Wohl aber verstand er, sich häuslich einzurichten, sein Heim so traulich als möglich zu machen. Das hielt nicht schwer, da auch sein junges Weib die Häuslichkeit liebte. Die aber ging beiden über alles, als das kommende Jahr 1484 die Bewohnerschaft der Veste um ein Freifräulein vermehrt hatte, das der starke

große Vater des Tags wie oft betrachtete in unaussprechlicher Freude.

Wohl selten mag es vorkommen, daß eine Ehe so glücklich und ohne alle Hindernisse vorbereitet und gestiftet ward. Mocht auch die Nachricht trübe stimmen, in Nürnberg herrsche die Pest und Teuerung, — auf Hohenlandsberg blieb der Lebenshimmel ungetrübt, davon sich die oft besuchten Eltern zu Schwarzenberg und Rieneck wohl überzeugen konnten. — —

Wenn einst Johann den Durst der Kehle in überreichem Maße stillte, so dürstete ihn jetzt nach Höherem, der Veredlung seines Innern. Der gute Same, den seine Mutter Eva ihm ins Herz gestreut, war in der schwelgerischen Zeit des Hoflebens nicht untergegangen, nur gedämpft. Jetzt sproß er wieder auf, jetzt erinnerte sich Johann genau der Mutter Worte aus der Knabenzeit, daß es ein höher, wünschenswerter Gut und Leben gäbe, als irdischer Besitz und Genuß. Solch Gut und Leben zu erringen, war in und mit der Pflege des Familienheims sein eifrigstes Streben. Ihn ekelte vor der Zutrinkerei und Völlerei, die mit der Raublust vieler Ritter eng verbunden war. Beim Kaplan von Hohenlandsberg holte er sich Rat, wie er mit Gott in Christo enger und inniger sich verbinden könne.

Er befolgte dessen Ratschläge, that gute Werke in Fülle, besuchte fleißig die Messe und schloß sich Prozessionen an nach heiligen Örtern. Dabei vergaß er nicht der ritterlichen Thaten und zog manch einem zu Hilfe, wenn der von Raub- und Streitlustigen befehdet ward. Zog mit dem Vater auch nach Ansbach, allwo des Markgrafen

Friedrich neugeborenes Söhnlein den Namen Georg erhielt.

Die guten Werke konnten ihm wohl behagen; haben ihm dereinst auch gute Frucht gebracht, als Tausende von unzufriedenen Bauern sich erhoben. Doch fühlte Johann keine wahre, innere Befriedigung. Er sah, daß in jedem Jahre nicht wenige von Edlen und reichen Bürgern zum heiligen Grabe walleten, um dort dem Herrn recht nahe zu sein. Und was er einst in der St. Sebaldskirche beim Anblicke des von Hermann Vischer gegossenen Kreuzes als flüchtige Sehnsucht empfunden, reifte jetzt an der Sonne seiner Gemütswärme mehr und mehr.

So groß auch seine Freude war, als Kunegundis ihm im Herbste des Jahres 1485 abermals ein Mägdlein schenkte, blieb doch in ihm ein heißer Drang, sich innerlich zu vervollkommen. Die Messen, Prozessionen und guten Werke an Arme und Klöster genügten ihm nicht mehr. Er mußte die Stätte sehen und küssen, wo der Herr gelitten hatte und begraben war. Gebete dort, so meinte er, müßten erhört werden; Reliquien von dort müßten helfen und ein fester dauernder Schutz sein gegen das, was wider Sitte und Tugend streitet.

In einer stillen Stunde offenbarte er sein Vorhaben dem Gemahl.

Kunegundis erschrak nicht wenig; sie konnte sich nicht darein finden und klagte unter bitteren Thränen: „Ach, willst du mich junges, neunzehnjähriges Weib zur Wittwe machen!?“

Als aber Johann ausführlich auseinander gesetzt, was ihn triebe, zum heiligen Grabe zu pilgern; als

Kunegundis so einen tiefen Einblick in seine edle, gottestreue Seele gewann, da legte sie ihr Haupt an seine Brust und sagte:

„So ziehe in Gottes und der heiligen Jungfrau Namen. Und bist du dort, so gedenke im Gebete deines Weibes und der armen Kinder.“

Von neuem quollen ihr die Thränen hervor. Doch nahm sie sich zusammen, und als ihr der Gemahl, liebreich die Wange streichelnd, mit Trostesworten kam, ward sie stark, sah ihm voll ins Angesicht und sagte:

„Ich will nicht schwach sein; will dir nachstreben, wenn es auch langsam geht; denn du stehst ja so hoch und weit, weit über mir. Und soll ich deiner würdig sein, so kann dies nur kraft des Segens geschehen, den du vom heiligen Grabe mitbringst und sei's auch nur ein Splitterlein vom Kreuz des Herrn. Wer so wie du Gott sucht, den läßt er finden.“

Da umarmte Johann sein junges Weib und sagte: „Ich hab' mich nicht in dir getäuscht.“

Auch der Mutter Eva brachte die Kunde von Johanns Entschluß große Betrübnis. Herr Siegmund hatte nachgegeben. Doch als der Kaplan der Veste Schwarzenberg das Unternehmen billigte, den Drang hierzu als eine Gottesstimme bezeichnete und hinzufügte: Man soll Gott mehr gehorchen denn den Menschen — da ergab sie sich darein, denn also hatte sie ja dem Sohne selbst gelehrt, ehe er fortzog als Jüngling in die Welt.

Schwer war der Abschied von Hohenlandsberg. Lange, lange schaute Kunegundis dem geliebten Manne nach und seinem Begleiter Niklas. Und als beide längst

dem Blicke entzogen waren, haftete noch immer das nasse Auge auf dem Wald, der die Reisenden verbarg. Wie ehemals die Mutter bei Johanns Wegzug nach Mainz, so fiel auch Kunegundis vor der heiligen Jungfrau in der Burgkapelle nieder und sandte heiße Gebete nach oben.

Darauf waltete sie im Hause, zwar ernst, aber in vollem Pflichtbewußtsein. Niemand, auch die Schwiegereltern nicht, sollten ihr anmerken, daß sie ihres Trostmangels nicht ganz Herr sei.

Die Monate verrannen unter der warmen Teilnahme beider Eltern. Bald war Kunegundis mit den Kindern in der Veste Schwarzenberg, bald im eigenen Heim, bald auch in Rieneck, wohin Herr Siegmund treulich sie geleitete. Hier war's auch, wo sie mehr Festigkeit gewann; denn als sie hier erfuhr, der Heinz von Gunzingen hätt' seine zwar etwas ältere, aber schöne und reiche Anverwandte Agnes von Lingen geehelicht, lebe in Saus und Braus und verlache höhnisch die als Thoren, die gen Kleinasien zögen — da hob sich das Haupt der jungen Freifrau stolz empor, und innen tönte eine Stimme: „Wie ist Johann doch so hoch erhaben über jenen Menschen!" Und dieser edle Stolz half mit, das Haupt aufgerichtet zu halten nach oben. — —

Zu Nürnberg in der Stadt gab's unterdessen gute Zeit. Die Pest war gewichen, der vierundachtziger Wein wohl geraten, also, daß man — wie berichtet ward — die große Kanne um ein Ei gegeben. Selbst Arme konnten dessen froh werden; hatte doch im selben Weinjahre Herr Georg Keipper, als letzter seines Stammes, das Übermaß seiner Güter zu einem reichen großen

Almosen verschafft, welches man armen alten Bürgern, die sich bettelns schämen, im geheimen reichen sollte. Auch gab es mannigfach guten Verdienst. Zwei große Orgeln wurden gebaut; im Jahre 85 die Brücke am Schuldturm steinern hergestellt und im folgenden die Barfüßer Brücke und die Brücke auf dem Säumarkt von Stein gebaut. Gleichermaßen verschaffte der Bau der St. Veits-Kirche am Augustinerkloster Vielen Arbeit.

Der kleine Albrecht Dürer war schon in jenem gesegneten Weinjahre in Vaters Lehre gekommen zur Goldschmiedskunst; Wilibald Pirkheimer in eine lateinische Schule. Herr Siegmund bekam von alledem Kunde und hätte gern die Bauten, wie auch ein, vor wenig Jahren vom Maler Wohlgemuth gefertigtes Bild in der St. Lorenzkirche betrachtet, das viel Aufsehen machte, denn die heilige Mutter Gottes nebst Kindlein, zwischen den Heiligen Barthel und Barbara, sollte gar schön sein. Auch des Unbegreiflichen in Regomontans Kalender, wie der Kunst des Buchdruckes hätte er gern nachgefragt; es wollte ihm nicht aus dem Kopf.

Doch ward es im benachbarten Bayernlande unruhig. Die Bauern verlangten, daß die Geistlichen nicht mehr erhalten sollten als den Zehnten; die Herren nicht mehr als 20 Pfennige und eine Henne. Das Halten der Gerichte sollte im Jahre nur viermal stattfinden und hierbei der Bauern etliche mit zugegen sein. Kein Wunder, wenn diese immer hitziger wurden; die geistlichen Steuern drückten allzusehr, und die Gerichtspflege war sehr willkürlich.

Von beiden Seiten wurde heftig gestritten. Es kam

im Jahre 86 zum Aufruhr, und Herr Siegmund mußte mit zu Felde ziehen. Da gab es blutige Köpfe; manch einer biß ins Gras. Nach etlichen Wochen waren die Bauern geschlagen.

Gar mancher Edle ward bedenklich, auch der Freiherr Siegmund zu Schwarzenberg. Zwar litten die Bauern auf seinen und Johanns Gütern keine Not, waren zufrieden und trugen Kunegundis auf den Händen. Doch wenn die Gährung so fort ging wie bisher, so konnte Verführung auch hier mählich Fuß fassen. Johanns baldige Rückkehr ward sehnlichst gewünscht; mußte doch Siegmund wieder von Hause fort; mit dem Markgrafen Friedrich sollte er nach Aachen ziehen, allwo Maximilian zum römischen König gekrönt ward. Doch sprang der treue Götz von Uffenheim für ihn ein, zog in die Veste Schwarzenberg und schützte beide Freifrauen.

Das erwies sich in der Folge als notwendig und gut. Zwei raublustige Herren um Rothenburg, welche von Uffenheims Anwesenheit nichts wußten, wollten des Umstandes nützen, daß beide Vesten ohne Herren waren. Sie planten einen Überfall von Hohenlandsberg. Weil sie beide allein mit ihren Knechten ihn nicht auszuführen wagten, so suchten sie Verbündete, daß diese ihnen Mannschaft mitgeben sollten. Deren zeigten sich etliche schneller, als die Räuber gehofft; sie fanden zwei derselben unter den Neidern und Hassern des Freiherrn Johann, die ihnen Truppen zusandten. Von diesen zweien war einer, der den Freiherrn schon aus der Zeit von Mainz haßte. Der andere war ungehalten, weil Johann das Unwesen des Raubrittertums streng verfolgte.

In einer kühlen Aprilnacht rückten die schnöden Unternehmer mit ansehnlicher Macht vor Hohenlandsberg. So vorsichtig sie aber auch zu einer Überrumpelung in einem Gehölz herbeigeschlichen, waren sie von Bauern doch bemerkt worden. Einer von diesen eilte in die Veste, der andere nach Schwarzenberg. Götz von Uffenheim sandte sogleich Eilboten ins Ansbachische, um vom Lehnsherrn Markgrafen Friedrich Unterstützung zu erhalten. Die Besatzung der Veste durfte er nicht schwächen. Soviel er konnte, berief er schwarzenbergische Mannen aus Dörfern zusammen und zog nach Hohenlandsberg. Hier fand er den Feind bereits in voller Thätigkeit. Als dieser merkte, daß er bei den wohlgehüteten Außenwerken der Veste von einer Überrumpelung absehen mußte, ging er zum offenen Sturm über. Die Hohenlandsberger aber hatten Uffenheims Andringen wohl gesehen und machten einen Ausfall auf die Feinde, welche, so von zwei Seiten angegriffen, zu wanken begannen. An Zahl überlegen, machten sie neue Vorstöße, das Schlachten begann und währete, bis die sinkende Nacht ihm vorläufig ein Ende machte. Götz benutzte sie zu besserer Verteidigung und wehrte jedem Schlafe. Auch gelang es ihm, durch heimliche Zuziehung wehrhafter Höriger an Mannschaft zu ergänzen, was er zuvor verloren hatte. Bei Morgengrauen schon zog er aus, in der gewissen Hoffnung, die Markgräflichen müßten heute noch erscheinen.

So matt die Sonne schien, so heißer war der Kampf. Uffenheims Heer mehrte sich durch freiwilligen Zuzug; trotzdem blieb der Feind, der anfangs durch die unvermutete Führung eines ritterlichen Edlen verblüfft gewesen,

in Übermacht. Die Besatzung mußte sich zurückziehen, und die Schlacht blieb unentschieden. Nur wenige Stunden Schlaf gönnte sich in der nächsten Nacht der Freund und kaum, daß der Morgen wieder graute, blickte er ungeduldig gen Süden. Seine Erwartung war nicht vergeblich. Sowie die ersten Vorboten des Sonnenaufganges den Horizont röteten, erschaute er vom Wartturm aus in der Ferne eine Reiterschar, nicht groß, aber doch sicher markgräflich. Das ward gewiß, als die ersten Strahlen der Reiterhelme erblitzen machten. Sofort traf er Anstalt zu erneuetem Ausfall. Er drang mit gewaltigem Stoße auf den Feind ein und ließ sich nicht werfen; das Schlachtenwogen ging hin und her. Gott weiß, woher der Feind das Geschütz hatte, das er plötzlich unter die schwarzenbergschen Truppen spielen ließ. Das brachte die mutigen Verteidiger zum mählichen Weichen. Doch eingedenk des heiligen Versprechens, beide Freifrauen getreulich zu schützen, drang Uffenheim mit erneuetem Ungestüm auf das Raubgesindel ein. Wohl zeigten sich dessen Mannen erstaunlich kriegsgeübt, doch konnten sie diesem Anpralle anfangs nicht widerstehen, sie wichen. Bald darauf entstand unter ihnen ein großer Wirrwarr. Jene Reiterschar war angelangt und hieb im Rücken der Feinde auf diese ein. Mit lautem Hallo drang Uffenheim vor. Die feindlichen Mannen wollten fliehen, sahen sich aber von markgräflichen Reitern bedroht, darunter einer mit gewaltigen Streichen die Reihen der Feinde lichtete; es mußte ein starker kühner Recke sein. Kaum eine halbe Stunde verstrich, da war das Räubervolk auf's Haupt geschlagen, zum Teil entflohen.

Noch gab es kleine Einzelkämpfe, als Uffenheim mit lauter Stimme rufen hörte: „Götz!"

Er schaute auf den Rufer von mächtiger Gestalt und braungebranntem Antlitz. Darauf schrie er aufgelöst vor Freude: „Hallo, Johann!" und lag dem Freunde in den Armen.

„'s ist eine wunderbare Fügung Gottes," sagte der zurückgekehrte Pilger bewegt, „daß ich nach Ansbach angeritten kommen mußte, just als der Markgraf eine Reiterschar verordnete, in Eile hierher zu ziehen. Hab' mich sogleich aus seinen Kammern mit frischem Rüstzeug versehen und die Markgräfischen geführt. Gott sei gelobt, wir kamen nicht zu spät. Was aber macht mein Weib, Kunegundis?"

Bald konnte er es selbst sehen; Uffenheim besorgte die Verfolgung und Gefangenen, und Johann umarmte Weib und Kinderchen. Nach Schwarzenberg gelangte alsbald die doppelt frohe Kunde. Frau Eva kam unter starker Bedeckung, und auf dem Hohenlandsberg gab's ein Wiedersehen, das gebührend zu schildern die Sprache zu schwach ist.

Die Unholde waren mit Windeseile geflohen, als sie die Ansbacher und an den gewaltigen Hieben den Freiherrn Johann erkannt hatten, der wie ein Wunder so plötzlich erschienen. Das Geschütz, viele Gefangene und Tote, sowie manches Rüstzeug mußten sie zurücklassen.

Nur flüchtig konnte Johann aus seiner langen Wanderschaft vorläufig erzählen, denn er mußte dem getreuen, im Kampfe verwundeten Niklas Pflege angedeihen lassen und wollte am anderen Morgen mit den zurück-

gehaltenen und den unter Uffenheim verfolgenden Truppen den Räubern nachziehen. Deren Aufenthalt ward durch die Gefangenen verraten.

Nach einer Woche schon kehrten die Freunde zurück. Die Raubburgen der Urheber waren zerstört, diese selbst niedergehauen und ihre Güter verwüstet worden. Daß das erbeutete Geschütz das Wappen derer von Gunzingen zeigte, gab wohl zu denken. Einstweilen ließ Johann diese Sache ruhen. Die markgräflichen Reiter wurden reich bewirtet und beschenkt, die Gefangenen nach Ansbach geschickt. Jetzt wollte der junge Freiherr den Genuß des Heims und seines Freundes Götz nicht gestört wissen.

Unterdeß war Herr Siegmund wieder zurückgekehrt, der auch sein Teil vom Wiedersehen haben wollte. Götz mußte noch eine Woche auf Hohenlandsberg bleiben, und in dieser Woche erzählte Johann ausführlich von der Reise und ihren Beschwerden, von den häufigen Kämpfen, die er und Niklas zu bestehen gehabt, wie auch von der Meeresfahrt und den sonderlichen Gestalten und Trachten, die er im gelobten Lande getroffen.

„Meines Wissens habe ich bisher ein einzig Mal nur geweint," sagte Johann eines Abends der Erzählung; „es war dies, als ich Abschied nahm von meiner Frau Mutter beim Umzug nach Mainz. Als ich aber Bethlehem sah und gar das heilige Grab unseres Herrn Christ, da hab' ich auf den Knien gelegen und geweint vor Seligkeit, denn sprechen kann dort die Zunge nicht. Und ich bin deß gewiß, daß der Heiland mich büßenden Sünder erhört. Eine Freudigkeit überkam mich, die zu

beschreiben unmöglich ist. Mir war, als sähe ich ihn und die heilige Mutter Gottes im Blau des Himmels vor mir schweben und mich segnen. Da hab' ich denn zugleich Eurer gedacht und gebetet, daß er Euch schützen und schirmen möge an Leib und Seele. Und wie hat er so wunderbar dies mein Gebet erhört!"

Bewegt hielt Johann eine Weile inne. Das Stillschweigen wagte niemand zu unterbrechen. Dann fuhr er nach einem tiefen Atemzuge fort:

„Nicht weit vom heiligen Grabe waren offene Hallen aufgeschlagen. Hier konnte man heilige Reliquien für Geld erhalten. Das, sagte ich mir, ist das Höchste und Beste, was du den Deinen zum Geschenk mitbringen kannst. Ich kaufte — wenn auch für schweres Geld — einen Splitter vom Kreuz des Herrn, ein Stücklein des heiligen Schweißtuches und einen Stein, damit der heilige Stephanus gesteinigt worden. In tiefer Inbrunst küßte ich die heiligen Überreste und verwahrte sie gut. Die, dacht ich, sollen deinem ganzen Hause dienen in aller Fahrnis. Am nächsten Morgen wallte ich wieder zum heiligen Grabe. Hinter den Hallen sah ich in einem luftigen Gezelt vier Mönche sitzen; die schnitzten an einem alten Weinpfahle herum; andere rissen ein Stück Linnen in einzelne Fetzen oder bogen rostige Nägel. Aufmerksam und unbeachtet sah ich dem Treiben zu, nicht wissend, was es bedeuten solle. Die Mönche waren guter Dinge und lachten, als ihrer einer in mir unverständlicher Sprache, die wie Latein klang, etwas gesagt hatte. Drauf erwiderte ein anderer deutsch: ‚Heiliger Brimborius! laß ja die Dummen nicht alle werden, auf daß wir aus den Wein-

pfahlsplittern und dem schmutzigen Getüch manch einen Goldgülden lösen für uns'rer Kehle Durst'. Ich staunte, nahm meine Reliquien herfür und verglich sie mit den Schnitzeln der Mönche. Es waren genau dieselben. Entrüstet wollte ich auf sie hineingehen und zog mein Schwert. — Da ward ich mild am Arme gefaßt, und eine Stimme raunte mir zu: ‚Laßt, edler Freiherr! es könnt' Euch sonst an's Leben gehen.' — Noch mehr erstaunt, mich hier erkannt zu sehen, dreht ich mich nach dem Sprecher um, der mich fortzog. Ein mir fremd Gesicht sah ich und eine Priestergestalt vom Augustinerorden. ‚Verzeiht Herr!' sagte der Priester, ‚daß ich Euch angehalten. Ich kenn' Euch wohl und bin Euch und Eurem Herrn Vater zu großem Dank verpflichtet.' Nun ich immer noch nicht wußte, wer er war, sagte er: ‚Zuerst lernt ich Eure Kraft und Euren Edelsinn kennen, als Ihr vor Jahren im Spessartgebirg mich vor dem Raubgesindel schütztet. Ich bin der Pater Bernhard.' Als ich das vernommen, ward ich froh und ging mit ihm in eine Herberge. Dort haben wir viel miteinander gesprochen, viel und vielerlei. Dort erzählte mir Pater Bernhard, wie hier die Reliquien gemacht würden und an Gläubige verkauft für schweres Geld, davon sie nach Rom schickten zum Papst und als eigenen Bedarf zum Prassen und Wohlleben. Darob ergrimmt, wollt ich etwas erwidern. ‚Hier nicht, Herr!' gab er mir zur Antwort. ‚'s sind Lauscher überall. Folgt lieber mir zum Ölberg. Dort will ich Euch was kund thun.' — Und als wir droben knieten und unser Gebet verrichtet, sagte der Pater halblaut und sehr bewegt zu mir: ‚O schaut

doch diese heilige Stätte! schaut, wo die Steine liegen. Hier ward der gekreuzigt, der für uns gestorben und gelitten, auf daß wir Frieden hätten. Die ganze Sünde und Strafe der Welt hat er auf sich genommen und ist unter Martern und Qualen verschieden um unsertwillen und unserer Seelen Seligkeit. Der aber sollen wir teilhaftig werden bei bußfertigem, gläubigem Herzen und werden's auch. Was sollen wir da noch so äußerlicher Dinge bedürfen wie Splitter, Nägel und Lappen, da doch der Herr kein Wort davon gesagt, daß wir ihrer bedürfen, sondern nur sein Erlösungswerk uns einzig dienen soll? Ist denn das nicht viel mehr und vollauf genug?' — So ungefähr sprach der Pater zu mir. Ich aber kehrte bedächtig mit ihm um und fühlte mich erbaut wie noch nie, aber auch ergrimmt wie noch nie. Und als wir in und um Jerusalem noch andere Stätten trafen, allwo ganz frech Reliquien gemacht wurden wie in einer Werkstatt, und Käufer kamen in Menge, deren Geld die Mönche mit schlecht verhehltem Schmunzeln einstrichen, da bäumte sich in mir der helle Zorn auf und ich beschloß, schon in selber Woche wieder aufzubrechen, denn ich entbrannte in Haß vor solchem schnöden Treiben und Betrügen und vor dem ganzen Reliquienkrame selbst. Zu was solch sinnlich äußerlicher Mittel!? sagte auch ich mir; ist doch die Gnade unseres Herren Christs allein vonnöten. — — — Darum hab ich die gekauften eingebildeten Schätze weggeworfen als unnütz und schädlich Ding und bring euch das Höchste mit: den Segen dessen, der mich und Niklas so wohl behütet hat auf der fahrvollen Reise. Und hat mich hierher geführt zu rechter

Zeit, also, daß wir Gott preisen und loben wollen für seine große Gnade in Christo Jesu —"

Johann hatte so feurig gesprochen, eindringlich und bewegt, daß alle mit ihm sich niederbeugten zu stillem Gebete, das jedes wohl fortsetzen mocht im Kämmerlein; denn sonst ward an dem Abend nichts weiter gesprochen.

Auch in der Folgezeit ward diese Seite nicht mehr berührt. Aber Johann behielt gegen den Reliquiendienst einen grimmen Haß im Herzen. —

Der Markgraf Friedrich beschied den Zurückgekehrten mehrmals zu sich und ließ sich viel erzählen. Auch lud er ihn ein, mit ihm den Reichstag zu Nürnberg zu besuchen, der im April des Jahres 1487 eröffnet werden sollte.

Bis dahin verwendete Johann die Zeit mit Ordnung seiner Güter, bekümmerte sich um Recht und Unrecht seiner Unterthanen und schützte sie mit starkem Arme.

Die gefangenen feindlichen Knechte waren sämtlich hingerichtet worden, ohne daß man viel Federlesens gemacht hätte. Dies ging dem jungen Freiherrn nahe; die Willkür und das kurze Verfahren in der peinlichen Gerichtsordnung konnte ihm nicht behagen. Wohl aber die am Jahresschluß erhaltene Nachricht der Kindsfrau: „Meine Herrin hat Euer Gnaden ein Knäblein geboren." Da ward das Maß der Freude voll. Nun blieb die Nachfolge gewahrt. Das kleine Freiherrlein empfing den Namen Paul. —

Wenn Johann nach seiner Rückkehr auch noch nicht voll gefunden hatte, was er suchte: Einen festen Anhalt und Frieden im Allerhöchsten, so war doch ein Entschluß in ihm gereift, der ihn schon längst beschäftigt hatte.

Auf seiner Veste zu weilen und sein Besitztum zu verwalten, konnte ihm nicht als Endzweck seines Daseins gelten. Sein Geist strebte höher; er wollte einen bestimmten Beruf haben, um sich nützlich zu machen für andere. Die öfteren Kämpfe während der großen Reise hatten ihm seine Kraft und seinen Mut bestätigt. Nunmehr glaubte er seine richtige Stellung in der Welt gefunden zu haben, die — wie er wähnte — seiner Begabung entsprach: Kriegsoberster wollt er werden. In wessen Diensten, war zur Zeit noch unbestimmt. Erst auf dem Reichstage zu Nürnberg sollte sein Vorhaben festere Gestalt gewinnen.

Die ersten Monate des Jahres 1487 waren bitterkalt gewesen. Doch Ende März behauptete der Lenz schnell sein Recht, und als der Kaiser Friedrich mit seinem Sohne, dem König Maximilian, in Nürnberg einzog und mit ihnen an 24 deutsche Fürsten, da gab sich der mürrische Winter ganz für überwunden und räumte den Blättern und Blumen das Feld.

Es ging gar hoch her bei diesem Reichstag; die Stadt war überfüllt von Fürsten mit Gefolge, von vielem Adel und Herrschaften aus geistlichem und weltlichem Regiment. Da ward denn auch viel Ritterspiel auf dem Markte getrieben, daran sich Johann beteiligte. Für den Kaiser und den König war an Peter Rieters Haus ein Thronhimmel errichtet, darunter kostbar geschmückte Lehnstühle standen. Darauf saßen Kaiser Friedrich in vollem Ornat, neben ihm Maximilian und um beide die Fürsten und Bischöfe. Mit großem Vergnügen schauten beide Herrscher dem Lanzenstechen, Rennen und anderem Ritter=

spiele zu. Groß Gelächter erfolgte, wenn einer ausgehoben ward und linkisch fiel; großer Beifall, wenn einer lange Stand hielt.

Auch Heinz von Gunzingen befand sich in den Rennschranken. Zweimal hatte er bestanden und sah sich kühn geworden nach einem dritten Gegner um. Den fand er in Johann von Schwarzenberg. Das mocht ihm wohl nicht recht sein; er wandt sein Pferd, als wollt er den Preisrichtern etwas mitteilen; besann sich aber und nahm die Gestellung an. In kurzer Zeit war er spielend aus dem Sattel gehoben. Zwar schwang er sich mit Aufbietung aller Kräfte wieder auf und begann das Zusammenrennen von neuem. Doch nützte es nichts; er lag darauf doch wieder zappelnd im Sande mit verrenkten Gliedern. Zornglühend und hinkend zog er sich zurück. Dann bestand Johann vor noch mehreren Gegnern. Als er auch den fünften in Staub geworfen, erscholl lauter Jubel. Johann mußt abtreten und erhielt Weisung, nach dem Spiele zum Kaiser zu kommen.

Heinz aber hatte voller Galle verbreitet, der Schwarzenberg hätt' sich auf seiner Reise in den Orient mit Zaubermitteln befaßt, sonst würde er nicht so oft obgesiegt haben. Das sprach sich weiter herum und gelangte bis zum König Maximilian.

Der Kaiser war gegen Siegmund und Johann sehr gnädig und sagte letzterem, er könne seiner im Heere wohl gebrauchen, und zwar als Hauptmann — fügte er hinzu —, also, daß Johann gern darauf einging.

Auch Maximilian begehrte seiner. Der wohnte damals in Christoph Scheurl's Haus unter der Veste.

Dorthin geleitete den Freihern Johann der Markgraf Friedrich. Auch der König zeigte sich zu ihm sehr huldvoll; auch er trug ihm an, in seinem Heer zu dienen. Der Einwand, daß schon Seine Majestät der Kaiser ihn zum Kriegsdienst verlangt, ließ Maximilian nicht gelten.

„Ihr bleibt bei mir“, sagte er; „mein hoher Vater, des Kaisers Majestät, wird Euch mir wohl überlassen. Im nächsten Jahre sprechen wir wieder mit einander. Doch —“, fügte er mit gewinnenden Lächeln hinzu, „mit Zauberei dürft Ihr mir nicht kommen. Hab von Gunzingens Beschwer schon gehört, Ihr hättet sie verwendet gegen ihn.“

Ob solcher ungeheuerlicher Mär ward Johann voll Zorn. Doch mäßigte er sich, entgegnete aber mit bestimmten starken Worten:

„Eure Majestät, mein allergnädigster König und Herr! So nur um eines Zolles Länge Zauberei an mir erfunden wird, mag allsogleich mein Kopf vom Rumpfe fallen. Gerad und offen geh ich gegen meinen Mann und kenne nichts von Hexerei und wenn —“

„'s ist gut, Schwarzenberg!“ unterbrach Maximilian lächelnd; „hab's nun und nimmermehr von Euch geglaubt. Hab längst gehört von Eurer lauteren Gesinnung und Frommheit. — Doch Ihr wolltet noch mehr sagen.“

„Die Quelle, Euer Majestät, aus welcher die Verleumdung stammt, ist ein trüber schmutziger Tümpel. Der von Gunzingen ist mir ohne mein Verschulden längst Feind und hätt weit eher Ursach, still zu schweigen; denn er war's, der zwei Raubgesellen, die gegen meine Veste Hohenlandsberg zogen in meiner Abwesenheit, mit

Mannschaft und Geschütz, das ich noch inne hab, heimlich unterstützte."

Als der König das hörte, ward er ernst. Fast finster gab er zur Antwort:

„Daß doch die kleinen Herren das Raubunwesen niemals lassen wollen. Aus allen Landen kommt Beschwer auf Beschwer. Sie werden frech und ist es hohe Zeit, solch Volk mit aller Gewalt zu züchtigen, daß ihm die Lust zu weiterem schnöden Treiben vergehen soll."

„Wohl, Eure Majestät, wenn den Räubereien endlich ein festes Ziel gesetzt werden könnt," sagte Johann befriedigt. „Fast jedes Jahr muß ich zu Felde ziehn, im Fränkischen und außerhalb, wo mein begehrt wird. Die Raub- und Mordlust zehret wie der Krebs am Leibe. Wenn ich mir hierbei erlauben darf, bescheidentlich die Bitte auszusprechen, daß es Eurer Majestät gefallen wolle, auch das leidige Willkürregiment in Gerichtssachen abzustellen und Recht und Gerechtigkeit hineinzubringen, dann zürnt mir nicht; ich kann nicht anders sprechen um der Bedrückten willen."

„Ich weiß recht wohl," entgegnete der König, „was dem Reiche notthut. Ein neu Gesetz für den Landfrieden brauchen wir und neue Ordnung im Gerichtsverfahren. Hierüber hat der Kaiser und der Reichstag zu entscheiden. Was aber in meinen Kräften steht, will ich dazu thun. Gelehrsamkeit und Dichtkunst sollen blühen und Handel und Gewerb unbelästigt seine Geschäfte treiben zu reichlichem Erwerb. An Kriegen und Sonderkämpfen ist kein Mangel; hier kann echte Ritterlichkeit sich daran

üben — und dazu seid mir willkommen in meinem vielbeschäftigten Heere als wackrer Führer.“

Hiermit war die Audienz noch nicht zu Ende. Zwei junge kräftige Männer standen sich gegenüber, ihre Gedanken austauschend; der eine 28, der andere 24 Sommer zählend. Zwar verschieden im Range, aber eins in der Fülle von Kraft und edlem Streben; beide verwandt durch Mut und Tapferkeit; beide nach Thaten dürstend. Da war's nicht zu verwundern, wenn diese Stunde beide eng zusammenfügte zu einer Zeit, in der sie eines zweiten Unterschiedes noch nicht gewahr wurden, des Unterschiedes des Endzwecks ihrer geplanten Thaten.

Beim Abschiede reichte Maximilian mit jugendlicher Wärme dem Freiherrn die Hand. Als aber Johann das Gemach verließ, rief ihn der König nochmals zurück und sagte: „Hätt's bald vergessen. Was machen wir mit dem von Gunzingen?“

Nach kurzem Bedenken entgegnete Johann:

„Allergnädigster Herr, laßt ihn laufen! ich denk, mit ihm schon fertig zu werden. Vielleicht besinnt er sich eines besseren.“

„Nein, Schwarzenberg! so billig soll er nicht davonkommen. Geht und schickt mir aus dem Vorgemach den gelehrten Konrad Celtis herein.“ —

Am anderen Tag schon erfuhr Johann, daß König Maximilian den Heinz von Gunzingen hart angenommen. Urphede mußt er schwören, daß er keine Wiedervergeltung üben und sonst nicht rauben sollte. Auch 1000 Gülden mußt er seinem Feinde zahlen zur Buße für die Schäden, die sein Geschütz angerichtet.

Es war nicht erquicklich; auch der Reichstag nicht, der sich mit nicht viel mehr beschäftigte, denn mit Trink-, Kleider- und Narrenordnung. Daß die vom Adel öfterer zusammenkamen, um über ein zu gründend Schutz- und Trutzbündnis zu beraten, gehörte nicht zu des Reiches Geschäften. Sonst gab es noch ein schön befriedigend Fest. Konrad Celtis, der beliebte Dichter, der auch der Stadt Nürnberg zu Ruhm und Ehren eine schöne oratio in Latein geschrieben, ward vom Kaiser zum Hofpoeten ernannt und feierlich mit einem Lorbeerkranz gekrönt. Deß freute sich der König und der junge Freiherr, denn beide liebten die Poeterei und hatten viel Verständnis.

Auch ließ sich Johann vom Ratsherrn Nützel gern zu Hermann Vischer führen, als schon der Juni fast zu Ende ging. Hier hatte Peter Vischer einen Entwurf gemacht zu einer Grabplatte für den verstorbenen Bischof von Bamberg, Graf von Henneberg. Dessen Nachfolger, Fürstbischof Heinrich, hatte sie bestellt und traf mit Johann zusammen, als der Entwurf besichtigt ward. Da fand der Bischof im Laufe des Verkehrs groß Wohlgefallen an Johann und lud diesen ein, ihn in Bamberg zu besuchen, also, daß sich der junge Freiherr zwei hohe Freunde errungen hatte.

Fünfter Abschnitt

Der Schluß des Jahres vom Nürnberger Reichstag brachte nach Schwarzenberg und Hohenlandsberg frohe Kunde.

Dem Grafen Michael von Wertheim war ein Stammhalter geboren worden, deß Name sollte Georg sein. Der war und blieb der einzige Sohn. Gern wäre Johann gen Wertheim gezogen zur Taufe; doch forderten Familienverhältnisse seinen Verbleib; er hätte gern noch einen Sohn gehabt.

Das Jahr 1488 hub an und tobte seine Wintergrillen aus; mitten hinein aber bracht es Sonnenschein. Nach Schwarzenberg gelangte abermals eine frohe Kunde; auf Hohenlandsberg hatte wiederum ein Freiherrlein das Licht der Welt erblickt und den stillen Wunsch Johanns erfüllt. Da gab es große Freude allerorts, selbst bei den ärmsten Bauern, und frohe Feste, als des kleinen Christoph Taufe stattfand. Die 1000 Gulden Buße Gunzingens rollten allmählich in die Hütten, da Not und Elend eingekehrt war. Kunegundis aber ward nicht

müde, zuzuschauen, wie ihr großer starker Gemahl glückstrahlend bald mit dem Töchterchen spielte, bald die Söhnlein hin und her trug und voll Liebe betrachtete. Das Heim bei Weib und Kind war seine Welt und war es alle Tage, an denen die Veste Hohenlandsberg ihn beherbergte. Das konnt ihm keiner verdenken, daß er die Augenblicke nutzte, denn weltliche Berufsgeschäfte hielten ihn oft lange fern.

Was in Nürnberg und anderswo vorbesprochen war, wofür Johann mit aller Kraft eintrat, das ward nun in Eßlingen, ohnweit Stuttgart, ausgeführt. Um sich gegen Übergriffe anderer zu schützen, hatten schon vor mehr als 100 Jahren sich die kleineren Vasallen zum Schläglerbund vereinigt, die Städte zu einem Bund, den man den schwäbischen benannte. Weil aber danach Krieg und Fehde zwischen Städten und Adel kein Ende nehmen wollte, und es ein Elend war, daß nirgends Ruhe und Sicherheit von Person und Eigentum einkehrte, so gewannen die Parteien endlich ein Einsehen und gründeten zu Eßlingen den großen schwäbischen Bund.

Kaum war dieser geschlossen, mußt Johann zu Festlichkeiten zum Bischof von Eichstädt. Er konnt es nicht abschlagen, da sich ihm der Bischof von früher her sehr wohl gewogen gezeigt hatte. Brauchte es auch nicht zu bereuen; hier am bischöflichen Hofe lebte zu ritterlicher Ausbildung ein stämmiger Jüngling, dessen Kraft und Mut ihn ebenso vergnügte als in Bewunderung versetzte; denn dieser Achtzehnjährige war derselbe, der ihm in Eichstädt vor 11 Jahren als Knabe zugejubelt, Wilibald Pirkheimer.

Von hier aus reiste Johann gen Bamberg zum Bischof Heinrich, der ihm bei Peter Vischer das Versprechen abgenommen, ihn zu besuchen. Der Bischof gewann ihn immer lieber; Johanns Ansichten über die traurige Lage von Hunderttausenden, die unter einer eingetretenen Hungersnot und Teuerung schmachteten, wie über Verbesserungen, konnten ihm wohl behagen. Des Freiherrn klarer Blick und Weisheit waren unter jungen Männern von 25 Jahren selten.

Das Elend setzte sich in's Jahr 1489 fort, am schlimmsten in der Gegend von Kempten.

Kunegundis, die schon als Maid so gern geholfen, wo sie konnte, that das Möglichste zur Linderung der Not in ihren Liegenschaften. Gunzingens Bußsumme ward ganz dahingegeben. Mühselig schleppte sich Johanns Gemahl von Hütte zu Hütte, bis sie auch das unterlassen mußte. Aber es ward ihr belohnt. Eines Tages konnt sie ein muntres Mägdlein als ihr Töchterchen begrüßen und dem Gatten wie den Eltern zeigen zu deren großer Freude. Gleich einem gesunden Stamm trieb das edle Geschlecht neue Zweige.

Nicht lange konnt sich Johann des Familienkreises freuen. Er ward nach Nürnberg beschieden, allwo der König Maximilian am 19. August feierlich eingezogen war. Nur wenige Wochen verweilte der Fürst, aber in dieser kurzen Zeit ward festgesetzt, daß der Freiherr von nun an in seinen Diensten stand. Ernst und trübgestimmt war der König diesmal; er hatte widerliche Streitereien gehabt, wenngleich dieselben im Juli auf dem Reichstage zu Frankfurt beigelegt worden waren.

Der Rest des Jahres gebot, auf der Hut zu sein. Der Ritter Friedrich von Gich brach den Landfrieden und fing mit Nürnberg Fehde an. Zwar wagte er sich nicht an das Schwarzenbergsche Gebiet, doch mußten dessen Besitzer Fürsorge treffen zu etwa nötiger Abwehr. Verwüstungen, Mord und Brand folgten; keine Straße war mehr sicher. Erst Anfang 1490 gelang es den Nürnbergern, des räuberischen Ritters habhaft zu werden. Am 2. März ward der von Gich in der Stadt hingerichtet als Placker und Landfriedensbrecher.

Glaubten die Väter der Stadt, daß nunmehr Ruhe eintreten werde, so hatten sie sich getäuscht. Denn der Sohn des Hingerichteten schwur Rache, verband sich mit dem, ihm verwandten Kunz Schott, Burggrafen auf dem Rothenberge, und einer Menge beutelustiger Freunde und setzte die noch viel blutiger werdende Fehde fort. Das dauerte lange. Obgleich die Wege um Nürnberg höchst unsicher geworden, mußte doch Johann zur Stadt, um in der Burg den unbekannten Aufenthalt des Königs zu erfragen, dem er sich bald zu stellen hatte.

Das Wagestück war groß, doch es gelang; in früher Stunde wurde Johann, nachdem er die Nacht hindurch geritten, mit seinen Knappen eingelassen. Drin sah es sehr kriegerisch aus; des verflossenen Osterfestes konnte sich niemand recht erfreuen.

Auf der Burg erfuhr der Freiherr sonderliche Mähr. Kein Mensch hatte lange Zeit hindurch gewußt, wo Maximilian hingeraten sei. Zuletzt war er bei Innsbruck gesehen worden, wohin er sich zur Gemsenjagd be-

geben. Endlich drang die Kunde aus dem Innthal, er habe sich auf dem Zirlberge an der Martinswand verstiegen gehabt und sei mit Gottes Hilfe aus großer Not erlöst worden. Der Gemsjäger Oswald Zips habe ihm herausgeholfen. — Hierdurch ward dem Freiherrn erklärlich, warum ihn der König bisher ohne die verheißene Nachricht gelassen. Er beschloß, noch einige Tage in Nürnberg zu verweilen; vielleicht, daß unterdeß ein kaiserlicher Bote kam. Die Zeit zu verkürzen, besuchte er auch den Ratsherrn Nützel. Bei dem fand er Besuch vor, einen blühend schönen Jüngling von etwa 19 Jahren. Dessen weißes, mit breiten schwarzen Rändern eingefaßtes Wamms war auf der Brust tief und weit ausgeschnitten; aus dieser Öffnung hob sich ein fein gefältetes, mit gesticktem Saume versehenes Hemd hervor, welches den schlanken Hals bis unter das Schlüsselbein bloß ließ. Das schöne Haupthaar, über der Stirn kurz geschnitten, hing zu beiden Seiten lang gelockt herab.

Als Johann eingetreten und den Ratsherrn begrüßt hatte, blickte er mit Wohlgefallen auf den schönen Jüngling; die Züge mußte er schon einmal gesehen haben. Das bestätigte sich alsbald. Nützel stellte den Gast als Albrecht Dürer vor, der gekommen sei, Abschied zu nehmen, weil er als Maler nunmehr in die Welt hinaus reisen wolle. Freundlich schüttelte Johann dem Scheidenden die Hand und wünschte ihm alles Heil und gesund Wiederkommen. Albrecht Dürer nahm darauf bescheiden sein purpurnes Mützchen in die Hand und empfahl sich beiden mit wohllautender Stimme zu fernerer Gunst.

Im weiteren Gespräche mit dem Ratsherrn erfuhr Johann von diesem die neueste Nachricht, der Ungarkönig Matthias Corvinus sei am 6. April verschieden.

Das war von Wichtigkeit, weil sicher zu erwarten, daß Maximilian nunmehr den ungarischen Thron werde besteigen wollen; ob mit oder ohne Zustimmung der Ungarn, stand noch dahin. Aus diesem Ereignisse konnte sich ergeben, daß Maximilian des Freiherrn bald bedurfte. Die nächsten Tage schon brachten die Bestätigung.

In der Burg zu Nürnberg war mit einer Botschaft der Befehl angelangt, dem Freiherrn Johann von Schwarzenberg sogleich mitzuteilen, er solle am ersten Tage des September in Wien erscheinen. Hierzu erhielt er ein Dekret zur Bestallung als königlicher Hauptmann. Von da an also sollte seine kriegerische Laufbahn beginnen.

Voll Thatenlust begab sich Johann auf die Heimreise, doch vorsichtig einen Umweg machend, damit er nicht ohne Not mit den der Stadt feindlichen Scharen zusammenstieß. Hinter Fürth dehnte sich ein Wald aus; nicht weit davon führte ein offener Wiesenweg, bestimmt zum Viehtreiben. Den wählte er, der Meinung, weil hier sumpfiges Land, würden jene Scharen nicht anzutreffen sein, denen er mit seinen zwei Knappen nicht gewachsen war. Kaum eine Viertelstunde aber war er geritten, als er sechs feindliche Reißige auf sich zusprengen sah. Ohne weiteres begannen diese einen stürmischen Angriff. Doch mit einem Schlage hatte der Freiherr die Lanze des einen durchhauen, so daß das Schwert in dessen Bein drang. Einen zweiten stach er vom Pferde.

Unterdessen fochten seine Knappen wacker gegen die übrigen. Johann sprang ihnen bei. Als die feindlichen Reiter die wuchtigen Schwerthiebe spürten, ließen sie ab und entflohen. Doch nur einer sollte mit dem Leben davon kommen.

Nunmehr mußte Johann doppelt auf der Hut sein, die ganze Gegend schien besetzt zu sein. Sich vorsichtig umschauend, ritt er mit seinen unverletzten Knappen weiter. Da fiel aus dem Walde ein Schuß; der schadete nichts, aber aus dem Gehölz drang ein Führer mit mehr als 20 Mann hervor und ließ ihn umzingeln. Johann befahl den Seinen, sich ruhig zu verhalten. Darauf rief er mit Donnerstimme dem Führer zu:

„Keinen Schritt weiter! — Wer seid Ihr und was wollt Ihr!"

„Das brauchen wir dir nicht erst zu berichten," krächzte eine heisere Stimme. „Ergieb dich und folge mir!"

Darauf hob Johann sein Schwert und sagte kalt:

„Wenn du Lust hast, ein Schwarzenbergisch Schwert kennen zu lernen, so komm an!"

Das machte den Führer doch stutzen, wenngleich sein Gegenüber durch die Übermacht alsbald gefällt worden wäre. Schon der Name Schwarzenberg ließ ihn eine kleine Weile inne halten. Er wurde höflicher und sagte:

„Ihr habt unserer Knechte etliche erschlagen. Dafür sollt Ihr jetzt Rede stehen."

Johann hatte seine Kriegerehre gewahrt gehabt. Nunmehr konnte er das Dekret hervorziehen.

„Und Ihr," rief er mit zorniger Stimme, „Ihr habt durch Eure Knechte einen königlichen Hauptmann überfallen lassen, dafür Ihr mir jetzt Rede stehen sollt."

Als der Führer das große rote Siegel sah, ward er doch behutsam. Er verneigte sich kurz und sagte:

„Das ist etwas anderes. Ziehet von dannen."

„Nein!" fuhr Johann gebieterisch fort, „so billig sollt Ihr nicht davon kommen. Jetzt sagt Ihr mir, wer Ihr seid."

Das mocht den Führer arg verdrießen. Gleichwohl schien er gute Miene zum bösen Spiel zu machen und sagte in barschem Tone:

„Was? Jedermann kennt den gefürchteten Kunz Schott und Ihr nicht?"

„'s ist gut! das weitere wird sich finden," rief Johann und ritt mit seinen Knechten davon durch die Feinde, die ihm mit Respekt Platz machten.

Den Schott wurmte es nicht wenig, daß Johann ohne ritterlichen Gruß von dannen zog und ihn wie einen Bauerntölpel behandelte. Doch wagte er nicht, ihm nachzusprengen und ihn zu belästigen. Es wäre sicher herausgekommen, und dann hatte er den ganzen schwäbischen Bund wider sich.

So kam Johann ungefährdet, doch zornig zu Hohenlandsberg an, mit dem bestimmten Vorsatz, dem Könige alsbald zu vermelden, wie sehr das Raub- und Fehde-

wesen immer noch blühe, vornehmlich durch Schott und Genossen wider Nürnberg. —

Wer den Freiherrn bald darauf gesehen, wie er neben seinem holden Weibe saß, die Kinderchen liebkosend, hätt nicht gedacht, daß er kurz zuvor so harten Strauß zu bestehen gehabt. —

Die Zeit war schnell verronnen, der Abschied genommen. Zu verlangter Zeit traf Johann in Wien ein. Hier gab's ein buntbewegtes kriegerisches Leben. Maximilian, welcher Johann fast freundschaftlich aufgenommen, rüstete zum Kriege gegen Ungarn. Dies Land konnt seinen großen König Matthias nicht vergessen und aller Orten hieß es: „König Matthias ist tot; dahin ist die Gerechtigkeit.“ Darum widerstanden die Ungarn, als Maximilian begann, das Land zu besetzen.

Rauh und stürmisch tobte der November, als Johann mit dem ihm zugewiesenen Teile der Krieger in Ungarn einrückte. Er glaubte, heftigen Widerstand zu finden, doch hielt's nicht allzuschwer, den sich entgegenstellenden Feind, der nicht Stand hielt, vor sich her zu treiben. Schon war das Heer bis Raab vorgedrungen, den Ungarn nach, die sich nach der mächtigen Festung Stuhlweißenburg zurückgezogen. Zehn Meilen nur mißt der Weg bis dorthin; doch war die Gegend sumpfig, das Wetter rauh, so daß der Vormarsch nicht schnell stattfinden konnte.

Begierig folgte Johann den Zurückweichenden. Erst eine Meile vor der Festung nahmen diese eine feste Schlachtordnung an. Der Freiherr erhielt den Befehl,

den Feind von Südwesten her anzugreifen. Bis dahin war man regellos marschiert. Jetzt galt es, die Kriegerschar zu ordnen.

Zunächst stellte Johann den Vortrupp auf, den man gemeiniglich den verlorenen Haufen nannte. Dann folgte der helle Haufen, bestehend aus gut gerüsteten Spießern, abwechselnd mit Reihen der Schwertfechter. Den Schluß bildeten Spießträger, ausgelesen aus den Kräftigsten. Die Trompeten schmetterten und befahlen den Vormarsch. In kurzer Zeit begann das Stechen und Hauen. Der Vortrupp hatte schweren Stand. So mitten im Kampfgewühle schien es, als näherten sich die Ungarn dem Fähnlein, so sehr die ersten Spießer auch dagegen wehrten. Da ritt Johann mit geschwungenem Schwerte an die gefährdete Stelle und hieb ein. Der Feind stutzte. Aber die Schwertfechter folgten wacker dem Beispiele ihres Führers, der den letzten Reihen der Spießer befahl, zur Seite nachzudrücken. Der Kampf ward heiß. Doch ungestüm ging es vorwärts, und als nach geraumer Zeit die vorderen Reihen der Ungarn den Rücken wiesen, folgten die anderen nach und flohen nach Stuhlweißenburg. Der Sieg war dem Freiherrn glänzend gelungen.

Die Verfolgung konnte nicht bis an die Mauern stattfinden; aus ihnen spieen die Geschütze ihre Geschosse aus. Maximilian war Zeuge gewesen von Johanns Sieg. Er drückte diesem am Abend die Hand und sagte:

„Brav, Schwarzenberg! noch einmal solch ein Vorstoß und wir haben die Stadt. Doch —,“ fuhr er verwundert fort, als er seines Hauptmanns Hand be-

fühlte; „bei allen Heiligen, Ihr habt ja eine Hand von Horn!?“

„Das, Eure Majestät, kommt vom langen Waffenführen,“ sagte Johann lächelnd. „Darum denn meine Kinder sich nicht gar gern von mir streicheln lassen.“

„Auch die Feinde nicht!“ rief der König lachend. „Nun, seid heut Abend mein Gast in meinem Zelt, daß ich mir diese kostbare Hand bei Licht betrachten kann.“ —

Hier ward Johann gut bewirtet und unterhalten. Hier berichtete er auch auf des Königs Frage nach der Heimat von Kunz Schotts Befehdungen.

Am nächsten Tage fielen die Ungarn aus. Johann schlug sie zurück, wie's auch die anderen Führer thaten. Am dritten Tage ließ Maximilian große Schanzkörbe errichten und Geschütz auffahren. Es währte lange, ehe man eine besondere Wirkung sah. Doch wenn schon steter Tropf den Stein höhlt, so konnt es auch nicht ausbleiben, daß die Festungsmauern den schweren Kugeln wichen. Nach wenigen Tagen war eine starke Bresche geschossen, das feindliche Geschütz in deren Nähe zum Schweigen gebracht. Johann hatte den Befehl erhalten, sobald die erste Lücke an seinem Standort in die Mauer geschossen sei, solle er vordringen. Das geschah um Mittag. Da schickte er seine Spießer voraus, drang mutig mit den Schwertfechtern und Landsknechten nach und gelangte nach heißem blutigen Kampfe durch die Bresche in die Stadt. Auch von anderer Seite war dies gelungen. Im Innern ward der Kampf wohl noch hartnäckig fortgesetzt; doch ehe die Sonne sich neigte,

war die Stadt in den Händen Maximilians. Der aber nannte sich von nun an „König von Ungarn". —

Sieggekrönt und von Maximilian ausgezeichnet kehrte Johann erst im folgenden Jahre in die Heimat zurück.

Im Süden gab's schon vollen Frühling; hier aber trieben erst dessen Vorboten, die ersten Knöspchen an den Sträuchern.

Nachdem Johann sein Weib umschlungen und die Kinder und diesen seine Siegespreise zeigen mußte, bracht Kunegundis auch ein Knöspchen herbei vom Stamme Derer von Schwarzenberg. Ein lieblich Töchterlein war's, das mit seinen blauen Augen lustig in die Welt schaute, als der Vater noch in der Ferne weilte. Da ward ihm der schönste Lohn daheim. In vollen Zügen genoß er das Glück des schönen häuslichen Lebens, die Liebe der Seinen und der Eltern, die stolz auf den Sohn und seine Sprossen blickten, als am Tauftage der kleinen Barbara manch ein Gast auf Hohenlandsberg weilte.

Auch um Nürnberg war's besser geworden. Kunz Schott hielt für gut, sich auf Zeit zurückzuziehen; die Nürnberger hatten ihm weidlich zugesetzt. So kam es, daß diese kein Beschwer vorbrachten, als Maximilian im Spätsommer hier herbergte und frohe Feste gab, wenngleich die Zeit nicht allzusehr zum Frohsinn angethan war.

Albrecht, der Baiernherzog, hatte sich wider seinen Schwiegervater, den Kaiser Friedrich, aufgelehnt und ward darum von diesem mit der Reichsacht belegt, also, daß neue Kämpfe zu erwarten waren, die auch Johann

berühren mußten. Auch unter den Bauern der Kemptener Gegend gährte es von neuem; sie wurden von der Abtei zu arg gequält und schlossen daher einen Bund, der sich um Hilfe an den großen schwäbischen Bund wandt. Der aber beachtete ihr Flehen nicht. Nun sie infolgedessen einen Boten aussandten, der ihre Sache direkt beim Kaiser vorbringen sollt, erschien dies unbequem. Der Bote ward erstochen aufgefunden. Erst der zu zweit gesandte Bauer gelangte bis zum Kaiser. Der nahm sich ihrer an und ließ den Abt von Kempten vorladen. Doch der schwäbische Bund mischte sich darein, verschleppte die Sache und ließ zuletzt die ahnungslosen Bauern in ihren Häusern überfallen, fangen und an Hab und Gut schädigen.

Als Johann hiervon gehört, schüttelte er ob dieses rechtslosen Verfahrens unwillig den Kopf. Noch fand er Zeit, die Sachlage dem Könige in Nürnberg vorzustellen. Das mag denn wohl auch gewirkt haben; es ward ein gütlicher Vergleich versucht. Freilich gestaltete sich dieser der Abtei weit günstiger als den Bauern. Der Abt drückte von nun an sogar noch viel mehr als zuvor.

Solche Greuelzustände verfehlten auf Johann nicht den Eindruck. Zum erstenmale stieg in ihm der Gedanke auf, ob statt des Kriegerstandes es nicht einen anderen Beruf gäbe, der ihm Gelegenheit böte, für seine Mitmenschen mehr zu wirken.

Einstweilen ward dieser Gedanke zurückgedrängt. Das folgende Jahr 1492 begann mit heftigen Bauernunruhen in den Niederlanden und schien ähnliches in

Deutschland aufkommen zu lassen. Auch ward vom Kaiser der Befehl gegeben, ins Land des widerspenstigen Baiernherzogs einzurücken.

Da mußt Johann abermals ins Feld ziehen, diesmal mit dem schwäbischen Bund; mußt abermals fechten und sein Leben einsetzen und hätt vielleicht noch mehr Ruhm geerntet, als dies zu Anfang dieses Feldzuges geschah, wenn nicht Albrecht von Baiern zur Nachgiebigkeit bereit gewesen wäre.

Größere Ereignisse verdrängten die kleineren. Ein neuer Papst war gewählt worden, der sich Alexander nannte, des Beinamens der sechste. Weil aber die Päpste sich nicht mit dem geistlichen Regimente begnügten, sondern in das der weltlichen Herrscher eingriffen, so war man, wie in allen Teilen Deutschlands, so auch hier, begierig, wie sich der neue Oberherr in Rom zu Kaiser und Reich stellen würde. Es drangen wunderliche Gerüchte nach Deutschland. Wer etwas neues hören wollte, mußte nach Nürnberg gehen. Der große Handel der Stadt brachte diese mit aller Welt der weitesten Ferne in Berührung, die hohe Blüte von Kunst und Gewerbe nicht wenig Fremde in ihre Mauern.

Groß Aufsehen erregte die Nachricht, ein kühner, in Spanien lebender Genueser, Christoph Colombo, sei aufs hohe Meer gefahren, um in weiter, weiter Ferne neue Länder aufzusuchen. Wenn's glückte, konnte dies für Nürnbergs Handel von großem Werte sein.

Was Johann in der Stadt über den neuen Papst Alexander hörte, erfüllte ihn mit Erstaunen. Es war

doch kaum glaublich, daß der heilige Vater schon nach den ersten Monaten seines Antrittes ein Leben führe, das einem schlichten Bürgersmanne als Laster angerechnet worden wäre. Doch die Gerüchte setzten sich fort ins neue Jahr hinein, bis sie zeitweilig zurücktraten hinter wichtigere Ereignisse.

Am 19. August war Kaiser Friedrich gestorben. Gingen sonst die Ansichten über die Wahl eines Nachfolgers weit auseinander; verfolgten die meisten Fürsten hierbei ihren Privatvorteil, so gab es doch diesmal nur einen Gedanken. Was Johann im Stillen längst gewünscht, konnt er seinem Vater Siegmund zu Schwarzenberg als Thatsache mitteilen: Maximilian ward ohne Widerspruch zum Kaiser erwählt, und das Ziel von Johanns Sehnsucht, eine größere Einigung und Erstarkung des deutschen Reiches, schien mit dieser Wahl näher zu rücken. Dieser ward von allen Seiten zugejubelt, nicht am wenigsten auf Hohenlandsberg. Erhoffte doch Johann vom Kaiser eine bessere Gestaltung der Rechtspflege und Sicherung des inneren Friedens, auf daß eine starke Hand das greuliche Rauben der Ritter unterdrücke, das Los der Bauern mildere und deren Forderungen auf das rechte Maß führe.

Schon wieder waren Unruhen entstanden, diesmal bei Schlettstadt. Kein Pfaffe, so verlangten die Bauern, sollt mehr als eine Pfründe haben; die Ohrenbeichte wollt man abgeschafft und die Klöster — weil vielfach Stätten rohester Unsittlichkeit — aufgehoben wissen. Es kam zu Enthauptungen der Aufrührer und — als milde Strafe — zu Verstümmelungen des Körpers.

Und nun dies kaum vorüber, drang die Kunde bis nach Hohenlandsberg, es hätten sich bereits wieder neue Verschwörungen der Bauern gebildet und diese sich zum Hauptführer den Joß Fritz gewählt. Auch gaben sie ihrer Vereinigung einen Namen. Die Städter trugen damals feine zierliche Schuhe, gar oft mit langen Schnäbeln versehen. Die Bauern aber, denen eine stattlichere Bekleidung verboten war, bedienten sich eines einfachen Lederschuhes, der auf der Spanne durch Lederstreifen zugebunden war. Hiernach benannten sie ihre Vereinigung den Bundschuh, sich selbst die Bundschuher.

Mit klarem Blicke überschaute Johann diese heillosen, blutigen Wirren. Er sah voraus, daß schwere schlimme Zeiten gewaltiger Umwälzungen kommen würden, die nicht bloß den Besitz, sondern auch das ganze geistliche Gefüge zu erschüttern, oder gar umzustürzen drohten. Hier mußte etwas geschehen; auf welche Art, dem sann der junge Menschenfreund ernstlich nach.

Wie aber sollt ein ruhig Überlegen möglich sein, wie die Erregung von Teilnahme in weiteren Kreisen, wo immer von neuem Streitigkeiten und Kämpfe entstanden wie die Pilze im feuchtwarmen Frühjahre; oft um der lächerlichsten Kleinigkeiten willen.

Auch Markgraf Friedrich konnt nicht immer Ruhe halten. Was längst beigelegt war, wollt er wieder umstoßen und machte der Stadt Nürnberg gegenüber alte verthane Ansprüche auf das Landgericht geltend. Die beiderseitigen Verhandlungen führten zu nichts, vermehrten nur die Erbitterung. Beide Parteien begannen

zu rüsten. Die Stadt befestigte die Schranken vor den Thoren und gebot den Bauern, alle Rüstwagen in den Zwinger zwischen dem Frauen- und Spittlerthor zu bringen.

Als Johann in dieser Zeit zur Stadt kam, bemerkte er allsogleich, daß es abermals auf einen Krieg gemünzt war. Die Gassen wimmelten von Söldnern. Man sagte ihm, der Rat hätt 6000 Mann oberländischer Knechte bestellt und 3000 böhmische zu Roß und zu Fuß.

Wegen des Landgerichts? — Kopfschüttelnd begab sich der Freiherr zum Ratsherrn Nützel und mit diesem zum Schultheiß Wolff von Parßberg, beiden vorhaltend, ob nicht ein Ausgleich möglich sei. Die Nürnberger Herren aber waren hart und streitbarlich gesinnt, doch hatten sie nichts gegen einen Versuch des Freiherrn, Schritte zur Beilegung des Streites zu thun, der vieler Menschen Leben kosten konnte.

Johann reiste zum Bischof Heinrich nach Bamberg und trug diesem die Sache vor. Es fiel auf guten Boden; der Bischof mocht den Herzog Albrecht von Sachsen angegangen haben. Der vermittelte, und es kam nicht zum Krieg. Friedliche Feste traten an dessen Stelle.

Friedliche Zwecke führten auch Johann wieder gen Nürnberg, als das heilige Pfingstfest desselben Jahres 1494 vorüber. Beim Goldschmiedmeister Dürer wollt er einen schönen Schmuck mit Edelgestein bestellen für Kunegundis und ein golden Kreuzlein für seine Erst-

geborene; die war schon 10 Jahre alt und bestimmt, daß sie dereinst in einem Kloster ihre Erziehung finden sollte.

Der Freiherr erinnerte sich, dereinst gehört zu haben, der Meister Dürer wohne im Hintergebäude des Pirkheimerschen Hauses in der Winklerstraße. Dort traf er Herrn Doktor Johann Pirkheimer, Wilibalds Vater. Der begrüßte den ihm rühmlichst bekannten Freiherrn mit großer Ehrerbietung und bat ihn, wenngleich Dürer nicht mehr in seinem Hause wohne, sondern schon seit Jahren ein eigen Haus bezogen am Fuße des Burgberges, doch nicht ohne Willkommtrunk sein Heim zu verlassen. Johann willigte ein und frug nach Wilibald.

„Der war nach seinem Aufenthalt am Hof zu Eichstädt gen Italien gezogen," erzählte der Doktor, „um in Padua die Rechtsgelehrsamkeit zu studieren. Doch war er auch der alten Sprachen und Werke lateinischer und griechischer Weisen beflissen, also, daß er noch vier weitere Jahre zu Pavia den Wissenschaften oblag. Ich erwarte ihn noch im gegenwärtigen Jahre zurück."

„So ist er wohl ein großer Gelehrter geworden?" frug Johann.

„Er besitzt große Geistesgaben neben großer körperlicher Kraft," fuhr Pirkheimer fort. „Ich hätt es gern gesehen, wenn er nur bei der Rechtsgelehrsamkeit geblieben wär. Doch sein Drang und Vorliebe für Humaniora wuchs immer mehr, also, daß er derselben mehr gepfleget als jener."

Und nun erzählte er von des Sohnes Briefen,

worin er begeistert der klassischen Gelehrten und Weltweisen gedacht und warum er gerade diesen oder jenen bevorzuge. Dabei kam der Doktor auf das Wesen einiger alter Schriftsteller zu sprechen, also, daß Johanns ganze Teilnahme angeregt ward, und er beim Abschiede den Wunsch aussprach, Wilibald möge ihn nach der Rückkehr alsbald besuchen.

Beim Meister Dürer gab's viel Leben. Albrecht, der Sohn, war vor kurzem von seiner Künstlerwanderschaft heimgekehrt. Gleich danach war Herr Hans Frey zum Vater gekommen, der jenem nach einer Besprechung mit seinem Sohne Albrecht verkündete, er solle des Frey schöne Tochter Agnes heiraten. Gehorsam hatte Albrecht sich gefügt. In wenig Wochen schon, am 7. Juli, sollt die Hochzeit sein.

Daher das viele Leben in Dürers Hause, wo die neuen Verwandten und Gefreundeten ab- und zugingen. Johann begrüßte freundlich den jungen Künstler, der nunmehr an die 23 Jahre zählte, und bewunderte ihn im stillen. Was war der Albrecht doch so schön geworden und ansehnlich an Gliederung und Haltung! Die Augen glänzend, die wohlgebildete Nase sanft gebogen, und lieblich und anmutend tönte seine Rede, als er auf des Freiherrn Wunsch die Schmucksachen mit auslesen half. Sein Rat mußte gut gewesen sein, denn Kunegundis, als sie des prächtigen Geschenkes ansichtig ward, strahlte vor Freude über die feine schöne Arbeit und sagte nach warmem Danke:

„So kostbar und künstlich Kleinod kriegt man nur in Nürnberg.“ —

Manch andere friedliche Feste folgten nach. Es war, als sollt das Jahr 1495 ein rechtes Friedens- und Freudensjahr werden im kleinen und im großen. Denn was Johann längst herbeigewünscht, was er mit König Maximilian dereinst besprochen, that dieser nun als Kaiser. Der ließ, nach langen Verhandlungen auf dem Reichstage zu Worms, am 7. August ein Landfriedensgesetz für das ganze Reich verkünden zu ewigem Landfrieden, wie auch eine neue Kammergerichtsordnung. Dies ward auf Hohenlandsberg festlich gefeiert.

Bald darauf gab es wiederum ein Fest. Ein drittes Söhnlein schenkte Kunegundis ihrem Gatten. Der war gar wohlgestimmt ob dieser Himmelsgabe und sagte, das Knäblein froh emporhaltend:

„Dem friedereichen Jahr zu Ehren sollst du den Namen Friedrich führen.“

Kaum vier Wochen waren verstrichen, da galt es abermals, ein Fest zu feiern. Kunegundis' Schwester Amalia sollt mit dem Grafen Philipp von Isenburg vermählet werden. Die Insassen beider Burgen, Schwarzenberg und Hohenlandsberg, reisten gemeinsam gen Rieneck. Hier verlebte Kunegundis glückliche Tage. Hier führte Johann sein blühendes Weib in das Schloßgärtlein und erinnerte es an die Zeit vor 13 Jahren, als er der jungen Maid das Fasanenknöchlein vorgezeigt und einen starken Keim der ersten Liebe in sich treiben fühlte. Jetzt aber umfaßte er sie und sagte:

„Mich dünkt, in meinem Herzen sei es noch gerad so, als wie damals.“ —

Und als er mit den Seinen wieder im eigenen

Heime weilte, bracht Niklas ihm die Kunde, es sei Herr Doktor Pirkheimer aus Nürnberg hier gewesen. Weil aber der gnädige Herr nicht zugegen, so habe der Doktor ein Schreiben hinterlassen.

Darinnen aber war Johann ehrerbietigst geladen, zum 13. Oktober in Pirkheimers Haus einzukehren, um die Hochzeit Wilibalds zu beehren, der des angesehenen Herrn Rieter Tochter Crescentia ehelichen wollte.

Es that ihm leid, daß er dem großen schönen Feste fern bleiben mußte. Ihn zog ein groß Verlangen gen Frankfurt, allwo am 31. Oktober das neue Kammergericht mit dessen Oberhaupte Eitelfritz von Zollern feierlich vereidigt werden sollte. Das war bedeutsam für das Reich und seiner Wünsche endliche Erfüllung.

Sechster Abschnitt

Landfrieden sollte herrschen, ewiger Landfrieden; so bestimmte es das Gesetz, das Maximilian nach dem Reichstage erlassen hatte. Wer, wie Johann von Schwarzenberg, unausgesetzt des Reiches Einigung und Erstarkung als Wunsch im Herzen trug, der ward ob dieses Erlasses hoch befriedigt. Der innere Friede sollte herrschen. Ob man ihn allgemein auch herrschen lassen wollte — das war ein zweiter Punkt, der dem Freiherrn im folgenden Jahre, 1496, manch einen trüben Gedanken erzeugte.

Dem nachzuhängen gab es jedoch keine Zeit. Kaiser Maximilian überließ das Reich sich selbst und verfolgte kriegerische Pläne, Italien betreffend. Der Franzosenkönig zeigte Gelüste auf italische Lande; dem wollte der Kaiser begegnen und rüstete, also, daß auch Johann sich stellte und mit dem befreundeten kaiserlichen Herrn zum Kriege gen Süden zog.

Diesmal war ihm der Abschied von den Seinen schwer geworden, obgleich sein Thatendrang ihn vorwärts

trieb. Früher, als seine Kinder noch im zartesten Alter standen, bedurften diese seiner nicht; Kunegundis leitete mit dem Kaplane die Erziehung. Jetzt aber war Paul schon 10 Jahre alt und Christoph zählte deren 8. Da ward es Zeit zu höherer Ausbildung des Geistes, an welchem beide Söhne reichbegabt waren. Und nun er auf ungewisse Zeit wiederum in die Ferne ziehen mußte ins Schlachtgetümmel, sprach in ihm der Vater ebenso eindringlich als der Feldherr. Auch ergab sich, daß das Gesetz des Friedens keineswegs genau befolgt ward, also, daß er, wenngleich sein Vater Siegmund zum Schutze blieb, doch nicht ohne Besorgnis von den Seinen schied.

Die Städte, unpatriotisch wie sie meist gewesen, weigerten sich der Zahlung der ausgeschriebenen Reichssteuer unter dem Vorwande, daß der Landfrieden und die Wirksamkeit des Reichskammergerichts erst zu Fleisch und Blut im Volke werden müßten. Der Ritterschaft aber war beides ein Dorn im Auge. Darum raubte und plünderte man wie zuvor.

Auch Kunz Schott hatte die Feindseligkeiten gegen Nürnberg wieder aufgenommen und ließ nicht locker, wenngleich die Nürnberger Mannen ihm manchen Denkzettel gaben und weise operierten. Das aber machte zum nicht geringen Teile, daß Wilibald Pirkheimer, obwohl erst 26 Jahre alt, in den Rat gewählt worden war und hierin großen Scharfblick mit Thatkraft verband.

Für Kunegundis ward die Zeit ihres Alleinseins zu einer Trauerzeit. Ihr Vater, Graf Philipp von Rieneck, war gestorben. Herr Siegmund wollt sie nicht

zum Begräbnis ziehen lassen; angesichts der fortwährenden Fehden konnt er die Reise nicht verantworten. Da gab es doppelte Betrübnis, nur gemildert durch den Blick auf ihre blühenden Kinder.

Doch alles vergeht mit der Zeit, Freud wie Leid. Als der Winter wieder eingezogen war, konnt Kunegundis den heimkehrenden, ruhmgekrönten Gatten als gesund und heil umarmen. Wenn nicht die Trauer um des Vaters Hinscheiden gewesen wäre, würde die Freude diesmal noch mehr gejubelt haben, als bei früheren Wiedersehen, denn Johann verkündete dem geliebten Weibe, daß er vom Kriegshandwerke von nun an lassen wolle.

So treuergeben er auch dem Kaiser war, so einig er sich mit ihm wußte, wenn's galt zu handeln, so hatte er doch erfahren, daß zwischen ihnen beiden ein großer Unterschied bestand. Von romantischer Ritterlichkeit geleitet, lag dem Kaiser daran, daß er was that, während Johann, von sittlichem Streben erfüllt, handelte, damit etwas gethan werde; sein Ich war ihm Nebensache.

Sein hoher Geistesschwung führte ihn zu der Erkenntnis, daß kriegerische Thaten allein nicht ausreichten, um seinen Platz auf Erden gebührlich auszufüllen. Nach Arbeit des Geistes zum Besten seiner Mitmenschen verlangte ihn mit Macht. Wohl fühlte er, namentlich bei der Erziehung der Söhne, denen er eine höhere Ausbildung angedeihen lassen wollte, den eigenen Mangel höherer Schulung. Aber was von dieser, von außen hineingetragenen Bildung fehlte, das schuf sein Geist sich selbst, gleichwie ein Baum, der von Gärtnerpflege

und Gewächshaus nie etwas erfahren, stark und kräftig emporwächst durch Naturkraft und ohne menschliche Nachhilfe.

In gleicher Kraft, mit der der Jüngling einst sich tummelte und übte im Waffenführen, turnierte jetzt sein Geist. Dessen Streben nach sittlicher Vervollkommnung verlangte tieferen Einblick in die Wahrheiten der Religion, wie der Gottesgelehrsamkeit; sein Trieb zu gutem Regiment: Kenntnis der Staatskunst und eine bessere Rechtspflege; das Bedürfnis, auf das Volk einzuwirken: die Gabe der Beredsamkeit. Und nicht zum wenigsten trug seine Neigung zu der, auch von Maximilian verehrten deutschen Dichtkunst dazu bei, ihm ein neues Leben aufzuschließen; nur daß jener in Ritterpoesien schwärmte, für welche die Zeit keinen Sinn mehr besaß. Lehre, Aufklärung wollte diese haben. Lehrhaft mußte auch ein Dichtwerk sein, wenn es den Freiherrn fesseln sollte.

Johann verband sich mit gelehrten Männern in Nürnberg, vornehmlich aber in Bamberg, denn hier ward die deutsche Sprache weit mehr gepflegt, als dort. Er ließ sich von ihnen den Geist der alten griechischen und römischen Schriftsteller kund thun und erlernte unter der Leitung Sprachkundiger mit Fleiß und Eifer gar manches, was die lateinische Bibel, die er dereinst vom Ratsherrn Nützel als Geschenk erhalten, an geistigen Schätzen in sich birgt. Dies Studium aber, das liebste aller, erzeugte in ihm Religionsgedanken, mit denen die römisch-päpstliche Lehre oft im grellsten Widerspruche stand. Nachdem er sich das Horn, das sich durch den Gebrauch schwerer Waffen gebildet, von den Fingern

sorgfältig abgeschnitten, griff er zur Feder und schrieb nieder, was ihm zu wissen wert schien.

Sein öfterer Aufenthalt in Bamberg bracht ihn dem Bischof Heinrich immer näher. Der aber lernte Johanns umfassende hohe Geistesgaben mehr und mehr kennen und schätzen.

Die Jahre verstrichen unter unaufhörlicher Arbeit. Das Bäumchen des Geistes war zum Baum geworden. Die Ereignisse im Reiche blieben dem Freiherrn nicht unbeachtet, nur widmete er, der in seine Studien tief versenkt war, ihnen keine persönliche Teilnahme.

Schon lange waren die Juden verhaßt als Wucherer. Die Nürnberger trieben sie nach kaiserlicher Genehmigung zur Stadt hinaus und verbrannten ihre Häuser. Fehden und Kleinkrieg gab es in Menge. Zwischenein fiel ein friedlich Fest, das die herrschenden Bewohner von Hohenlandsberg und Schwarzenberg in die Ferne führte. Reinhard, der jüngste Bruder Kunegundis', vermählte sich im Jahre 1498 mit Agnes, Tochter des Grafen zu Gleichen, Herrn zu Thonna. Hier gab es ausgedehnte Feste und ritterliches Spiel. Daß sich Johann hieran nicht beteiligte, mocht manchen wundern, der nicht wußte, daß des Freiherrn Übungen sich ein ganz ander Ziel gesteckt. Darob hänselte ihn Reinhards Schwager, Der von Isenburg. Der hatte sich am Rennen mit beteiligt, mußt aber absteigen, weil seinem Rosse ein abgenutzt Hufeisen abgegangen war.

„Wie kommt es," rief er Johann zu, „daß du dich des Rennens und Stechens enthältst? Beginnest wohl zu altern und hast an Kraft verloren?"

Daß ein viel jüngerer dem reifen Manne so etwas vorhielt, würd manchen wohl in Harnisch gebracht haben. Doch Johann lächelte überlegen.

„Wollen sehen!“ sagte er, hob das Hufeisen auf, bog es hin und her und zerbrach es vor aller Augen. Darob verwunderten sich alle höchlichst. Isenburg aber band sein Roß mit einer Leine an einen Pfahl der Rennbahnumzäunung und neckte weiter:

„Wird wohl im Eisen ein Bruch vorher gewesen sein, weil du es wie Papier zerbogen.“

Statt aller Antwort ergriff Johann jene Leine, zerriß sie, als hätt er es mit einem Zwirnsfaden zu thun und jagte das Roß des Übermütigen von dannen mit den Worten:

„Nun fange dir dein Pferd selbst wieder ein, wenn deine Beine noch nicht altersschwach sind.“

Darob entstand ein schallendes Gelächter und Isenburg schlich beschämt davon.

So klein auch dies Ereignis war, hatt es doch nicht geringen Erfolg. Denn weil Johann schon längst sich nur der Geistesarbeit hingegeben und Turniere mied, so hatte sich inzwischen das Geklatsch verbreitet, er sei entweder invalid geworden oder ein Sonderling. Auf das angebliche Zurückgehen der gewaltigen Kraft hin hätt leicht ein Raufbold zu dem Gedanken gelangen können, mit Johann eine Fehde zu versuchen. Jetzt wagte es niemand mehr. Die außerordentlichen Kraftproben sprachen sich herum, die Fama verbreitete sie noch ungeheuerlicher, also, daß niemand Lust verspürte,

mit dem Recken, dessen Tritt schon das Haus erzittern machte, ernstlich anzubinden. Auch Kunz Schott mit seinen Raufgehilfen hütete sich wohl, Johanns Gebiet jemals zu betreten; es würde ihm nicht wohl bekommen sein. Seine Händel wider Nürnberg setzte er aber zähe fort, also, daß man nicht weiß, worüber man sich mehr verwundern soll, ob dieser Zähigkeit oder ob der Zuchtlosigkeit jener Zeit. Denn als am 15. April des folgenden Jahres der Kaiser die Acht über Schott aussprach, lächelte dieser verächtlich und führte den Krieg ruhig weiter, als wenn gar nichts geschehen wäre; darum denn endlich der Rat 2000 Gulden demjenigen versprach, der ihn lebendig, und 1000 Gulden, der ihn tot einliefern würde.

Erstaunlich ist es und bewundernswert, wie der Stadt Nürnberg Handel, Kunst und Wissenschaft emporblüten trotz fortwährenden Kriegsgetümmels. Draußen kämpften ihre Mannen gegen Kunz und schützten die Bewohner der Dörfer des nürnbergischen Gebietes. Drinnen aber gab's zu Anfang 1499 neue Rüstungen. Kaiser Max zog gegen die Schweizer zu Felde, dazu ihm Nürnberg Mannschaft stellen sollte. Das geschah. An 400 Knechte und 80 Reiter sammelten sich kampfgerüstet auf dem Markte und zogen unter ihres Hauptmanns Führung aus gegen die Schweizer. Der Hauptmann aber war der ebenso ritterliche als gelehrte junge Ratsherr Wilibald Pirkheimer. Albrecht Dürer schüttelte ihm zum Abschied die Hand, und die Bürger jubelten ihm zu. Nur daheim sein Weib Crescentia weinte und drückte unter Thränen ihre Kinderchen Felicitas und

Katharina ans Herz. Wie leicht konnten diese zu Waisen werden.

Albrecht Dürer suchte sie zu trösten. Es gelang ihm nicht. Auf dem Heimwege aber stieß er einen stillen Seufzer aus, denn er dachte: „Würde Agnes auch weinen, wenn ich zu Felde ziehen müßte?" —

Während die Schweizer im Kampfe für ihre Freiheit fochten und bei Dorneck, Konstanz und Frastanz Sieg auf Sieg errangen, gab's zwischen Hohenlandsberg und Schwarzenberg viel Verkehr. Johann überbrachte seinen Eltern eine Nachricht, deren Inhalt für sein Leben von großer Bedeutung ward. Fürstbischof Heinrich von Bamberg hatte einen seiner Räte an Johann gesandt mit einem Schreiben, darin er diesem antrug, er solle sein und seiner Lande Haushofmeister werden. Das aber war das höchste weltliche Amt in einem Staate und bot dem Berufenen reiche Gelegenheit, nach allen Seiten zu wirken zu Nutz und Frommen der Unterthanen. Darum denn Siegmund und Eva mit freudigem Stolze den Sohn umarmten, der von Jahr zu Jahr zu immer höheren Ehren gelangte. Und weil Johann den hohen Posten angenommen, so mußte mancherlei geordnet werden, was die Verwaltung von Hohenlandsberg anging. —

Drei der Jahreszeiten haben nur je ein Gesicht. Der Winter ist kalt, der Frühling sproßt und singt, der Sommer ist heiß — der Herbst aber zeigt zwei Gesichter: ein schwermütiges, weil das Leben Abschied nimmt, und ein frohes, weil er die Früchte bringt, die der Sommer gereift und gekocht hat auf Bäumen und in

Trauben. So kommt es, daß der eine trauert, der andere frohlockt.

Ein trauernd und ein frohlockend Antlitz konnt man im Fränkischen auch unter Menschen sehen, als der Herbst begann.

Wilibald Pirkheimer zog zurück gen Nürnberg, zwar wohlbehalten, doch trauernd. Was einesteils hatte es geholfen, daß er und seine Nürnberger sich gar tapfer und wacker erwiesen? Sie gehörten doch zu dem besiegten Heere Maximilians. Und andermal: Was Elend und Not hatte Pirkheimer in der Schweiz erblicken müssen; also, daß es ihm tief zu Herzen ging; er konnte der Erinnerung sein Leben lang nicht los werden. Wieder und immer wieder traten vor seine Seele die elenden verhungerten Gestalten der Greise und Weiber eines schweizerischen Dorfes, wie sie matt und schwankend eine Schar hohläugiger Kinder an eine Wiese führten und auf Pirkheimers verwunderte Frage nach solchem Beginnen antworteten: „Herr! alle Mannen sind im Kriege für unser Land und konnten nichts zurücklassen, also, daß wir seit lange nichts zu essen haben und die Kinderchen mit Gras speisen müssen." Da hatte ihn der Jammer gepackt und stille heiße Thränen ausgepreßt und seinem Antlitze ernst traurige Züge verliehen bis vor die Thore Nürnbergs.

Wie anders stand es in dem Antlitz Johanns geschrieben, als er auszog, um mit den Seinen gen Bamberg zu reisen, vielleicht für immer. Die helle Freude entstrahlte ihm, daß er nun die gereifte Frucht einernten konnte, die ihm Nahrung geben sollte zu unermüdlichem

Schaffen für's Wohl der Menschen und Menschheit. Jetzt hatte er sein Ziel erreicht; jetzt konnten seines Geistes Gaben und was der wollte, sich entfalten und hatte doch nicht nötig gehabt, sich zu winden und zu drehen, um's zu erreichen. Sein Weg blieb immerdar gerade. Wie und wie oft war er darum in früheren Zeiten gewarnt worden. Daß er schon als Knabe die Lüge haßte, das schätzte Siegmund wohl; doch hätt er gern gesehen, wenn Johann sich befleißigte, auch Umwege einzuschlagen und sich zurückzuhalten. Manch ein wohlwollender Edler zu Mainz hatte ihm gesagt: „Junker! Ihr seid zu offen!"; manch einer in Heidelberg: „Ihr seid zu gerade!" Sein Freund Götz von Uffenheim: „Hans, du bist zu gerade und zu offen!" Und sein Schwiegervater Rieneck: „Lernet Euch verstecken!" Auch angesehene Freunde in Nürnberg und Bamberg warnten und teilten ihm mit, selbst Markgraf Friedrich solle geäußert haben: „Ihm fehle zum Aufstieg Geschmeidigkeit und daß er sich bücke." Wie auch der Bischof von Eichstädt: „Der wird es nie zu etwas bringen. Mundus vult decipi!"

Den Nachsatz: „ergo decipiatur" hatte Johann schon längst kennen gelernt, selbst im gelobten Lande am heiligen Grabe. War ihm auch durch dritte, vierte Hand zugetragen worden, was Heinz von Gunzingen nach Aussage seines geschwätzig gewordenen Weibes gar hämisch feindlich geäußert: „Nur zu! der wird sich bald den Kopf einrennen!"

Von solcher Befürchtung war in Johanns Antlitz nichts zu lesen, als er am Morgen nach seiner Ankunft

in Bamberg aus einem Fenster seiner Wohnung im fürstbischöflichen Schlosse hinausblickte in die Gauen des großen Bistums und hinab auf das 600 Jahre alte Babenberg, sicher unter dem Schutze der Veste Altenburg auf naher Höhe. Sicher fühlte sich auch Johann trotz aller Warnungen, Einwände und zu Tage tretenden hinterlistigen Pläne seiner Gegner. Ihm war alle Halbheit, wie sie den Schwachen und Faulen eigen, in gleichem Maße zuwider wie die Spekulationen derer, die sich für die Klugen halten. Er wollte, daß das Gute Gemeingut werde, und dieses Bewußtsein, das Rechte zu wollen, ließ ihn sicher und unbeirrt seine Bahn wandeln.

Bald hatte er sich beim Fürstbischof gemeldet, bald auch die Obliegenheiten seines neuen Amtes in allen Teilen kund geben lassen. Freudigen Mutes erkannte er, wieviel er hierbei wirken könne, was über das Maß der Pflicht hinausging. Und dies eröffnete ihm ein weites Feld mit mannigfacher Thätigkeit. Dabei pflegte er mit Eifer das Studium gelehrter Werke, bestieg auch hier und da den Pegasus und waltete mit Sorgfalt über dem Wohle von Weib und Kindern. Paul und Christoph kamen in eine Gelehrtenschule; das älteste Töchterlein war schon vor dem Umzuge gen Bamberg zu sorgfältiger Erziehung in ein Kloster gegeben worden. Wohl brachte ihm sein hohes Staatsamt auch manch Ärgerliches; doch schwand dessen Eindruck, wenn er an des geliebten Weibes Seite im Kreise der Seinen war. Hier fühlte er sich wohl und glücklich. Und als er seine noch immer blühende Gattin zu deren Geburtstag mit einem eigenen Gedichte überraschte, strahlten ihre Augen

freudig, indem sie ihn umfing und sagte: „Hätt nimmermehr gedacht, daß ich mit meinem Hans so volles reines Glück genießen würde, Jahr für Jahr ungetrübt. Gott sei gepriesen, dem du dich hingegeben mit ganzem Herzen.“

Es waren immer glückselige Stunden des Familienlebens, die dem Vater und Gatten des Welttreibens Bitterkeit versüßten; ja diesem kam es vor, als wüchse seine Liebe zu Kunegundis immer mehr und hatte doch als ihr Verlobter gedacht, die Liebe könne gar nicht größer sein als damals. Das machte, weil das rein Menschliche derselben sich immer inniger verschmolz mit der höheren Christenliebe. Auch mag der Umstand dazu beigetragen haben, daß er zur Zeit weit mehr der Häuslichkeit und somit Kunegunden leben konnte denn je zuvor, wo ihn sein Beruf wie oft und lange in die Ferne trieb. Nur hin und wieder mußte er verreisen und dann nicht allzulange Zeit.

Im selben Jahre zog Kaiser Maximilian in Nürnberg ein und ward daselbst mit großen Ehren empfangen. Dort suchte ihn Johann auf als Vertreter seines erkrankten Herrn, des Bischofs, wie auch, um sich als dessen obersten Minister dem Kaiser vorzustellen. Der begrüßte ihn fast wie ein Freund und bracht ihm seinen Glückwunsch dar, zumal er viel auf Bamberg hielt.

„Nürnberg ist eine feine starke Stadt,“ sagte er im Laufe des Gespräches. „Doch wenn es mein wär, so möcht ich es zu Bamberg verzehren. Grüßt mir Euern hochwürdigen Bischof. Ich wünsch ihm alles Gute und baldige Genesung.“

Zu tieferen Gesprächen kam es nicht, die vielen Festlichkeiten lenkten davon ab. Doch ließ der Kaiser den neuen Haushofmeister nicht gern von seiner Seite, auch als er, der hohe Freund der Künste, die Meister der Stadt an einem der letzten Tage besuchte, um sich an ihren neuen Schöpfungen zu freuen. In seinem Gefolge war auch der Ratsherr Nützel; der führte ihn zunächst zu Albrecht Dürer, dem Maler.

Dessen Wohnhaus in der oberen Zisselgasse*) war ob der Ehre des hohen Besuches festlich geschmückt worden. Der Kaiser betrat es voll Begehr und wohlgelaunt; hatt er doch weidlich lachen müssen, als ihm Nützel erzählte, Dürer habe auf ein Bild ein Spinngewebe gemalt, so täuschend, daß seine Hausmagd in guter Absicht daran gegangen sei, es mit einem Lappen wegzuwischen.

Lange Zeit verweilte Maximilian hier; er konnt sich nicht satt sehen an dem in diesem Jahre gemalten Bilde Dürers, das diesen selbst darstellt. Auch Johann ward gefesselt, teils durch die täuschende Ähnlichkeit, teils durch die herzgewinnende Schönheit des Antlitzes, die er schon bewundert, als Albrecht noch Knabe war. Dennoch weilte sein Blick mit Vorliebe auf Dürers Frauenköpfen.

„Mich dünkt,“ sagte er bei Seite zum Kaiser, „der Albrecht Dürer ist ein grundedler Geist. Die Antlitze seiner heiligen Frauen haben nichts Sinnliches, als vielmehr Sittliches im Ausdruck. Ich meine, das ist gut deutsch.“

---

*) Heutige Dürerstraße.

„Ja, das sage ich auch," entgegnete Maximilian. „Ich lobe mir die Kunst mit deutschem Wesen und bin nicht wenig stolz auf unseren Dürer. Mich dünkt, so jung er ist, hat er doch schon einer deutschen Kunst Bahn gebrochen, also, daß der Welschen übermütiger Triumph über uns beginnt, hinfällig zu werden." Darauf wendete er sich zum Künstler und sagte freundlich: „Bei Gott, Meister! wenn ich nicht morgen von hinnen müßt, ich säße Euch zu meinem Konterfei. So muß es bis zu günstigerer Zeit verschoben werden."

Dürer verbeugte sich ehrerbietig. Über sein Antlitz glitt ein heller Schein; doch schien es Johann, als habe des Künstlers Wesen die ganze Zeit hindurch etwas Gedrücktes gehabt.

Um zu Peter Vischers Haus, nahe dem Lorenzerpfarrhof, zu gelangen, mußt man fast die ganze Stadt durchwandern. Der Kaiser legte die Strecke zu Fuß zurück. Da gab es manch ein Mützen- und Hüteschwenken der Bürger, denn es machte diesen große Freude, daß der mächtige Herrscher die Künstler ihrer Stadt so hoch ehrte.

Peter Vischer hatte eine kunstvolle Grabplatte neu hergestellt, den verstorbenen Grafen Eitelfritz von Zollern darstellend. Als Maximilian das Kunstwerk betrachtete, ward er ernst. Mocht wohl der Zeit gedenken, in der er sich mit dem Reichstage nicht gleich verständigen konnte wegen des Reichskammergerichts, dessen Präses Der von Zollern ward. Doch mit der Zeit gewann sein Angesicht wieder das frühere behaglichfrohe Ansehn

und ward gar wie Sonnenschein, als er bemerkte, daß Johann in einer Ecke ein blondlockig Knäblein von 6 Jahren in die Höhe gehoben, um ihm so recht in die blauen Augen schauen zu können.

„Das ist so ganz des Schwarzenbergers Art," sagte der Kaiser lächelnd zu seiner Umgebung. „Weß ist das Kind?"

„'s ist des Bürgers Sachs sein Knäblein," berichtete Nützel, „heißt auch Hans, just wie der Freiherr; darum er ihm wohl solche Gunst erwiesen." — „Könnt Euch was darauf einbilden," sagte er später zu Sachs; „denn der Eurem Hänslein so wohl gewillt war, ist Seine Gnaden, des Bambergers Haushofmeister."

Bei Peter Vischer verweilte Maximilian fast eben so lange als bei Dürer. Dann bestieg er sein Roß und kehrte bei Wilibald Pirkheimer ein, den er auf ein halb Stündlein besuchte. Anderen Tages verließ er wohlgemut die Stadt.

Für Pirkheimer aber war jener Tag ein Festtag ob solcher hoher Ehre, darum er denn seine Gefreundeten, vor allen auch Johann bat, das Mittagsmahl bei ihm einnehmen zu wollen. Dieser sagte um so lieber zu, als ihn die hohen Geistesgaben Pirkheimers mächtig anzogen, wie auch dessen Witz und frische Lebenslust wieder andere ergötzten.

Die Wohnräume des Wirtes waren kostbar eingerichtet. Die eichenen Möbel, zum Teil zierlich geschnitzt, wie auch der Wandschmuck der nicht allzuhohen Gemächer, machten den Eindruck des Gediegenen

und Ecken. Fast überall, sogar im Hausflur, prangten Geweihe, darunter von seltener Art, und selbst die Fenster zeugten von Kunstfertigkeit der Nürnberger.

Der Wirt selbst besaß nur mittlere Größe, aber seine breiten Schultern und markigen Glieder sprachen von großer Körperkraft. Sein Gesicht, nicht gerade schön zu nennen, fesselte durch Züge großer Thatkraft und Willensstärke, wie auch durch einen feinen satirischen Zug um den Mund. Wenngleich ein solcher leicht den Ausdruck verletzender Spötterei erhält, so ward er doch gemildert durch das offenbare Wohlbehagen, das aus Pirkheimers Antlitz hervorleuchtete, durch den Geist des frohen Lebensgenusses, durch den Geist einer feinen Bildung, die in allen Gebieten zu Hause war, obgleich sie in der Folge nicht davor schützte, daß gutmütige Stimmung in leichtgereizten Zorn umschlug.

Ein solcher seltener Mann mußte den geistesregen Freiherrn anziehen, wie auch alle Gelehrten und Künstler. So gab es denn zum Mittagsmahle, bei welchem Johann den Ehrenplatz erhielt, eine auserlesene Gesellschaft. Da waren an Gelehrten und Dichtern der hochwürdige Mönch Benedikt Chelidonius, der kaiserliche Kaplan und Mathematikus Johann Werner, der Prediger, Mathematikus und Poet Thomas Venatorius, vor allem auch Andreas Osiander, der, eigentlich den Namen Hosemann besitzend, von Pirkheimer scherzweise Hosen-Enderle genannt ward; Eoban Heß, zu Besuch in Nürnberg, in das er später ziehen sollte. Nicht minder: die Maler Wohlgemuth und Albrecht Dürer, Pirkheimers Freund; Adam Kraft, Veit Stoß,

Peter Vischer, wie auch Herr Koburger, dessen schon gedacht ward.

Und dieser auserlesenen, von Frau Crescentia hold begrüßten Gesellschaft ward denn auch ein auserlesen Mahl zu teil. Es fürstlich zu nennen, ist fast zu wenig; es war so reich, wie es einzig ein reicher Nürnberger Patrizier bieten konnte. Dazu ein geistsprudelndes Gespräch, gemischt mit Neckerei und Frohmut, also, daß die Stunden des Genusses nur allzurasch verflogen.

Mit Teilnahme hatte Johann bemerkt, daß Albrecht Dürer fast ausgelassen lustig geworden, soweit es des Haushofmeisters Gegenwart gestattete. Ob dieses grellen Gegensatzes verwundert, erkundigte sich der Freiherr nach des Künstlers Familienleben, zunächst bei Kaspar Nützel. Der aber sagte:

„Unser Wirt, Herr Pirkheimer, ist Dürers Frau gar gram. Er meint, sie sei dumm und unverschämt und behandle ihren Ehemann, wie es weiland Frau Xantippe mit Sokrates gethan. Wohl mag etwas wahr daran sein, wenn er sagt: Albrecht Dürers Ehefrau hätt sollen einen Handwerker heiraten, aber nicht einen Künstler von solchem Genie, den sie mit ihrem hausbackenen beschränkten Verstande nie versteht und nie befriedigen kann. Verlange sie doch von ihrem Manne, er solle nicht so unregelmäßig arbeiten, sondern mit dem Morgengeläut anfangen und mit dem Abendgeläut aufhören gleich einem Handlanger; solle fein ordentlich um 9 Uhr zu Bett gehen und nicht mit den gelehrten Männern wirtschaften und plaudern, die doch kein ordentlich gesetztes Leben führten. Auch rechne sie ihm jeden Heller

knickrig vor, der nach ihrem dummen Kopfe unnötig ausgegeben sei. Wenn dem so ist, verdient das Weib auch nur Züchtigung oder Verachtung, denn nichts ist widerlicher und verhaßter als Dummheit gepaart mit Unverschämtheit. Indessen ist auch zu beachten," setzte Nützel im Flüstertone hinzu; „daß Pirkheimer gar leicht gereizt zu Zorn und Schmähsucht ist, und wen er einmal nicht leiden mag, dem läßt er es zeitlebens fühlen. Hat sich deshalb im Rate auch manchen Feind zugezogen. Darum ich denn meine, sein Urteil ist mit Vorsicht aufzufassen. Leicht kann es sein, daß —"

Er hielt inne. Frau Crescentia trat hinzu und sagte zu Johann:

„Euer Gnaden und Herr Ratsherr Nützel stehen hier gar so einsam. Wollet Ihr nicht zum Nachtrunk in das andere Gemach kommen? Oder giebt's ein heimlich Gespräch, das man nicht stören soll?"

„Nein, vielwerte Frau Wirtin!" entgegnete Johann; „heimlich Gespräch würd sich in so gastfreiem Hause nicht ziemen. Ich frug Herrn Nützel nach Dürers Ehgemahl, ob sie ihn auch glücklich machen könne."

„Hierüber wird gar viel gesprochen, und Meister Dürer oft bemitleidet. Mein Ehgemahl hat einen Haß auf sie. Wohl ist es möglich, daß sie nicht zu solchem Manne paßt. Doch ist auch nicht zu verkennen," fügte sie lächelnd hinzu, „daß Herr Albrecht kein Wirt ist und einer Rechenmeisterin bedarf, wie er seine Agnes nennt, welche treulich zusammenhält und spart, wo er über seine Kräfte sorglos hoch hinaus will und mehr ausgiebt, als er einnimmt. Bin nicht gar eingenommen

für Frau Agnes; sie ist mir zu gewöhnlich. Doch hierin nehm ich sie gern in Schutz. Kann sein, daß ihre Klage nicht ganz ungerechtfertigt ist."

„Das heißt ein gutes Wort gesprochen!" sagte Johann befriedigt. „'s war auch ein audiatur et altera pars."

„Ich weiß recht wohl, was Euer Gnaden sagen wollen," entgegnete Crescentia anmutig. „Ihr meint den alten guten Spruch: Eens Manns Red ist keene Rede; man soll sie billig hören beede."

„Und ich," sagte Johann verbindlich, „ich werde unsrem liebenswürdigen Wirte sagen, er müsse mit seinem holden Ehegemahl sehr glücklich sein." Drauf führte er Crescentia zurück zur Gesellschaft.

Hier gab es gar lebhafte Rede über einen wichtigen Beschluß des Reichstages zu Augsburg vom April. Ein Reichsregiment war eingesetzt worden, das an des Kaisers Statt schalten und walten sollt, wenn der abwesend, d. i. nicht im Reiche wär. Dies Regiment sollt die häufigen und kostspieligen Reichstage ersetzen, die doch oft resultatlos waren. Nur stritten sich die Gäste noch über die Art der Gewalt; schon ward Pirkheimer spitz und ärgerlich, daß man seiner Ansicht nicht einmütig zufiel, die Gewalt sei unbedingt, während andere nur Beratungsrecht behaupteten. Zu rechter Zeit trat Johann zu. Es konnte auch kein Besserer Auskunft geben.

„Es haben beide Teile recht," sagte er aufgeräumt. „Das Reichsregiment hat unbedingte, vollziehende Centralgewalt, sobald der Kaiser im Ausland weilt. Sonst aber ist es nur beratendes Kollegium. In beiden Fällen

steht ein kaiserlicher Statthalter an der Spitze, zur Zeit Seine fürstliche Gnaden, der Kurfürst Friedrich von Sachsen."

Somit war unliebsamem Schlusse der heiteren Gasterei vorgebeugt, und einmütig befriedigt hierüber, sowie, daß der Sitz des Reichsregiments in der guten Stadt Nürnberg sein solle, verließen alle das gastliche Haus.

Auch von der Fehde mit Kunz Schott hatte Johann mit etlichen vom Rat gesprochen und ihnen nachdrücklichst an's Herz gelegt, sich mit dem Burggrafen zu vergleichen. Das wirkte. Johann übernahm gern, hierin die ersten Schritte zu thun. Seine wohlgemeinten Vorschläge fanden bei Bischof Heinrich alsbald Gehör. Der und der Würzburger stellten einen Vertrag auf, der denn auch von beiden kriegführenden Parteien angenommen ward.

Das war das erste größere Friedenswerk des Staatsmannes.

Siebenter Abschnitt

Schnell wechseln oft im Leben Freud und Leid; welches von ihnen folgt, schwächt das vorausgegangene ab. Auch das Angenehme der Tage zu Nürnberg, so ungemein anregend für Johann, sollte bald umdüstert werden. Bischof Heinrich, Groß von Trokau, hatte die Augen für immer geschlossen kurze Zeit nach Johanns Rückkehr von Nürnberg. In des Freiherrn Brust zog wahre Trauer ein um den Verlust, denn der Verstorbene war ihm immer ein gütiger Herr gewesen und zugänglich verbessernden Ideen. Ob der Nachfolger ihn als Haushofmeister beibehalten werde, darüber schwebte völlige Ungewißheit. Jetzt aber galt es, allein zu regieren bis zur Einsetzung des neuen Herrn. Dies hatte für Johanns Thätigkeitstrieb etwas Lähmendes, da er, gebunden an die bestehenden Gesetze, nicht selbständig in Änderungen und Ausgaben verfahren konnte. Und doch lag so viel vor, was ein kräftiges Eingreifen erfordert hätte.

Wie allerorts, so begann auch im Bambergischen

und in Franken die Haltung der niederen Leute schwierig zu werden. Deren Not war groß. Noch herrschte Teuerung und Elend und dennoch fuhren geistliche und weltliche Herren fort, die bald Verzweifelnden durch neue Steuern und Frohnden zu drücken. Das ward nun zwar im Bistume nicht geduldet, doch war immerhin auch hier die Not groß. Leicht konnten in umliegenden Landen Aufstände geschehen und die Niederen des Bistums angesteckt werden. Es mußte etwas geschehen.

Da griff Johann in den eigenen Säckel und ließ austeilen, wo die Not am größten. Wenn diese auch nicht überall gekehrt ward, so machte doch die freiwillige Hilfe guten Eindruck, also, daß das Land ruhig blieb.

Endlich ward auch bekannt, wer als Fürstbischof nachfolgen sollte. Dies war Herr Veit, Truchseß von Pommersfelden. Am 3. April zog er unter großer Feierlichkeit in Bamberg ein und hielt Hof. Die Edlen seiner Lande und wer sonst noch zum neuen Fürstbischof hielt, stellten sich ihm vor. Auch Heinz von Gunzingen war darunter. Als die Festlichkeiten vorüber, verlangte Bischof Veit Rechnungsablegung von Johann. Das war selbstverständlich. Die Art aber, in der es der neue Landesherr that, erschien auffällig. Der Bischof war verschlossen und kurz angebunden, so daß Johann bald zu dem Entschlusse gelangte, stolz zurückzutreten.

Von allem nahm der Bischof Kenntnis. Er fand nichts auszusetzen, ließ weiteres Erfragen sein und konferierte danach längere Zeit mit dem Hofkaplan Johannes Burkard. Hiernach beschied er Johann zur Audienz.

Ganz anders war nun sein Wesen. Er reichte dem

Freiherrn gütig die Hand und bestätigte ihn im Amte als Haushofmeister. Dabei mocht er wohl unruhig geworden sein, denn Johann bewahrte eine gemessene Haltung, sprach nicht ein Wort mehr als vonnöten und wollte schweigend das Audienzzimmer verlassen. Doch Bischof Veit hielt ihn zurück und sagte, nicht ohne Verlegenheit:

„Ein Wort noch, Schwarzenberg! — — — Allerwege herrscht jetzt Not und Elend unter den Niederen und Gährung zu Revolution; nur nicht im Bambergischen. — — — Hab's wohl vernommen, daß Ihr aus Gewissenhaftigkeit die Mittel unsres Landes nicht angegriffen, sondern aus eignem Säckel die Not gelindert habt —"

Als Veit hier inne hielt, entgegnete Johann:

„Euer bischöfliche Gnaden! Beides war nichts als meine bloße Pflicht, Pflicht des Staatsmannes und des katholischen Christen."

„Und als solchen bekennet Ihr Euch?" frug der Bischof in einer Weise, welche verriet, daß ihm ein Stein vom Herzen gefallen war.

Auf Johanns kurzes Ja frug er weiter:

„Mir ward gesagt, Ihr haßtet den Reliquiendienst und trügt Euch sonst mit freieren Gedanken —"

Darauf Johann, kurz und bestimmt:

„Ich hasse den greulichen Mißbrauch und Betrug mit Reliquien und verwerfe die Lehre von deren Heilkraft. Was von meinen Ansichten sonst noch abweicht vom Bestehenden, das ist zur Zeit noch nicht reif."

Mocht nun der Bischof selbst den Reliquiendienst verwerfen, sonst auch freiere Gedanken hegen oder nicht, kurz er ward huldvoll und sagte:

„Man hatte mir allhier manches von Euch gesagt, was mir mißfiel. Kaplan Burkard und die Thatsachen selbst sprechen dagegen und lassen jene Aussagen als verleumderische Denunziation erscheinen. — — Johann von Schwarzenberg! versprecht mir, daß Ihr nicht aus meinen Diensten tretet.“

Der Freiherr war überrascht; doch schlug er in die dargebotene Rechte ein, dabei die Frage stellend:

„Darf ich erfahren, Eure fürstliche Gnaden, wer es unternommen, mich anzuschwärzen?“

Nach einiger Überlegung entgegnete der Bischof:

„Es ist ein treuer Anhänger unsrer Kirche, der mit seinem Eheweibe glaubte, ihr einen Dienst zu erweisen und — — — — wenn Ihr mir versprecht, nichts gegen ihn zu thun, so will ich — — nun gut! — Heinz von Gunzingen war der Warner und seine Ehefrau, eine geborene von Lingen.“

Auf Johanns Antlitz verbreitete sich der Ausdruck des Unmutes, ohnehin schon erzeugt durch des Bischofs früheres zweifelhaft Wesen. Doch entgegnete er ruhig:

„Das nimmt mich nicht Wunder. Gunzingen war mir von je feindselig gesinnt, weil ich ihn, den älteren, im Kampfspiel stets überwunden. Darauf erhielt er von seiner Majestät dem Kaiser, als der noch König war, empfindliche Geldstrafe ob heimlicher Begünstigung einer Fehde wider mich. Mußt mir auch Urfehde schwören.

Nun er mir darum nicht beikommen kann, versucht er, wie ich sehe, mir hinterrücks zu schaden. Und seine Ehefrau? — Der hatte ich einst einen Korb gegeben, als sie auf den Neunzehnjährigen in sinnlicher Liebe entbrannt war. Daher vielleicht ihr Haß."

„Also Weibergeklatsch von beiden!" sagte Veit lächelnd. „Fast dacht ich mir's, daß irgend ein Gewäsch die Ursach war. Zwei Weiber haben also hier gewühlt." Darauf ward er wieder ernst und entließ Johann mit den wärmekündenden kurzen Worten:

„Schwarzenberg! Ihr habt mein unbedingt Vertrauen!" —

Johann hielt Wort und unternahm nichts gegen die Verleumder. Aber aufzupassen beschloß er. Nicht verließ er den geraden Weg, doch begann er einzusehen, daß er bei der Wanderung auf dem geraden Wege mitunter links und rechts schauen müsse. Auch lenkte das Erkranken seines Vaters Siegmund und manch ein Ritt nach Schwarzenberg von diesem kleinen Ereignisse ab, wie auch Wichtigeres in Reichsangelegenheiten. Als Johann sich um des Reichstags zu Nürnberg willen dort aufhielt, erfuhr er aus dem Gefolge des Kaisers, daß dieser über Kurfürst Berthold von Mainz sehr ungehalten sei. Der war in Staatssachen ein eifriger Reformer und scheute sich nicht, hie und da die Grenzen zu überschreiten, den kaiserlichen Herrscherrechten zu nahe zu treten. Maximilian aber mißtrauete ihm, nahm sogar an, der Kurfürst stünde im Solde Frankreichs wider ihn.

Das Jahr 1502 sollt dem Kaiser noch mehr Widerwärtigkeiten bringen, auch anderen.

Pirkheimer hatte im vorigen Dezember seinen Vater verloren. Darüber ward er sehr betrübt. Hierzu trat ein Gichtleiden, das ihn ärgerlich und grillig stimmte, also, daß er aus dem Rate schied. Vielleicht mocht hierzu beigetragen haben, daß die Nürnberger sich mit dem Markgrafen Friedrich nicht einigen konnten wegen eines Streites, der länger denn ein Jahr schon währte. Der Markgraf hatte verlangt, die an sich geringen Einnahmen aus den Abgaben, welche die Krämer während des Affalterbacher Kirchweihfestes zu leisten hatten, sollten ihm zufallen. Der Streit begann; vergeblich suchte Johann, ihn zu schlichten; er ward zum Krieg. Kurz nach Ostern zogen die Nürnberger gegen den Markgrafen zu Felde. Auf beiden Seiten begann man das feindliche Gebiet zu verwüsten, zu brennen, rauben und niederzumetzeln. Als dies gar so lange dauerte, legte sich Johann abermals in's Mittel und bewog etliche Fürsten, zumal den von Sachsen, die Kämpfenden zu vereinigen. Darauf ward denn auch ein gütlicher Tag gen Erfurt bestimmt. Nürnberg sandte als Vertreter Anton Tucher, Martin Geuder und Hans Harsdörfer hin, zu verhandeln mit Friedrich. Weil nun zu damaliger Zeit außer den Todesurteilen alles fein gemächlich und langsam ging, so währeten jene Verhandlungen dem Sohne Friedrichs, Casimir, zu lange. In des Vaters Abwesenheit begann er ohne Absage die Feindseligkeiten auf's neue, wie sehr auch Johann versuchte, den jungen Markgrafen hiervon abzuhalten.

Im Juni kam's zur Schlacht, nicht weit von Nürnberg. Unter Casimir fochten Die von Lichtenstein, von Absberg, von Gich und Götz von Berlichingen. Die Reiterei befehligte Hans Hund. Der Nürnberger Hauptmann, Ulmann Stromer, hieb wacker drein und drängte die Markgräfischen in einen Wald. Doch weil er seiner Instruktion zuwider die Verfolgung in den Wald fortsetzte und sich schwächte, ersah Casimir den Vorteil und ließ im Rücken der Nürnberger einhauen. Da gab es blutiges Gemetzel lange Zeit und Sturm auf die städtische Wagenburg und die 12 Feldschlangen. Trotz totesmutiger Gegenwehr wurden die Nürnberger auf's Haupt geschlagen; mehr als 300 Bürger, meist Familienväter, blieben auf dem Schlachtfeld. Wohl hatten die Nürnberger in Casimirs Heer gewaltig aufgeräumt, das an 600 bis 700 Tote zählte, darunter Graf von Hohenlohe, Graf zu Schwarzburg, von Oettingen und viele Ritter und Adliche. Götz von Berlichingen hatte's selbst gesagt, die tapfern Nürnberger hätten ihn weidlich schwitzen machen. Aber der Sieg blieb vollständig auf Casimirs Seite. Der Rat der Stadt rüstete ergrimmt von neuem. Noch einmal versuchte Johann zu vermitteln. Es kam auch zum Vergleich. Am 1. Juli ward der Friede ausgerufen.

Voll Trauer, daß so vieler Menschen Blut um nichts und wieder nichts vergossen worden, saß Johann zu Bamberg in seinem Gemach und blickte ernst nieder auf ein Schreiben, das ein Eilbote aus der Veste Schwarzenberg gebracht ohne mündliche Zuthat. Johann öffnete; was er in Bangen geahnt, erfüllte sich. Er

hielt die Nachricht in der Hand, daß sein Vater am 4. Juli sanft verstorben sei.

Es war der erste herbe Schmerz, der ihn traf. Mit Mühe nur verbarg er ihn vor Kunegundis, damit sein Liebstes auf der Welt, das ihn alsbald mit einem Kindlein zu beschenken hoffte, nicht erschrecke. Vorsichtig und scheinbar ruhig teilte er die Trauerkunde mit. Der Gattin erleichterte ein Thränenstrom den Schmerz. In Johann aber blieb's noch still, bis er an der Bahre seines besten Freundes lag und bitterlich weinte. Wie auch die Mutter, selbst des Trostes bedürftig, ihn zu trösten suchte, er hörte kaum die Mitteilung, wie liebend der Vater und erfreut seiner in den letzten Stunden noch gedacht; wie er Gott gepriesen, daß er ihn des Glückes in einem solchen Sohne hatte teilhaftig werden lassen. In dem Knieenden tobte der Schmerz und die Reue. Hätt er doch können zwei seiner 39 Lebensjahre ungeschehen sein lassen! hätt er sein Jugendleben noch einmal zurück, um es anders zu gestalten, also, daß den Vater kein Kummer drückte.

Als seine Söhne Paul, Christoph und Friedrich ihren sonst so starken Vater in Schmerz aufgelöst an der Bahre knieen sahen, weinten sie laut, und gab es in der Veste großen Jammer bei allen Leuten, denn der Verstorbene hatte sie als Menschen behandelt und seinen einzigen Sohn zu gleichem angehalten. —

Bischof Veit empfing den Trauernden wie einen Freund. Sein Trostspruch richtete den gebeugten Sohn auf. Er wies ihn auf die Zukunft, auf die Erziehung seiner Söhne und daß die Arbeit im Staate helfen

werde, die Wunde zu heilen. Und solcher Arbeit gab's in Hülle und Fülle, hervorgegangen aus den Zuständen im Reiche.

Der Kurfürst Berthold von Mainz, dessen eifrigen Reichsreformen der Kaiser mißtrauische Lauheit entgegensetzte, hatte am 30. Juni auf eigene Faust die Kurfürstenpartei zu einer Versammlung gen Gelnhausen eingeladen, allwo man sich gelobte, in allen wichtigen Angelegenheiten zusammenzuhalten. Auch ward danach ohne Befragen Maximilians für den 1. November eine Reichsversammlung ausgeschrieben.

Der Kaiser, tief erzürnt, weilte damals in Ulm und begab sich darauf im Juli nach Donauwörth.

Bedenklich hatte zu Bertholds Treiben Bischof Veit den Kopf geschüttelt. Er beriet mit seinem Haushofmeister, was zu thun sei, um einen Bruch zu vermeiden. Vor allem wünschte er, den Kaiser von einem etwaigen raschen Schritte abzuhalten. Um diesen vorher auszuforschen, gab er Johann den Auftrag, zum Kaiser nach Donauwörth zu reiten und des Bischofs gute Dienste anzubieten. Auch sollt er in der dortigen Benediktinerabtei etliche Geschäfte erledigen.

Der Bischof hatte Recht gehabt; die Arbeit half Johann im Überwinden. Doch ward diesem der Abschied von Kunegundis doppelt schwer, denn zwiefach mußt er sie nebst einem erwarteten Kindlein dem Schutze Gottes und seiner Heiligen empfehlen. Eine lange herzbewegende Umarmung erfolgte. Sonst, wenn er auszog, war sein Gemahl wohl auch der Sorge voll; doch fand

daneben noch freudiger Stolz Raum, wenn Kunegundis auf den scheidenden, mächtig starken Gatten blickte und seines Wesens Stattlichkeit. Heut aber blieb ihr liebliches Gesicht voll Trauer, und als sie zum letztenmale ihr Haupt an des Gatten Brust legte, wollten die Thränen nicht aufhören. Noch ein herzlicher Druck, noch ein inniger Blick durch Thränen — dann erfolgte die Trennung. Johann ließ sein Roß davonjagen auf Forchheim zu, daß seine Diener kaum nachfolgen konnten. —

Mehr als 6 Tage hatte Johann schon in Donauwörth verweilt, da er nicht an jedem beim Kaiser vorkommen konnte. Der war zwar sehr verstimmt, doch zeigte er sich nicht so unzugänglich, als Johann befürchtet hatte. Zugleich benutzte er diesen zu weiterem Rate in anderen Dingen, so daß der Tage etliche noch darüber verstrichen. Auch die Abwicklung der Geschäfte in der Abtei hatte Aufschub verursacht. Im ganzen aber konnte Johann mit dem bisherigen Erfolge seiner Mission zufrieden sein. Um so mehr sehnte er sich nach seiner Rückkehr, fand auch genügend Zeit, in stillen Stunden der Seinen zu gedenken, für sie zu beten in der Kirche. Neugestärkt und vertrauensvoll verließ er einst das Gotteshaus, als die Sonne bald zum Abschied neigte. Seine Gedanken schweiften, wiewohl noch mit Trauer um den Vater erfüllt, doch freundlich in die ferne Heimat und, wie zum Ersatz für den gehabten Verlust, malte er sich sein Familienglück und was dasselbe vermehren sollte, in warmen Farben aus, also, daß er in glücklicher Stimmung den Platz vor der Kirche durchschritt. Wenig Menschen waren hier zu sehen, meist Bürger der Stadt;

sonst nur ein einziger Fremder. Es war ein bischöflicher Bote aus Würzburg, kenntlich an dem Wappen auf der Brust. Leutselig schritt Johann auf ihn zu und frug von ungefähr, was er neues bringe. Der Bote kannte den Fragenden nicht, ersah aber aus Kleidung und Haltung, daß er es mit einem Edlen zu thun hatte. Darum entblößte er ehrerbietig sein Haupt, indem er sagte:

„Nichts Sonderliches, Herr! nur daß Herrn Hansen von Schwarzenberg sein Weib vorigen Donnerstags an einem Kindlein verstorben ist.“

Diese Kunde, der volle Gegensatz zu seiner hoffnungsreichen Stimmung, machte den Freiherrn wie gelähmt. Darauf wendete er sich still und ging still zurück in die Kirche. Hier aber entrang sich seiner gequälten Brust ein lauter Schrei. Bewußtlos war er zusammengebrochen.

Längst lagerte die dunkle Nacht auf der Stadt, als die Diener Johanns die Gassen mit Fackeln durchstreiften, besorgt, dem lang Ausbleibenden könne ein Leids geschehen sein. Nach vielem Umherirren suchten sie auch in der Kirche. Des Todes erschrocken fanden sie hier den teueren Herrn an einem Nebenaltare zu Boden hingestreckt. Sorgfältig hoben sie ihn auf und trugen ihn in seine Herberge, wo er auch bald wieder zu sich kam. Hier fand er ein Schreiben seines Herrn vor, in welchem dieser ihn zurückberief nach Bamberg. Am andren Vormittage schon, nachdem er sich von dem vielbeschäftigten Kaiser verabschiedet, ritt er von dannen. — —

Wie es nach einem Blitz bei nächtlichem Gewitter nur um so finstrer wird und wir, irre werdend, vergeblich

nach dem rechten Wege suchen, so sieht es auch im Menschenherzen aus, wenn ihm in grellem Lichte die Kunde plötzlich wird: „Dein Liebstes auf der Welt ist dir entrissen!“ Da bleibt es uns unfaßbar lange Zeit und läßt uns wieder und immer wieder wie im Traume fragen: Ist es denn möglich? Da tönte auch in Johanns Brust auf dem Heimritte die beständige Frage: Ist es denn wahr?

Erst als er das bleiche und doch liebliche Antlitz seiner teuren Lebensgesellin sah, die ihm das Leben nur süß gemacht und durchwärmt hatte, wie auch daneben das mit der Mutter heimgegangene Töchterchen, da stellte sich die nackte Wirklichkeit ihm dar. Da begriff er, daß es geschehen sei, aber nicht warum. Ein unbändiger Schmerz warf des starken Mannes herkulische Gestalt nieder an die Bahre. Laut auf schrie er, gepackt und gefoltert von der Qual des großen Risses, desgleichen er noch nie in seinem freudereichen Leben erfahren. Keine Thräne milderte den wilden Schmerz.

Erst als die Mutter kam und den Sohn stumm umarmte, da löste sich die starre Verzweiflung auf in milde Wehmut. Der gewaltige Mann legte sein Haupt an ihre treue Brust und weinte bitterlich, also, daß auch die Mutter nichts andres thun konnte, denn die Erschütterung war furchtbar; der zweite Schlag vernichtender als der erste an des besten Vaters Bahre.

Die Thränen hören erst droben auf im seligen, eigentlichen Leben; im irdischen versiegen sie nie; sie werden nur zurückgedrängt und aufgespart zur Milderung neuen Leides. Warum aber? Warum? — So mag

auch der Baum fragen, wenn ihn die Stürme der Natur schütteln und an ihm rütteln, daß er meint, er müsse dahin gestreckt werden. Wenn es der Baum uns Menschen klagen könnte, wir würden als die Überlegenen mitleidig lächeln und ihm sagen: „Merkst du denn nicht, daß solche Stürme nicht gesandt werden, zu quälen, sondern, auf daß du im gelockerten Boden um so fester wurzeln sollst?" Und wenn nun der überlegene Mensch selbst gewaltigen Lebenssturm erfahren muß und klagt, dann, meine ich, müssen die geliebten Dahingeschiedenen, uns weit überlegen in vollkommener Geisteshülle, versucht sein, zu uns zu reden und zu sagen: „Was verzagest du? Der Sturm macht dich nur fester und schafft neuen Trieben Raum, doch so, daß sie droben im Unvergänglichen ihre Wurzeln schlagen zu deinem Heile!"

Es ist etwas großartig Geheimnisvolles um die Stimme des Gewissens. Gleichviel, woher sie rührt, gleichviel auch, ob sie, weil nicht zu betasten, von verarmten und verdorrten Menschen geleugnet wird — sie ist da und tönet fort trotz unsers Sträubens. Sie ist die Brücke zum Allerhöchsten, die Verbindung zwischen Hier und Jenseits, die Vermittlerin zwischen Erden- und Himmelsleben. Sie hat ein unglaublich Gedächtnis und ruft Dinge in uns wach, die wir längst vergessen wähnten. — —

Die getreue Gattin, betrauert von allen Seiten und Schichten, ward in der Kirche zu Scheinfeld feierlich beigesetzt. Danach verordnete der tiefgebeugte Witwer ein Gebet, so alle Donnerstage abends mit einem Umgang um die Kirche zu Scheinfeld gehalten werden soll.

Noch ist die Urkunde vorhanden, darinnen es nächst jenem Gebote heißt: „Wir, Johannes, Herr zu Schwarzenberg, derzeit Bambergischer Hofmeister ꝛc. ꝛc. halten die Priester also an: Bittet Gott den Herrn für die Seelen Weiland der Wohlgeborenen Kunigunda, Frauen von Schwarzenberg, geborenen Gräfin von Rieneck.“ Kunegundis Gemach aber und alles, was darin, verschloß er und betrat es alljährlich nur einmal, am Todestage der Unvergeßlichen.

Keine Thräne mehr ward an ihm gesehen; nur ein Zug wehmütigen Grames verkündete, was in ihm vorging, wann er sich unbeobachtet glaubte. Was er gehalten sein ganzes Leben lang, das hatte er in stillen Stunden sich gelobt: Nie, nie wieder ein Weib zu nehmen, sondern keusch zu bleiben bis zum letzten Atemzug.

Sonst, vor der Welt, trug Johann sein Haupt hoch und ward darob auch nicht verkannt, denn ebendieselbe Welt wußt ja genau und sagte: „Er hat sein Ehgemahl so herzlich lieb gehabt und geklaget, daß dergleichen Klagens und Trauerns in viel Zeit nicht bald von einem solchen sonst so standhaften und großmütigen Manne gehört noch gesehen worden.“

Es giebt einen schönen Vergleich, wonach das sorgenvolle Haupt durch die Schwere der entstandenen Thränen niedergebeugt wird. Sind diese ausgeweint, so wird das Haupt leichter, also, daß es sich wieder emporrichten kann. Noch schöner aber ist, zu hören, daß die Frucht des Leides das Haupt des Bekümmerten verklärend aufrichtet zu dem, der es gesandt. Jene geheimnisvolle und doch vorhandene Stimme im Gewissen hatte auch in

Johanns Brust getönt und wachgerufen, was einst die fromme Mutter vor fast einem Vierteljahrhundert hineingetragen: „Es giebt ein höher, wünschenswerter Gut und Leben, als irdischer Besitz und Genuß.“ Seine innige, doch immer irdische Liebe zu Kunegundis verklärte sich nach und nach zu einer höheren, zur Liebe für die gesamte Menschheit und deren leibliches und geistiges Heil. Daran mahnte ihn die Zeit nachdrücklich. Erkannten doch — was das leibliche Heil betrifft — die Kurfürsten in jener Versammlung zu Gelnhausen besonders an und sprachen aus: „Die Lage des gemeinen Mannes sei bereits so unerträglich geworden, daß, falls keine Abhilfe geschehe, eine Empörung desselben befürchtet werden müsse, denn er mit Frohndiensten, Atzung, Steuern, geistlichen Gerichten und anderem also merklich beschwert sei, daß es in der Harre nicht zu leiden sein wird.“

Die Förderung des geistigen Heiles aber sollt der nächste höhere Zweck seines Lebens sein und bleiben von dem Zeitpunkt an, in dem er selbst fest geworden, also, daß er mehr geben konnte als zu nehmen brauchte. Und des letzteren konnte er gegenwärtig noch nicht entbehren. Er mußte noch mehr Trost und Lehre annehmen und empfangen, ehe er selbst reichlich austeilte.

Der Fürstbischof Veit, sein Herr, hatte an Johanns beiden Verlusten wie ein Freund teilgenommen und ließ dessen Schmerze Zeit; brauchte auch nicht besorgt zu sein, des Landes Angelegenheiten könnten darunter leiden, denn sein Hofmeister widmete sich mit voller Kraft und durchdringendem Verstand alsbald wieder den Regierungsgeschäften. In stillen Stunden nur, wenn er einsam

saß und sich vergeblich nach der lieben Gestalt umsah, gab er sich ganz dem Andenken an die Unvergeßliche hin, mit der er bis ans Ende seiner Tage im Geiste vermählt blieb. Dann schöpfte er Trost aus sich selbst, das ist: aus der inneren Stimme; nahm die Feder und schrieb ein warm empfundenes Gedicht, benannt „Kummertrost“, darinnen er sein Herz ausschüttete.

„Ich schrei und klag groß Weh und Not,“ begann er sein Klagelied. „Mein liebes Ehgemahl ist tot. Nun bin ich in dem Jammerthal und in der armen Witwer Zahl. Manch Tröstung hatt ich in der Ehe, jetzt trag ich Ach und einig Wehe. Den Tod ich heimlich mehr beklag, denn ich sonst jemand öffnen mag.“ In weiteren Reimen bekannte er darauf, wie lange er ohne Mut gewesen. Er nennt sich selbst den „Hans Unmut“ und läßt diesen sagen, was alles sein Herz bewegte. „Im Kummer ging ich, fern vom Haus. Trost dieser Welt war mir ein Graus.“ Hans Unmut denkt wandernd an die eigene Zukunft, und was diese nach einer so wenig vorwurfsfreien Vergangenheit bringen könne. Er verliert den rechten Weg, wandert weiter und gelangt in eine ihm fremde, liebliche Gegend. Hier gewahrt er eine stille Klause. Da regt sich in ihm der Wunsch mächtig, gleich dem Klausner in stiller Abgeschiedenheit leben zu können, der Welt ganz zu entsagen. Mit diesem Begehr im Herzen klopft er an. Der Klausner, Wohltrost mit Namen, nimmt ihn freundlich auf und hört seine Klagen ruhig an. Als aber Hans Unmut das Begehr ausspricht, sein Leben als Einsiedler zu verbringen, schüttelt Wohltrost ernst das Haupt und sagt:

„Dies ist nicht der rechte Weg, Gottes Fügungen zu tragen. Willst du verdienen Gottes Geleit, so bereite dein Herz hier zu Kummer. Wir leben auf den Tod; der ist ruhig hinzunehmen, wann Gott ihn schickt. Und ist denn der Tod etwas Schlimmes? Der Fromme wird durch ihn erlöst; dem Bösen allein entfällt der Mut, wann er nahet. Der Geist ist das Ewige, Göttliche am Menschen, der selbst zur Erkenntnis Gottes sich erheben darf. Dieser dringt nach seinem Anfang, nach der göttlichen Freiheit. Hier auf Erden, wo das Los der Tugend nur Qual ist, kann nicht die Stätte des Geistes sein; im Jenseits erst, im Orte der Gerechtigkeit, ist seine Heimat.“ — Ob dieser Mahnung wird Hans Unmut nachdenklich. Er strebt nach weiterer Unterweisung und bittet den Klausner Wohltrost, ihm anzugeben, wie er die Pfade des Himmels gehen möge. Darauf sagt ihm der fromme Mann: „Es giebt nur einen Weg zur Himmelspforte; ihn nennt uns das Evangelium, das ist: Wer zum Himmel einwill, muß fest streiten und den rechten Weg erstürmen mit aller Kraft, denn das böse Heer sucht jedem zu wehren.“ Dem Unmut leuchtet es ein, es muß gekämpft werden; ohne Kampf kein Sieg. Worin aber bestehen die Waffen? — „Nicht bloß Kampf,“ entgegnet Wohltrost, „sondern unablässiger Kampf. Und hierzu giebt dir feste Zuversicht auf den Sieg des Guten die rechten Waffen, als da sind: Der Helm der Hoffnung, der Panzer der Gerechtigkeit, der Schild des Glaubens. Und im Kampfe hebe die Fahne des Kreuzes hoch. Aber um Gottes willen raste nicht! Denk an Hanibal zu Capua, wie auch an Davids Sieg über

Goliath. Und wie ein guter Soldat gehorchen muß, so sei auch gehorsam Christo und ohne Menschenfurcht! werbe auch andere zum Mitstreiten." — Auf solche Rede wird Hans Unmut getröstet. Doch eine andere Stimme in ihm erweckt noch Zweifel. Gott selbst und seine Ewigkeit bleibt dem Verstande unbegreiflich. — „Wohl! uns schwachen Menschen bleibt vieles unbegreiflich. Hier muß alles der Glaube thun! dann wirst du sehen, wie tröstlich die Früchte sind." — Wie aber, Klausner, soll ich mir die menschliche Freiheit zusammenreimen mit Gottes Vorherbestimmung? — „Wir alle haben freien Willen, zu wirken Gutes oder Böses. Gott weiß die Sünde, aber dadurch ist er nicht ihr Ursacher." — Aber Gott hat doch den erschaffen, den er den Höllenpfad gehen weiß? — „Der Einwand ist nichtig. Gott muß auch sein Werk zu Schanden gehen lassen können. In solchen Fragen bleiben Zweifel immerdar. Was aber hat dies mit unserem Leben zu thun? Für den Zweck unseres Daseins wissen wir genug. Denn was uns zu wissen gebührt, das giebt uns Gottes heilige Lehre im Evangelio vollauf an. Gott fragt nicht danach, wie gescheit wir sind, sondern ob wir erlernt haben, seine Güte und Mildigkeit zu erkennen und ihr nachzustreben. Wer auf sein eigenes Können allein pocht, der ist nicht nach Gottes Sinn." — Still nimmt Hans Unmut diese Worte auf; sie haben ihn überzeugt. Aber eines ist noch, was ihm entgegensteht: Warum ist hienieden die Tugend die verfolgte? — Sagt ihm der Klausner Wohltrost: „Weil die Sünde in die Welt kommen ist; aber eben in diese Welt. Darum bleibt der Sünde ihr Lohn gewiß;

der Gute aber kann sich zeitlicher Drangsal freuen. Sodann bedenke: Tugend ist nicht Tugend, wenn sie nicht um ihrer selbst willen geübt wird. Die Leiden, die ihr häufig folgen, werden überstanden. Hierzu haben wir gar viel ermutigende Beispiele in der Welt- und Heiligen-Geschichte. Darum halt fest und denk daran: Das endliche, unumstößlich gewisse Ziel ist die Seligkeit!" — — Hans Unmut ist erquickt und geht dankend von dannen. Bei allem Bewußtsein seiner Schwäche fühlt er sich doch erstarkt durch Gottes festes Versprechen der Hilfe. Sein Kummer ist gewichen und voll Vertrauen sagt er sich: Solche Lehre will ich nicht für mich allein behalten; will fest in ihr verharren, Ungeduld meiden und will meiner Narrheit allein zuschreiben, wenn ich mich über Dinge dieser Welt sollt ärgern. Und auf daß ich dem Wohltrost meine Pflicht halte, so will ich seine Lehre durch dies Gedicht ausbreiten als einen Spruch, der in rechter vernünftiger Betrachtung die erquicken wird, die um das Hinscheiden ihrer Geliebten trauern." — —

Das waren dem Einsamen die schönsten Abende, an denen er die Feder schreiben lassen konnte, was ihn im Innersten bewegte an Kummer, Zweifeln, Widerstreit des Verstandes und Gemütes und froher Hoffnung.

Es ist nicht gut, in Kummer nur mit sich allein sein. Der Stimmen, die darein reden, sind gar zu viele und oft entsteht ein wildes Durcheinander und Getöse, aus dem sich nicht erkennen läßt, wer der rechte Sprecher sei. Darum ist es rätlich, mit einem treuen Menschen, der uns versteht, sich auszusprechen. Wer den nicht hat,

der spreche sich mit sich selbst aus, doch so, daß die Gedanken — wie dort durch den Ton — hier durch das Niederschreiben Gestalt gewinnen. Denn in und mit dem Niederschreiben geschieht es, daß all die Stimmen nicht verworren durcheinander sprechen, sondern eine nach der anderen. So wird es möglich, daß man abwägen kann. So auch erlangte Johann innere Klarheit seines Wollens und mit ihr: Festigkeit. Nunmehr war ihm deutlich, welcher Art er sein Leben auszufüllen habe. Nicht Freude und Frieden soll und wird es haben, sondern Aufgaben. Das beständige Sollen, der unermüdliche Kampf gegen das Böse in und außer ihm ohne Rast, das willenskräftige Streben nach Erfüllung des Gotteswillens um Gottes willen — das war, was er leben nannte.

Was aber hatte ihn so voll zu der Erkenntnis gebracht? — Er wußt es wohl: Schmerzliches Leid, der Tod der Unvergeßlichen, der er sein Herz wohl allzusehr gewidmet, also, daß es sich dem Geschöpfe mehr zugeneigt haben mag, als dem Schöpfer.

Verbreiten wollte Johann seines Kummertrosts Gedanken. Dies that er zuerst an seinen Kindern. Darauf ließ er das Trostgedicht drucken, also, daß es gar vielen zugänglich und erbaulich ward, auch dem erkrankten Bischof Veit auf seinem Lager. Nicht lange bedurfte er dessen mehr, denn im Jahre 1503 ward seine Krankheit zum Tode; am am 3. April war er nach kurzer Herrschaft verschieden.

Erst im September zog der neue Bischof in Bamberg ein; es war der Marschall von Ebert, mit dem Beinamen Georg II.

Inzwischen war Johann eifrig bemüht, das Landgericht, das seit Jahrhunderten seine eigenen Richter und Beisitzer gehabt, zu reformieren, seine Mängel auszumerzen. Wer aber eine alte, baufällige Wand untersucht zu deren Erneuerung, der findet gar oft, daß der Schaden viel weiter greift und schließlich der Neubau des ganzen Hauses rätlich erscheint. Solange aber der neue Bauherr noch nicht erschienen, mußt Johann es nur beim Flicken bewenden lassen, ging aber im Stillen daran, der Rechtspflege ein neues Haus zu entwerfen für spätere Zeit.

Schwarzenbergs Reformierung nahm der Bischof Georg II. günstig auf und ordnete an, sie einzuführen; war überhaupt gegen Johann wohl gestimmt. Bald aber zeigte sich, daß er dessen Pläne häufig durchkreuzte, also, daß deren Wohlüberlegtheit darunter leiden mußte. Auch unterschied sich Georg von Veit dadurch, daß er sogar im Kleinsten regieren wollte und Johanns Mühen kleinlich erschwerte. Da galt es, wahr machen, was er Hans Unmut am Schlusse sagen läßt: „Will meiner Narrheit allein zuschreiben, wenn ich mich über Dinge dieser Welt sollt ärgern.“ Es gelang; Johann schickte sich und der Friede ward nicht gestört. Der Kampf, der den Bischof und seine Minister beschäftigte, war von anderer Art und spielte sich in anderen Landen ab. Albrecht von Baiern stritt mit seinem Schwager Ruprecht von der Pfalz um der Erbfolge willen. Der Streit verschleppte sich ins nächste Jahr, worin der Kaiser entschied. Weil aber Ruprecht davon nichts wissen wollte und sich widersetzte, ward er von Maximilian in Acht gethan, worauf

der Krieg begann. Solche blutige Zerwürfnisse waren nichts Seltenes im Reiche; sie berührten auch Bamberg nicht; wohl aber Nürnberg. Und weil diesem der Freiherr und der Bischof wohlgewogen, so kam es zwischen ihnen zu Beratungen. Die Nürnberger mußten auf Kaisers Befehl mit dem schwäbischen Bunde ausziehen wider Ruprecht.

Hierbei erfuhr Johann, Wilibald Pirkheimer habe nicht übel Lust gespürt mitzuziehen, sei aber durch das Ableben seiner Ehefrau und seines neugeborenen Söhnleins davon abgekommen. Edle Charaktere fühlen sich zu Leidenden hingezogen. Johann suchte den trauernden Witwer auf, meinend, dieser sei gleicherweise des Trostes bedürftig, wie er vor zwei Jahren. Wohl fand er einen gebeugten Mann vor, doch zeigte sich Pirkheimer nicht dem Troste zugänglich, wie ihn Johann spendete. Das machte, weil der Gelehrte wohl das Gute wollte, doch nur um des Schönen willen, welches Humanisten so leicht über das Sittliche stellen; daher der Friede der Religion keinen Einzug fand.

Die Vergeblichkeit des ersten Versuches schreckte Johann nicht ab. Der ging zu Albrecht Dürer, daß dieser dazu beitragen möge, auf Pirkheimer tröstlich einzuwirken. Zwei neue Bilder, die der Künstler geschaffen, lenkten den Freiherrn anfänglich auf andere Bahnen und ließen ihn bei Betrachtung von Dürers „Adam und Eva", sowie des anderen Bildes „die Geburt Christi" den Zweck seines Kommens vergessen, so sehr fesselten ihn diese neuesten Schöpfungen Dürers. Doch als er sich die letztgenannte näher beschaute, ward in ihm der Gedanke

rege, sie könne einen Anknüpfungspunkt abgeben. Er offenbarte sich dem Künstler, und dieser war auch gern bereit, mit zu Pirkheimer zu gehen und diesem die Bilder zu zeigen.

Als der Gelehrte sie betrachtete, ward er warm und froh; ihre Schönheit zog ihn mächtig an, also, daß auch ein schön Gespräch entstand voll Geist und Würde. Darauf knüpfte Johann an die Bedeutung der Geburt Christi an, sagte, daß ihn nicht allein die vollendete Schönheit des Bildes fessele, sondern auch dessen Bedeutung; so tröstlich, daß das Beschauen zugleich erhebe; denn Christus sei ja geboren, auf daß wir Frieden hätten. Doch wie Johann auch beredt und eindringlich sprach, sodaß mancher andere hiervon hätte erbaut werden müssen, blieb Pirkheimer dem gegenüber doch kalt. Gewandt entschlüpfte er der eingeschlagenen Richtung und es kam dabei weiter nichts heraus, als ein recht gebildetes Gespräch.

Johann kehrte zurück mit der Erfahrung, wie doch alle Menschenweisheit in tiefer Herzensnot im Stiche lasse, wie reich er sei in der allerbarmenden Liebe Gottes durch Jesum Christum.

Dies war ein Grund mehr, seine Kinder nicht nur in allgemein bildenden Dingen fort und fort unterrichten zu lassen, sondern auch in dem, was den inneren Menschen in seinen Beziehungen zu Gott stärkt und stählt. Paul und Christoph waren bereits zu Jünglingen emporgewachsen von 18 und 16 Jahren; Friedrich zählt deren 9 und Barbara 13. Aber in allen war der von dem Vater eingestreute gute Same wohl aufgegangen, also, daß er

Barbara für reif hielt, sich dem Klosterleben zu widmen, das sie im selben Jahre noch antrat. So — meinte Johann — sei für das wahre Heil der Töchter gut gesorgt.

Wie wir in unserem Thun und Denken uns nicht selten widersprechen, ohne es zu merken, so gedachte auch Johann des Widerstreites nicht, in den er sich versetzte; hatte er doch seinen Klausner Wohltrost dem Hans Unmut von solcher Weltabgeschiedenheit abraten lassen.

Achter Abschnitt

Im Jahre des Heils, als man schrieb 1505, ging Johann unruhig in seinem Gemach umher. Draußen tobte sich der Januar mit kaltem Nordwind aus, und drinnen in der Brust wogten die Gedanken lebhaft auf und nieder. Schnell und unerwartet war die teure Mutter verschieden, als das Jahr kaum begonnen. Schmerzlich hatte er vor ihrer Bahre gekniet. Die ihm von Jugend auf die beste Lebensweisheit gelehrt, deren Liebe ein warmer Sonnenschein war fürs ganze Leben, sie mußte er nun für den Rest des irdischen Wallens vermissen. Das ging ihm tief zu Herzen, als hätt er ein Stück des eigenen Lebens hergegeben. Und nun, mit dieser Trauer bedrückt, sah Johann abermals die Pforten des Todes sich öffnen, denn auch im fürstbischöflichen Palaste wehte sein kalter Hauch.

Noch war Bischof Georg II. am Leben, aber jeden Tag stand dessen Erlöschen zu erwarten. Dies rief in Johann nicht geringe Unruhe hervor. Ein Jahr nur

hatte er dem Bischof Heinrich dienen können, kaum drei Jahre dem Bischof Veit und nun seit dem Antritt des jetzigen Herrn noch nicht zwei Jahre verflossen waren, stand der Tod abermals vor der Thür und forderte sein Opfer.

Nicht für sich war Johann besorgt, auch nicht um das Schicksal des Totkranken im Jenseits; dafür bürgte ihm des Bischofs hohe Rechtlichkeit, die trotz kleinlicher Eigenschaften hervorleuchtete. Des Freiherrn Schaffen aber für das Wohl seiner Mitmenschen war gefährdet, wenn die Herren so oft wechselten; nicht jeder derselben ging auf seine Reformideen so ein, wie es zur Durchführung notwendig gewesen wäre. Und gerade jetzt war er damit beschäftigt, die Härten und die Willkür der Strafgesetze auszustoßen und ein neues Gesetz auszuarbeiten, das streng, doch gerecht richten sollte.

Am 30. Januar segnete Bischof Georg II. das Zeitliche. Der Name von dessen Nachfolger ward schon genannt, ehe jener die Augen schloß. Es war Georg, Herr zu Limburg, Erbschenk des Reiches, ein angesehener Mann, dem guter Ruf vorausging. Bereits am 13. Februar trat dieser unter dem Namen Georg III. sein fürstliches Amt an. Auf wie lange? — Das konnte der nur wissen, zu welchem Johann betete, er möge ihm einen echten, rechten, christgläubigen Herrn, beseelt von Menschenliebe, geben. Es war auch, als sei diese Bitte gewährt worden, soweit man auf das erste Auftreten etwas geben konnte.

Zunächst verkehrte Fürstbischof Georg III. nur mit Johann, ließ sich von allem über den Stand der Dinge

berichten, so die Schatzkammer, das Gerichtswesen, schwebende Streitigkeiten u. a. m. betraf, und ging gründlich auf alles ein. Sein bestimmtes, etwas kurzes Wesen hätte einen gar Gestrengen vermuten lassen können; doch verriet das offene, schöne blaue Auge neben Klarheit des Geistes die ehrlichste wohlwollende Gesinnung. Und weil Johann in gleicher Weise gerad und offen war und seine Darlegungen auch Klarheit des Geistes und Scharfsinn bekundeten, so währte es kaum zwei Stunden, daß beide Männer den gegenseitig vorausgegangenen guten Ruf bestätigt und heimlich großes Wohlgefallen aneinander fanden. Das aber ward noch mehr bestärkt, als Bischof Georg auch denjenigen Männern nähere Beachtung schenkte, mit denen Johann bisher, weil in vielem harmonierend, gern Umgang pflog. Das waren vornehmlich der Hofkaplan Johann Burkard, der Domgeistliche Christoph von Sand, wie auch in der Folge Jakob Fuchs, Kanonikus Lorenz Behaim, des Nürnberger Probstes Bruder, sowie Johann Schwanhäuser, Kustos bei St. Gangolph.

Der Rest des Winters verging unter äußerlichen Geschäften. Besuche mußten empfangen und erwidert werden; Bittschriften liefen in Menge ein, denn es war ruchbar geworden, daß der Bamberger Haushofmeister deren keine ungelesen oder unerörtert ließ, sondern alles untersuchte und wär es auch die kleinste Sache des geringsten Mannes gewesen.

Erst als der holde Lenz schüchtern anklopfte, konnt Johann sich seiner stillen Arbeit wieder widmen, dem Entwurfe einer neuen Gesetzgebung, genannt die peinliche Halsgerichtsordnung, weil sich's hierbei um böse Thaten

handelte, welche dem Verbrecher den Hals kosteten. Solche Arbeit aber war nichts Kleines. Der Autor mußte das Bestehende voll inne haben und weiter schöpfen, wie ehedem Gericht gesprochen worden; wie es gekommen war, daß sich schlechte ungerechte Gesetze in Deutschland eingeschlichen und endlich, was an deren Stelle Neues zu setzen sei. Dabei wollt Johann dieses Neue nicht als das Ergebnis trockner Verstandeserzeugnisse gestalten, sondern aus ihm sollte eine sittliche Macht sprechen, angethan, jedermann im Innern zu überzeugen. Das alles erforderte das Studium von Büchern verschiedener Art, deren nicht wenige schon vor 40 Jahren von Albrecht Pfister in Bamberg gedruckt worden waren. Hier gab es in der Bücherei den Psalter, ein deutsch Geschichtsbuch, ein Buch „von Kaiser Karls Recht", statuta synodalia, und was alles noch zu dem Entwurfe paßte. Noch mehr fand Johann zu Nürnberg in dessen schnell sich vermehrender Bücherei und was im Besitze einzelner sich befand. Dabei erinnerte er sich, in Dürers Händen einst ein Buch gesehen zu haben, von dem er meinte, daß es ihm nützen könnte. Weil nun zugleich seine Absicht war, das Werk um größerer Verständlichkeit willen mit Abbildungen auszustalten, so schrieb er an Dürer einen Brief um Nachricht über das Buch und Anfertigung der Bilder. Ein Bote hatte das Schreiben gen Nürnberg zu schaffen. Der aber blieb lange aus.

Während Johann den Anfang zu seinen Studien machte still und einsam, gings in einem anderen Hause etwas lauter her. Pirkheimer hatte zu Ehren eines gelehrten Venetianers, den er während seiner Studienzeit

in Italien kennen gelernt, ein großes Mahl veranstaltet, dazu auch Dürer und eine Anzahl gelehrter und befreundeter Herren geladen waren. Da gab es hohe Genüsse für Leib und Seele. Pirkheimers Geist und hinreißende Rede verlieh den Gesprächen hohen Schwung, also, daß man des Beginnes der Mahlzeit fast vergaß. Als aber diese in vollem Gange war, entwickelte der liebenswürdige Wirt solch sprudelnden Witz, daß alle Gäste mit fortgerissen wurden und eine Fröhlichkeit entstand, die sich in jedem einzelnen tagelang erhielt.

Der Venetianer hatte mancherlei aus seiner Heimat erzählt, was Albrecht Dürers Teilnahme an der Wunderstadt erhöhte und in ihm den Wunsch entflammte, Venedig und dessen Schätze zu besuchen. Mit diesem stillen Vorsatze kehrte er in später Abendstunde von Pirkheimers Gesellschaft zurück in sein Haus. Begeistert für die hohe Kunst betrat er es und so beseelt von dem Gedanken, in der edlen Venetia weiter zu schöpfen aus dem ewig springenden Quell des Schönen, daß er fast vergaß, seinem Eheweibe Agnes einen guten Abend zu bieten. Als er hierzu den Mund aufthun wollte, kam ihm Agnes zuvor und sagte:

„Nun!? Warst du bei den schwelgerischen Gelagen deines Freundes Pirkheimer ebenso schweigsam als jetzt, da du mich nicht eines Grußes wert hältst?“

Dürer antwortete mild:

„Ich war im Geiste weit weg von hier und weilte in Venedig, allwo die Kunst in hoher Blüte steht. Soeben wollt ich dir gute Nacht zurufen, als du mich unterbrachst.“

Agnes sagte hierauf nichts. Doch als sie sah, daß er in seinem Gemach den Griffel faßte, um zu zeichnen, ward sie erzürnt und sprach:

„Das taugt im Leben nichts, wie du arbeitest. Du machst die Nacht zum Tag, den Tag zur Nacht; anstatt wie jeder ehrsame Bürger beim Morgengeläut zu beginnen, beim Abendgeläut aufzuhören. So aber kann unmöglich etwas Gedeihliches entstehen. Was auch sollen die ewigen Gelage —"

„Das sind keine Gelage," unterbrach Dürer ruhig. „Was ich von Pirkheimer und seinen gelehrten Freunden an Humanioren lerne, selbst beim Gastmahle, das fördert mich nur in der Kunst und regt neuer Gedanken viele an."

„So!" rief die ärgerliche Ehehälfte. „Und darum ist dir's ganz und gar nicht zu thun, ob wir auch auskommen mit den spärlich fließenden Einnahmen! Schon längst habe ich dir's gesagt, du sollest dich regelmäßiger Arbeit und angestrengten Fleißes nicht entraten, sollst Bilder malen in Menge von früh bis abend und ververkaufen. Statt dessen lebest du mit anderen flott und wenn du heim bist, sitzest du da und träumest."

„Ich träume nicht," fiel Dürer ein. „Ich denke über dies und jenes. Der Gedanke ist die Hauptsache, und ist der reif, dann fördert ihn die Hand bald auf's Papier. Gedanken aber kommen, eh man sich's versieht und lassen sich nicht vorschreiben, in einer Zeit zu erscheinen, die du für recht befindest."

„So sagst du immer!" entgegnete Agnes gereizt. „Hängst Träumereien nach und denkst nicht an dein

Weib und an die Wirtschaft. Muß sauer sparen und zusammennehmen und jeden Heller dreimal umdrehen, eh ich ihn ausgeb, damit wir nur zu essen und nicht nötig haben, uns unsrer Kleider vor den Leuten zu schämen oder gar meinen Vater anzugehn um Unterstützung. Wenn das so fortgeht, werde ich's erleben, daß ich ins Elternhaus zurück muß."

Dürer sagte kein Wort darauf; was auch sollte es helfen! Sein Weib besaß ja nicht einen Schimmer von Kunst und Künstlerleben; hätt am liebsten gesehen, er malte Bilderbogen aus und verkaufte sie auf den Messen wie ein Schuster seine Schnabelschuh.

Den Griffel warf er weg und ging gedrückt zu Bette. Hier dauerte es lange, ehe der Schlaf ihn bewältigte. Agnes hatte ja Recht; es ging gar knapp her in der Wirtschaft, die sie getreulich zusammenhielt; nicht selten herrschte großer Mangel. Und doch ward er so ganz eingenommen von der Fülle seiner Gedanken, daß er des Mangelleidens und mancher Vorwürfe, so vielleicht, wenn auch nicht nach Art, so doch der Sache nach gerechtfertigt waren, vergaß und seinen Geist versenkte in Ideen, wie er das Leiden des Herrn, sein Gebet im Ölgarten, wie auch den gefangenen Heiland könnt groß und würdig wiedergeben. Dann regte sich die Sehnsucht wieder, das zauberhafte Venedig mit seinem neuen Dogenpalast und seinen Kunstschätzen zu sehen; mit Tizian Vecellio zu verkehren und mit Jakobo dei Barbari. Gleich einem Adler hätt er fliegen mögen, um nur sobald als möglich das heißersehnte Ziel zu erreichen. Aber der Adler war mit einem dicken Seile festgebunden, und

das Seil hieß Mangel und Not, und Agnes hatte Recht. Da füllten sich die Augen des Sehnenden mit Thränen, bis Hypnos mitleidig herbeikam und ihm die Lider niederdrückte, also, daß er sich dem wohlthätigen Gotte ergab. Aber Morpheus hatte sich dreingemengt und schöne Träume vorgespiegelt, die sich fortgesetzt zu haben schienen bis spät; denn sowie Albrecht erwachte, als es schon längst heller Tag war, ging er unruhig hin und her, speiste zu Mittag wortlos und nur wenig und begab sich am Nachmittage, ohne zur Arbeit fähig gewesen zu sein, zu Pirkheimer. Glückstrahlend kam er am Abend zurück. Der Freund hatte ihm ohne weiteres Geld geliehen und lebhaft zugesetzt, daß er gen Venedig ziehen sollte, um der Kunst willen und — damit er einmal fern vom Hause ein Jahr des Friedens und der Ruhe habe. —

Am nächsten Tage trabte ein junger schöner Mann zum Thor hinaus mit wechselndem Ausdruck im Antlitz. Erst Trübsinn, denn sein verblüfftes Weib war stumm geblieben beim Abschied. Dann heiterer Sinn. Die Gegend außerhalb der Ringsmauern konnte diesen nicht bewirkt haben; rings um Nürnberg waren dürre Felder und baumlose Wiesen, und wo der Reichswald begann, traf man auf kümmerliche Föhren. Über alles das drang der Geist des Reisenden zum warmen Süden; dem lächelte er entgegen.

Frau Agnes aber saß unmutig seufzend vor einer Truhe, holte ein Säcklein heraus und zählte ihre Barschaft mehrere Male durch. Hiermit war sie so emsig beschäftigt, daß sie das Klopfen eines Boten nicht ver-

nahm und daher erschrak, als sie plötzlich einen Bambergischen Diener eintreten sah, der Herrn Dürer zu sprechen begehrte.

„Ist nicht daheim!“ gab Agnes kurz zurück.

Auch am folgenden Tage erhielt der Bote die Antwort: „Ist nicht daheim,“ so mürrisch, daß jener das Schreiben seines Herrn zurückließ und nach Bamberg ritt.

Darauf hatte Johann lange Zeit der Antwort geharrt, doch vergeblich, sodaß er sich vornahm, bei gelegener Zeit selbst einmal mit Dürer zu sprechen. Ein Streit, der mittlerweile zwischen dem Grafen Asmus von Wertheim, dem Bruder Michaels, sowie dem Bischof von Würzburg ausgebrochen war, sollte durch Johann ausgeglichen werden. Die beiderseitigen Forderungen und Weigerungen verlangten eingehende Untersuchungen; die führten den erwählten Schiedsrichter auch nach Schwabach. Der Umweg hierher über Nürnberg war nur unbedeutend, daher Johann diese Gelegenheit benutzte, allda vorzusprechen.

Sein erster Gang war der zu Dürers Haus; er konnte sich des Künstlers langes Schweigen nicht erklären. Hier ward er von Agnes ehrerbietig aufgenommen, von der er nunmehr den Grund zum Ausbleiben jeder Nachricht erfuhr. Es war ihm unlieb, also, daß er nur mühsam seine Verstimmung unterdrücken konnte. Doch einmal in des Künstlers Haus, trug er Begehr, von dessen etwa neu entstandenen Bildern zu sehen. Gern ging Agnes darauf ein und führte ihn in Albrechts Malstube. Zu seinem Erstaunen fand Johann diese so ordent-

lich wie ein Putzzimmer. Agnes mocht's gemerkt haben und sagte gleichwie zur Erklärung:

„Hier sah es wüst aus, Euer Gnaden! als er von hinnen zog gen Venedig. Ich konnt die lüderliche Wirtschaft nicht ersehen und hab gründlich gereinigt und Ordnung geschafft."

„Das wird Eurem Ehgemahl sehr unlieb sein," entgegnete Johann. „Wenn ich auch nicht ein Künstler bin, so weiß ich doch, daß es nicht wohlgethan ist, in der Malstube etwas zu verrücken und zu ändern. Ihr werdet bei Eures Mannes Rückkehr ihn erzürnen."

„Wenn von erzürnen die Red ist," wendete Agnes ein, „so hab ich mehr Ursach, es zu sein, denn er. Hat Schulden gemacht und ist mit geliehenem Geld weit fortgereist, indes ich hier Mühe hab, das Leben geordnet zu fristen."

Das war dem Freiherrn widerlich. Er versenkte sich in die Zeichnungen des Meisters, welche Agnes bunt durcheinander „geordnet" zusammen auf einen großen Tisch gelegt. Doch war sein Dank freundlich, als er Abschied nahm. Frau Agnes aber verbeugte sich und sagte:

„Euer Gnaden haben die Bilder meines Eheherrn mit Vergnügung betrachtet, also, daß ich meine, es wäre eines kleinen Trinkgelds wert."

Erstaunt blickte Johann das Weib an; er errötete an ihrer Stelle, griff aber in seinen Säckel und reichte ihr freigebig, wie es einem Edelmann geziemt, etliche Goldstücke. Erfreut ob solcher reichen Gabe knixte Agnes einige Verbeugungen, bis das Hausthor geschlossen war.

Den Freiherrn aber kam ein Ekel an vor diesem Weibe, das ihm widerwärtig war vom Scheitel bis zur Zehe.

Weil nun vorauszusehen war, daß Albrecht Dürer ein Jahrlang ausblieb, so wendete sich Johann an Koburger; der gab ihm einen jungen Künstler an, daß dieser die Ausführung der Abbildungen für sein geplantes Werk übernehme.

Auch Pirkheimer und Nützel hörte er nicht wohl über Dürers Weib sprechen, also, daß in Johann etwas wie Haß entstand, nur daß er's nicht für Haß hielt, sondern für erlaubten Abscheu.

Die Untersuchungen in Schwabach hatten ihn seinen Unmut vergessen lassen; erst nach seiner Rückkehr brach dieser heftig wieder aus. Noch als er am späten Abend sich zur Ruh begab, gedacht er voll Verachtung jenes Weibes. Zwar, sie war eben ein derb Kind der Natur wie alle ihrer Zeit und ihres Standes; hatte keine Schule des Geistes genossen und war aufgewachsen und erzogen in dem engsten Kreise der Gewöhnlichkeit. War auch nicht zu verkennen, daß sie und Dürer zusammengethan worden ohne Anfrage, gleich einem Mehlhandel. Einem ehrsamen Fleischer oder Schuster hätt sie eine treffliche Ehefrau werden können. Zu einem Künstler aber von Dürers hoher Bedeutung paßte sie nicht und gab sich auch keinerlei Mühe, ihn zu begreifen, ihr nüchtern hausbackenes Wesen, von Essig durchtränkt, zu wandeln in ein edleres Sein, wie's einem Weibe wohl ansteht. So war's nicht anders möglich, sie m u ß t e den braven und feinen Mann unglücklich machen. Mit tiefem Mitleid für den Armen schloß Johann solcher

Gedanken Reihe und schickte sich an, vor seinem Bett ein Vaterunser still zu beten. Doch als er an die Stelle kam: „wie wir vergeben wollen unsern Schuldigern", da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, daß er sich hochmütig erhoben hatte über jenes verhaßte Weib, das doch nach dessen Art glaubte, recht zu handeln und nach Pflicht der Hausfrau. „Sollte denn an ihr gar nichts Gutes sein, das sie vielleicht vor Gott noch höher stellt denn mich? Und wie bin ich des Herrn Barmherzigkeit und Mildigkeit noch wert, da ich bete, ‚vergieb uns unsre Schuld' und hasse doch meinen Nächsten?"

Da fiel er vor der Lagerstatt auf seine Knie und beugte sich nieder in Demut, und ein langer Seufzer sagte: „Herr, was bin ich, daß du meiner gedenkest!? Gott sei mir Sünder gnädig!"

Und dieses „Herr, was bin ich" tönte noch lange in ihm fort, jahrelang, bis an sein selig Ende. Die Demut ward zum Grundstein seines ganzen Lebensbaues und machte auch, daß er hinfort mit Milde, Nachsicht und Gerechtigkeit urteilte, auch wenn von Frau Agnes die Rede war.

Nur klein war das Ereignis und doch ein großer Baustein zu Johanns Glaubensgebäude, zu dessen Aufbau er die Materialien in sich selbst fand, wie auch die zubringenden Handlanger: prüfendes Nachdenken und ehrliches Wollen. Dabei gab's weder Hinterthüren noch Schlupflöcher. Gerade und offen wie nach außen, war er es auch nach innen, gegen sich.

Demut schafft Gerechtigkeit, Gerechtigkeit bringt Klarheit und diese führt zur Wahrheit. Die so entsprungene

Klarheit war es auch, die sich durch all sein Denken und Thun zog, vor allem bei der ihm wichtigsten Frage, was rechter Gottesdienst sei. Wenn eine edle Pflanze inmitten Unkrauts steht, so kann sie schwer gedeihen. Sobald aber in ihrer Umgebung der Boden, in dem sie wurzelt, rein ist, da sprießt sie empor und wächst bis zum starken Baume. Und diese Umgebung war in Bamberg rein bis nach Nürnberg und trug dazu bei, Johann zu fördern und zu stärken, also, daß dies dem ganzen Lande zu gute kam.

Die größte Stütze hierzu fand Johann im Fürstbischof Georg selbst. Diesem war er zwar im Geistesfluge voraus, doch lehrte die Zeit, daß Georg nicht rastete, nachzukommen. Auch ihn bekümmerten die Krebsschäden der Kirche wie der Priester; auch er drang auf Reinhaltung des Gottesdienstes; nur daß er diesen mehr im Kirchengebäude suchte, Johann mehr im Innern des Einzelnen. Es konnt nicht ausbleiben, daß beide sich erst verstehen lernen mußten durch Austausch der Gedanken. Als nun der Bischof einst den Schwerpunkt eines rechten Gottesdienstes in fleißiges Kirchengehen legte, entgegnete ihm Johann:

„Vergönne Eure bischöflichen Gnaden, daß ich aussprechen darf, wie ich mir's denke. Die heilige Schrift ist dem Christen der Born, aus dem er schöpfen soll. Er hört das Wort Gottes aus der Predigt. Die Predigt wird im Gotteshause gehalten, daher denn auch meine Meinung ist, der Christ solle fleißig zur Kirche gehen. Doch kann mir dies allein bei weitem nicht genügen. Hab lange schon beobachtet, welcher Art die Wirkung ist

und daß es unter den Kirchgängern — die Heuchler ausgeschlossen — drei Sorten giebt. Die einen hören Gottes Wort mit einem feinen Herzen, bewahren und bewegen es darin fortwährend, vor allem außerhalb des Gotteshauses. Sie nehmen es streng mit sich und leben auch danach. Das sind die allerwenigsten. Zum andern giebt es, die das Wort Gottes wohl beherzigen und es in ihrem täglichen Leben auch bethätigen wollen, doch gar zu häufig Anfechtungen unterliegen. Sie haben die Erkenntnis, doch nicht genügend Kraft. Deren sind sehr viele. Zum dritten giebt es, die fleißig in die Kirche gehen, die während des Gottesdienstes im Gotteshause auch andächtig zuhören. Doch kaum sind sie nach Haus zurückgekehrt, beginnt die alte Zänkerei darin von neuem. Das sind die allermeisten. Sie meinen, im Dienste Gottes genug gethan zu haben durch das Kirchengehen oder durch separierte Erbauungen und halten sich aus voller Überzeugung für gar fromme gute Christen. Sie sind den Schulbuben gleich, welche glauben, weil sie von 9 bis 10 Uhr im Religionsunterrichte still gesessen oder gar gut geantwortet, nun außer der Schule getrost wieder die gewohnten dummen Streiche machen zu können. Die Art merkt nicht, daß sie die ärgsten Pharisäer sind. Zwar unterscheiden sie sich von diesen, indem sie mit der Gemeinde sagen: „Wir sind Sünder," wohl auch gar: „Ich bin ein Sünder"; doch sobald ihnen einmal eine Sünde oder ein ganz bestimmter Fehler vorgehalten wird, werden sie entrüstet und wollen's nicht Wort haben. Darum, meine ich, kann es gefährlich werden, wenn als rechter Gottesdienst ein fleißig Kirchengehen anempfohlen

und nicht dazu gesetzt wird: Nun ihr nach Haus zurückgekehrt seid, beginnt der eigentliche, wahre Gottesdienst, zu welchem euch das Alltagsleben selbst predigt, noch viel mannigfacher als im Gotteshaus. Nicht bloß andächtig zuhören, sondern vor allem rüstig thun. Tugend ist nicht Tugend, wenn sie nicht um ihrer selbst willen und fortwährend geübt wird."

Als Johann geendet, schwieg der Bischof eine Weile still. Dann frug er mild:

„Und zu welcher Art von Kirchengängern, wie Ihr sie habt geschildert, zählt Ihr Euch?"

Johann blickte zu Boden und sagte bedächtig:

„Ich weiß, daß ich zur zweiten Art gehöre; doch ist es mein alltäglich Streben, der ersten gleich zu werden."

„Ich verstehe Euch vollkommen, Schwarzenberg!" fuhr Bischof Georg freundlich fort. „Ihr wollt, die Menschen sollten aus der dritten, zweiten Art zur ersten geleitet werden. Doch wie meint Ihr soll dies geschehen?"

„Das eben, Euer Gnaden, ist der wunde Punkt!" sagte Johann mit offener Bestimmtheit. „Die Priester sollen viel mehr auf Religion der Innerlichkeit dringen, auf den Gottesdienst im eigenen Herzen und alltäglichen Leben. Der Kirchengottesdienst ist — zwar nötige — aber doch nur Nachhilfe."

„Ich sehe," entgegnete Georg, „Ihr vergesset ganz und gar der Segnungen der Kirche; vergesset der heiligen Sakramente, des Anrufens der Heiligen und der Heilkraft der Reliquien."

Als Johann der letzteren erwähnen hörte, fühlte er in sich die alte Wallung des Hasses gegen den Reliquien-

dienst. Doch beherrschte er sich und sagte in gemäßigtem Tone:

„Die Sakramente halt ich heilig, wenngleich mir bescheidene Bedenken beikommen hinsichtlich ihrer Zahl. Das Anrufen der Heiligen mag sein, doch find ich's nicht für nötig. Ich meine, wir sind Kinder und sollen und können uns directe in Christo Jesu an den Vater wenden. Auch zeigt das Leben zur Genüge, wie gefährlich das Anrufen der Heiligen dem inneren Menschen werden kann; denn das läßt sich doch nicht verhehlen, daß die meisten denken: ‚Nun hab ich meine Sache den Heiligen übergeben, die werden's schon besorgen. Ich, meinesteils, brauch nichts dazu zu thun.'"

„Wohl find ich etwas Wahrheit in Euren Worten," sagte Georg ernst, „doch was haltet Ihr von den Reliquien?"

Mit großer Kraft suchte Johann auf diese Frage ruhig zu antworten. Er erzählte dem Bischof von seiner Pilgerfahrt zum gelobten Land und was ihn dazu getrieben. Doch als er auf die Reliquien und die hierin gemachten Erfahrungen zu sprechen kam, ward er warm, und aus der Wärme ward Hitze und diese zu Feuer, also, daß der Bischof, als er von Johanns gänzlicher Verwerfung des Reliquiendienstes, wie auch des Ablasses hörte, ernst den Kopf schüttelte und einwandt:

„Ich achte jedes' Überzeugung, wenn sie, wie ich von Euch weiß, aus reiner Quelle kommt. Doch dünkt mich, steht es nicht wohl an, in so ernsten Dingen, selbst wenn sie nicht zu Recht bestehen sollten, die Flammen des Hasses durchschlagen zu lassen."

Johann fühlte sich getroffen und blickte zur Seite. Doch streng, wie er immer gegen sein eigenes Ich war, bekannte er auch hier:

„Wollen Euer Gnaden daraus ersehen, wie recht ich hatt, wenn ich sagte: Ich gehöre zu der zweiten Art von Kirchgängern: Wollen ohne genugsam Vollbringen.“

Da leuchteten des Bischofs blaue Augen freundlich auf. Georg ergriff beide Hände seines Haushofmeisters und sagte gütig:

„Muß leider das Gespräch jetzt abbrechen! doch wollen wir's recht häufig wiederholen. Mich dünkt, auch dies ist Gottesdienst.“ — — —

„Der wird es (mit seiner Offenheit) nie zu Etwas bringen,“ hatte der Bischof von Eichstädt dereinst von Johann gesagt. Und dieser hatte es gerade hierdurch zu Etwas gebracht, was in Georgs Brust aus einem Wiederhall zu selbsteigner Stimme wurde, bezeugt durch die Geschichte seines ganzen Lebens.

Bischof Georg von Bamberg hatte Wort gehalten. Der stille Austausch der Gedanken mit seinem Haushofmeister fand immer öfterer statt, nicht bloß in Sachen des Glaubens und der Religion. Gottesdienst ist auch eine getreue Verwaltung von Staatsgeschäften zum Wohle der Unterthanen.

Wohl gaben die ersteren häufig Anlaß zu Besprechungen unter vier Augen. Im selben Jahre noch hatte der Tübinger Gelehrte, Heinrich Bebel, scharfe Worte wider die Geldgier der Pfaffen und ihr Treiben geschrieben; vorher schon der Heidelberger Gelehrte Wimpfeling

gewarnt: „Wenn der Klerus sich nicht bessert, so wird er mit Gottes Hilfe durch die Laien gebessert werden, wie denn schon Kaiser Sigismund die Geistlichen gewarnt: Reformiert euch selbst, sonst wird am Ende das Volk es thun.“ Und nun, im Jahre 1506, ließ er ein Donnerwort hören über die possenhaften Aufführungen in den Kirchen; viele Andere: über Verwerflichkeit der Reliquienmacherei. Das alles hing zusammen mit dem Streben beider Männer zu Bamberg, den echten, rechten Gottesdienst zu wahren. Doch nicht weniger beschäftigte Johanns Entwurf zu einer neuen Strafgesetzgebung.

Mit freudigem Mute hatte sich der Freiherr der Ausarbeitung von neuem hingegeben. Zum Beginn des Jahres 1507 konnte er seine „Halsgerichtsordnung, gedruckt bei Hans Pfeyl in Bamberg“ dem Bischof fertig überreichen; der aber nahm sie allsogleich zur Hand, ließ alle Störungen abweisen und studierte mit großer Teilnahme.

Nach der Einleitung zog zunächst des Werkes „Genauere Bestimmung der Strafen“ seine Aufmerksamkeit auf sich. Hierin hatte der Verfasser die üblichen fremden Rechtstheorien geschickt mit der deutschen Praxis vereinigt und so dargestellt, daß die Richter nicht mehr in Zweifel kommen konnten. Dieser Teil hebt die schädliche Nachsicht gegen manche Verbrechen auf, vor allem aber auch die übertriebene Strenge. Er zeigt oft den schwankenden Richtern in klaren Worten die moralische Verschiedenheit zwischen vollbrachten und versuchten Verbrechen, zwischen Zufall, Nachlässigkeit und Vorsatz. Besonders auch nimmt er Rücksicht auf die Not-

wehr und alle die Umstände, welche zur Milderung oder Verschärfung der Strafe zu dienen haben.

Hochwichtig erwies sich auch der Teil des Werkes, welcher die Beweisgrundsätze enthält. Das germanische Anklageverfahren war schon längst verstümmelt worden durch den Einfluß der Kirche, durch Lehren und Einrichtungen italienischer Prozessualisten und Städte, wie auch durch den Sondertrieb, sich selbst zu schützen. Das Prinzip der Inquisition wirkte zersetzend, nicht aufbauend. Schon böser Leumund genügte zur Verurteilung; Geständnisse wurden in den meisten Fällen durch Qualen der Tortur erpreßt. Den Richter leitete nicht die Überzeugung, nicht das absolute Recht, sondern die Tendenz des Nutzens. So ging denn Johanns Werk vor allem darauf hinaus, daß die gerechte Strafe auf wahrhaft erwiesene, verbrecherische Schuld gebaut werde. Das Torturalgeständnis wird als unglaubwürdig verworfen. Nur dann soll die peinliche Frage zur Not in Betracht kommen, wenn es sich um einen überwundenen und überwiesenen Missethäter handelt, aber auch hier nur bei großen Hauptverbrechen. Die Beweisquellen und die Art ihrer Benutzung fußen auf dem einzig Richtigen, auf dem Streben nach sachlicher Wahrheit. Und hiermit war auch der rechte Wegweiser zu gerechtem und geordnetem Rechtsverfahren gegeben.

Weiter fordert und bespricht das Werk eine sorgfältigere Bestellung der Gerichte, bestehen sollend aus den besten und rechtschaffensten Männern, so nur aufzutreiben sind. Ferner: Die auf alle Art und Weise begünstigte Verteidigung der Angeklagten, die von der

Obrigkeit nicht eingeschränkt werden soll — die Fürsorge für die Menschlichkeit der Gefängnisse — die genaue Vorzeichnung des schriftlichen Verfahrens und Beweiseinzuges — die Beichtväter sollen die Übelthäter nicht zur Widerrufung des Eingestandenen verleiten — die Freistätten sollen nicht gemißbraucht, das ist: nicht gemeinen Verbrechern zugängig gemacht werden. Wer dies dennoch thut, ist scharf zu bestrafen. — Endlich verwirft das Gesetz noch viele Mißbräuche und thörichte Gewohnheiten der Obrigkeiten, auf als da sind: die den Dieben abgenommenen Sachen den Eigentümern vorzuenthalten, — das Strand- oder Grundurrecht — die Grausamkeit der Gefängnisse — das Vermögen aller zum Tode Verurteilten zu konfiszieren — und vieles anderes mehr.

Der Bischof, als er das ganze Werk mit immer mehr wachsender Teilnahme gelesen, äußerte zu seinen danach zugezogenen Räten, was noch heute anerkannt wird: „Das Werk ist äußerst klar und doch einfach geschrieben, also, daß es jedermann, auch der wenig gelehrte, deutlich verstehen kann. Dabei geht durch das Ganze ein sittlicher Ernst, wie vom Freiherrn zu Schwarzenberg gar nicht anders zu erwarten stand.“

Und zu diesem selbst:

„Ihr habt ein hochverdienstlich Werk geschaffen, der Art, daß ich darin kein Iota ändern mag. Die peinliche Gerichtsordnung soll sofort in meinen Landen eingeführt werden.“

Das geschah noch im selben Jahre 1507. Bischof Georg kannte seines Haushofmeisters uneigennützigen

Charakter. Darum er denn eine äußere Auszeichnung nicht ihm direkt zu Teil werden ließ, sondern seinem zum geistlichen Stande getretenen Sohne Paul. Der erhielt eine einträgliche Dompräbende. Die höchste Anerkennung bestand ja doch in der sofortigen Einführung des ganzen Gesetzes. Im Reiche ward alsbald der hohe Wert der Schwarzenberg'schen Arbeit, in der Folge die Bambergensis benannt, bekannt, und weithin erscholl der Ruf des Freiherrn durch alle deutschen Gauen. Tausende jubelten ihm zu, denn wenn die Bambergensis Nachahmer fand, was man erhoffte, so waren Tausende vor der Gefahr unschuldiger Verurteilung oder ungerechten Spruches behütet. Andere aber, Räuber und Leuteplacker, hoch und niedrig, denen das neue Gesetz scharf zu Leibe ging, wurden dem Freiherrn gar feind und sannen, wie sie ihn schädigen könnten.

Neunter Abschnitt

„Aus Kindern werden Leute," hatte Götz von Uffenheim gesagt, als er nach langjähriger Trennung den Freund in Bamberg zur Beglückwünschung besuchte und mit Wohlgefallen dessen Söhne betrachtete. „Wenn mich nicht alles trügt, werden Christoph und Friedrich starke, streitbare Männer werden, vornehmlich Fritz."

„Gebe Gott: auch brave Christenmenschen," entgegnete Johann. „Bis jetzt ist es gar wohl gelungen, ihren Geist zu reformieren und aufzuklären."

„Was heißest du reformieren und aufklären?" frug Götz.

„Mit wenig Worten ist das nicht zu sagen," erwiderte Johann. „Zunächst ist mir das Reliquientreiben ein Heidengräuel; sodann, daß man für Geld der Sünden Ablaß erreichen solle. Die wahre Buße suche ich allein in rechter Sinnesänderung; jede andere Art ist doch nur Außenwerk, auch die vorgeschriebenen guten Werke. Nur die Werke der Liebe lasse ich gelten als solche,

welche die Menschen bessern. Die wahre Vergebung der Sünden aber steht allein bei Gott und nicht den Priestern. Das ungefähr ist die Summa dessen, was ich reformieren genannt."

Götz war erstaunt über solche neue Lehre und frug:

„Und wie bist du zu solchen Sätzen gelangt, die doch wider die Kirchenlehre streiten?"

„Durch das Lesen des Evangeliums," entgegnete Johann; „wennschon ich nur mit Hilfe anderer in das Latein dringen konnte. Ingleichen durch Nachdenken, wie durch Erfahrungen des Lebens. Bin gern bereit, dir zu gelegener Zeit noch Näheres mitzuteilen in einer ruhigen Stunde; nicht jede paßt dazu. Jetzt aber wollen wir, das ist: ich und meine Söhne, unsern viellieben Gast pflegen, also, daß er nicht sagen kann, er hätt in Bamberg nur für den Geist Nahrung erhalten. Muß zwar an einem dieser Tage gen Nürnberg reiten zur Schlichtung eines Streites, doch wird sich unterdeß wohl Zeit finden, in der ich auch begründen kann, was ich gesagt."

Das Gespräch ward unterbrochen durch des Dieners Meldung, ein Nürnberger Bote harre Seiner Gnaden, um ein Schreiben des Herrn Scheurl zu überreichen. —

‚Aus Kindern werden Leute.' Dies hatte das Sprüchwort auch an dem Knäblein wahr gemacht, dessen Kindsfrau von Herrn Nützel vom Platze gewiesen ward, als Herr Siegmund, Freiherr von Schwarzenberg, mit seinem 19jährigen Sohne vor etwa 25 Jahren eingeritten kam. Jenes Knäblein, der kleine Lazarus Spengler, war zum Manne geworden und im Jahre des Erscheinens der

Bambergensis zum ersten Ratsschreiber der guten Stadt Nürnberg. Das aber war kein geringes Amt; hatte doch der Ratsschreiber als Rechtskundiger Recht zu sprechen und großen Einfluß. Darum ward er von den Bürgern auch ehrerbietig gegrüßt, als er die Gassen durchschritt dem Hause zu des gelehrten Konsulenten der Stadt, Herrn Dr. Christoph Scheurl.

Hier gab es heut ein festlich Mittagsmahl zu Ehren Johanns, den man erwartete, den der Hauswirt durch jenen Boten gebeten, sein Gast zu sein, wann er nach Nürnberg käme. Pirkheimer, Dürer, Andreas Osiander, Nützel und noch etliche angesehene Männer der Stadt waren geladen und befanden sich in lebhaftem Gespräch über die Bambergensis.

„Was der Freiherr geleistet, ist großartig,“ sagte Dr. Scheurl. „Seine Gerichtsordnung bricht einer neuen besseren Zeit Bahn und wird im Reiche, deß bin ich gewiß, bald Nachahmung, wenn nicht gar volle Aufnahme finden.“

„Wenn dies ein so anerkannter Rechtsgelehrter und Staatsmann sagt,“ fiel Dürer ein, „so muß es wahr sein. Ich, meinesteils, bewundere, welch tief Gefühl und schönes Urteil der Herr Haushofmeister auch für die Kunst hat; wie er versteht, in deren Wesen einzudringen.“

„Ich bin erstaunt,“ sagte Pirkheimer, „wie der Freiherr bei seiner mangelhaften Kenntnis alter Sprachen doch in den Geist der alten Schriftsteller gedrungen ist und wie vor allem er ihn benutzt zu dem, was in unserer Zeit der Reform bedürftig ist —“

„Und das auf so vielen Gebieten,“ unterbrach Scheurl.

„Verzeiht, ihr Herren!“ wendete Osiander ein, „wenn ich euch etwa auf die Füße trete, indem ich sage: Gerade jener Mangel an Kenntnis alter Sprachen erscheint mir hoch günstig, vornehmlich zur Förderung des Rechtswesens. Dadurch ward ihm unmöglich gemacht, sich in dem Wust dicker lateinischer Bände jahrelang herumzuwälzen, wodurch erwiesenermaßen manch ein sonst scharfsinniger Kopf seinen Verstand stumpf gemacht.“

Dies Wort bewirkte helles Gelächter, namentlich Pirkheimers. Der sagte, noch lachend:

„Ich hoff, Ihr nehmet die aus, die hier versammelt sind, sonst —“

„Gewiß, gewiß!“ beruhigte Osiander, „schon darum, weil Ihr mir sonst vorwerfen könntet: Gleich und Gleich gesellt sich gern. Und ich bin doch auch hier.“

Das Gespräch, auch ohne Vinolenz in vollen Fluß geraten, ward immer munterer und erst dann gesetzter, als Johann erschien in Begleitung Des von Uffenheim.

„Wollet mir nicht verübeln,“ sagte Johann nach der Begrüßung, „daß ich meinen Freund mitgebracht ohne Aufforderung. Er soll und will euch Herren kennen lernen und schätzen, so wie ich.“

Götz ward natürlich willkommen geheißen und bei Tische mit einem der ersten Plätze bedacht.

Pirkheimer war höchlich aufgeräumt, also, daß der alte Redefluß bald wieder eintrat und Johann mit seinem Freunde groß Vergnügen empfand und also antwortete, sobald er bei aller Ehrerbietung schelmisch gefragt ward. Auch Uffenheim that wacker mit im Kauen, Trinken und Antworten; er befand sich sichtlich wohl. Nur als es

den Anschein gewann, als wolle sich das leckere Mahl mit dem Zutrinken verbinden, ward Johann ernster und sagte:

„Mit Verlaub! mir ist nichts verhaßter als Rauben und Zutrinken. Wollt lieber, daß mir meiner Söhne einer ehrlich erschlagen, denn durch Zutrinken mit Wein also gefüllt würde, daß er, nicht gehn könnend, zugetragen werden müßt. Es ist wahrlich eine hochschädliche Sucht der Hochdeutschen, als ob sie den Teufel sehr liebten; denn inner fünfzig Jahren haben wir Hochdeutsche dreierlei Plag erlebt, deren zuvor keine bei uns gewesen: Erstlich das Zutrinken, vollends die beschwerliche Krankheit, die ich nicht nennen will, auch neuerlicher Jahre den Todschweiß. Ich geschweige der Art neu entstandener Seelenkrankheit, denn das soll das Mahl nicht trüben."

Die Worte dämpften den aufkeimenden Übermut, also, daß die Reden würdiger sich gestalteten. Man war auf den Geist der alten Klassiker zu sprechen gekommen, die Johann rühmlichst lobte. Nur schade, meinte er, daß sie so vielen, die alte Sprachen nicht verstehen, unzugänglich seien, daher denn Kundige — zu Pirkheimer gewandt — sich groß Verdienst erwürben, wenn sie in's Deutsche übersetzt würden.

Dem pflichtete Pirkheimer bei. Scheurl aber erhob den Pokal und bracht in wohlgeordneter Rede, doch frei von Lobhudelei, Seiner Gnaden, dem Haushofmeister benebst dessen Verdiensten um das ganze deutsche Volk einen würdigen Trinkspruch dar. Das war kein Zutrinken der gemeinten Art, daher Johann den Spruch aus solchem Munde als einen ehrenden entgegennahm

und sann, ihn dem gastfreien und hochgelehrten Hauswirte zu erwidern. Dem aber kam Spengler zuvor. Der erhob sich, rühmte Scheurls ganzes Sein und Thun und dankte ihm für manchen guten Rat, wie auch für die heutige Festesfreude. Zwar müßt er billig trauern, dieweil der Doktor, gen Wittenberg als Rechtslehrer der Hochschule berufen, dies Jahr noch seine Freunde verlassen wolle. Doch hoffend, daß er recht oft nach Nürnberg denken werde, trinke er auf sein Wohlergehen in der Ferne.

Das war dem Freiherrn neu. Obgleich ihm diese Mähr auch unerwünscht kam, sagte er doch beim Anstoßen:

„Fast möcht ich sagen, 's ist besser so; denn in Wittenberg könnet Ihr Eures Wissens Menge Tausenden von jungen Leuten zukommen lassen und so viel mehr noch wirken für das ganze liebe deutsche Reich."

Das fand bei allen hellen Wiederklang. Johann aber, zur Gegenrede angehalten, erhob sich nach einer Weile und sprach:

„Mein viellieber Freund, Götz von Uffenheim, als er meiner Söhne ansichtig ward, sagte er erstaunt ob ihres starken Wachstums: ‚Aus Kindern werden Leute.' In gleichem Falle steh auch ich, wenn ich des Knäbleins Lazarus gedenke, den ich seit meinen jungen Jahren nicht wieder gesehen und heut als wohlbestallten Ratsschreiber der guten und getreuen Stadt Nürnberg wiederfinde. Sage mir, mit wem du umgehest und ich weiß, wer du bist. Daß Herr Spengler mit Doktor Scheurl und Pirkheimer gut Freund, bezeugt mir ohne weiteres, weß Geistes Kind er ist. Darum ich ihn denn freudig als

Mann von festem Holz begrüße, der gewissen Hoffnung lebend, es werde der Herr Ratsherr im deutschen Eichenwalde der Wissenschaft und Religion ein starker Stamm werden, treu, klar und rein wie dieser Wein."

Ein flüchtig Rot flog über das Antlitz des so geehrten jungen Ratsmannes; doch ward er durch die Munterkeit des weiteren Verlaufes des Gastmahles aller Verlegenheit überhoben. Auch kam Osiander zum Wort, indem er zu Johann sagte:

„Hab schon gehört, wie trefflich im Bambergischen alles bestellt und kaum noch etwas zu thun ist. Mich dünkt, Euer Gnaden müßt darum mit der Zeit Langeweile haben."

Darauf sah Johann erstaunt den Sprecher an und sprach:

„Deß verwundere ich mich, daß Ihr Langeweile für möglich haltet. Ich wollte, daß es Gott gefiele, daß ich ungeschwächt meiner Natur weder essen, trinken noch schlafen, sondern für und für schreiben und lesen sollt."

„Ist mir gesagt worden," fiel Pirkheimer aufgeräumt ein, „daß Euer Gnaden vielmalen nach dem Essen nicht die Aufräumung des Tisches erwarten, sondern ein Teil des Tischtuches von sich schieben und eifrig schreiben. Heut aber, Euer Gnaden, wollet hievon ablassen, denn jetzo kommt ein wohlgebraten Wildschwein auf den Tisch."

Darob mußt Johann herzlich lachen.

„Es sei!" rief er gar wohlgelaunt. „Könnts nimmer doch verantworten, wenn der gelehrte Humanist, Herr Pirkheimer, hierdurch um den Genuß des sus silvaticus käme."

„O nicht um mich war mir's zu thun!" fing dieser

eine Entgegnung an. Doch kam er vor dem heitren Stimmgewirr der andren nicht dazu. Fast eine volle Stunde noch währete das Mahl. Darauf folgte im Nebengemach noch weitere Unterhaltung, bis sich Johann mit Götz vom Hauswirte dankend verabschiedete.

Draußen im geräumigen Vorsaale traf Pirkheimer beim Fortgehen eine schmucke Dienstmagd Scheurls. Da sie gar so lieblich anzuschauen war, wollt der Heitere sie umfangen und küssen, mehrmals. Als aber Dürer dessen zufällig ersah und ihm zurief: „Ei ei, Herr Ratsmann! habt an des Mahles Früchten noch nicht genug und strebet nach verbotenen?“ — da gab er der nicht Errötenden nur ein Küßlein und verschwand schmunzelnd die gewundene hölzerne Treppe hinab. Man achtete deß nicht weiter und verzieh es dem reichen und gelehrten Patrizier. Auch war man wiederum beschäftigt, zu rüsten; der Stadt war abermals eine Fehde angesagt worden, diesmal durch Hans von Geißlingen. Mit Hans Thomas von Absberg und vielen anderen Helfern, welche auf Beute lauerten, verband er sich und zog gegen die Nürnberger in den Kampf, der sich bis in die nächsten Jahre fortsetzte.

Für Johann endete das Jahr nur friedlich. Sein Sohn Christoph, den er auf Reisen geschickt, hatte hierbei auch den Grafen Ulrich VI. von Montfort kennen gelernt, genannt der Schöne, der damals zu Tettnang nahe am Bodensee residirte. Weil nun dessen Tochter Eva von der Schönheit des Vaters geerbt, ließ Christoph um sie werben. Er erhielt ihre Hand, und die beiderseitigen Eltern setzten die Hochzeit auf das Jahr 1508 fest.

Als sich Johann zu diesen Festlichkeiten gen Tettnang

begab, war die Reise nicht ungefährlich, denn auch Markgraf Friedrich hatte von Neuem mit Nürnberg Streitigkeiten angefangen wegen einer Lumperei.

Der Fürst wurde mit den Jahren immer unerträglicher. Zwar schützten den Freiherrn sein Amt und seine Würde, doch war er immerhin gegen niedres Raubgesindel nicht sicher, also, daß er ein starkes Gefolge mitnahm.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten zu Tettnang waren besonders festlich und mit vielem Prunk begangen worden. Doch mochte dies Johann nicht recht behagt haben. Ihm schien, als ob seine Sinnesweise in vielem der Montfort'schen entgegenstünde, vornehmlich in Religionssachen. Nur die zweite Tochter Ulrichs, Margarete, obgleich erst 15 Jahre alt, zeigte Eigenschaften, die auf einen freieren frischen Geist schließen ließen. Das war aber auch fast die einzige, darum er sich in Tettnang nicht länger aufhielt, als nötig war. Christoph erhielt einstweilen die Veste Schwarzenberg eingeräumt, und Johann begab sich wieder gen Bamberg zu friedlicher emsiger Arbeit. Sein Verhältnis zu Bischof Georg III. ward immer inniger; hier konnte sich sein Geist auch frei entfalten, wenngleich der Flug desselben dem Bischof mitunter denn doch zu hoch ging, zumal in der einen, von Johann offen aufgestellten Frage: Wozu dem Papste so viele irdische Macht? Sollt nicht ein Seelenhirt, der sich den Stellvertreter Christi nennt, gleich diesem ohne Macht und Prunk nur auf die Seelen wirken?

Doch blieb Johann maßvoll wie in allen Dingen, also, daß die fast freundschaftlich werdenden Beziehungen zu seinem Herrn nicht getrübt wurden.

Mocht es auch sonst im Reiche oft bunt durcheinander gehen, im Bambergischen blieb es friedlich, Dank der trefflichen und humanen Regierung. So schwanden auch die kommenden Jahre friedlich dahin, es sei denn, daß Johann hier und da ausritt zur Wahrung von Friede und Recht gegen etliche Mißgünstige der fränkischen Ritterschaft, wie auch zur Züchtigung raubgieriger Gesellen, denen er seine Kraft und seinen rechten Zorn fühlen ließ, sodaß sie für immer oder doch für lange unschädlich wurden.

Trotz seiner Offenheit und Geradheit stieg sein Ansehen immer höher. Gar Viele aller Stände wandten sich an ihn um der Schlichtung willen von Streitigkeiten; gar viele begehrten seinen Rat in Sachen kriegerischer Verteidigung und friedlicher Verwaltung. Das führte ihn sehr oft auf Reisen, auch gen Wertheim, wo sich der junge Graf Georg innig an ihn anschloß, also, daß für alle Zeiten eine treue Freundschaft entstand, entsprungen aus der Harmonie im Höchsten: der Religion. Läuterung blieb Johanns Bestrebung, Läuterung seiner selbst und der Menschheit. Keine Stunde ließ er unausgenutzt, sich wohl bewußt, daß er dereinst von jeder Rechenschaft ablegen mußt. Weil es nun namentlich unter dem Adel mit dem Zutrinken und Rauben im Reiche nicht besser werden wollte, so trieb es den Reformator, ein kräftig Wort wider diese Laster zu schreiben. Noch eine zweite Reise gen Tettnang mußte er unternehmen, allwo im Jahre 1511 Graf Georg von Wertheim sich mit Margareta von Montfort vermählte. Er geleitete das junge Paar von dort nach Wertheim. Was er diesem über

seine Ansichten vom Reliquiendienst, von rechter Buße und Freiheit des Christengeistes ins Herz gelegt, fand bei beiden Wiederhall und reifte.

Auch nach dieser Reise fand Johann noch nicht die nötige Ruhe und Zeit zum Schreiben, welche fortwährend von inneren und Reichs-Geschäften beansprucht wurden. Was letztere betrifft, so hatte er sich schon früher angelegen sein lassen, den Reichstag zum Erlaß eines Gesetzes wider das Zutrinken zu bewegen. Das war auch gelungen; doch niemand achtete deß, wie auch des Landfriedensgesetzes. Es gab weder Zusammenhalt noch Gehorsam, nur häßliche Zerfahrenheit. Dem Manne, dessen höchster Wunsch war, die Deutschen nicht bloß politisch einig und stark zu wissen, sondern auch lauter in Sitten und Denkweise, ging dies sehr zu Herzen. Im folgenden Jahre, 1512, ward ein Reichstag abgehalten zu Trier und Köln. Johann, der ihm als Bambergischer Gesandter beizuwohnen hatte, versprach sich hiervon eine Verschärfung der Gesetze. Er fand auch manchen der Edlen und Fürsten bereit, ihn hierin zu unterstützen. Die Mehrzahl aber blieb laß und träge; auch gab es genug, die feindselig auf Johann blickten, zumal dieser im Auftrage seines Herrn eine Reichsexekution wider die Friedbrecher im Fränkischen erwirkt hatte. Da wurden denn sogar Schmähgedichte gegen den Freiherrn gemacht und während des Reichstages von Rittern im Weinhause belacht, also, daß Graf Limburg ihn dringend mahnte, auf seiner Hut zu sein. Doch fehlte es auch nicht an solchen, die auf seine Seite traten. Der ritterliche Herr, Ulrich von Hutten, der eben mit zugegen war, dem Kaiser seine Kriegsdienste

anzutragen, stand auf und sagte mit derben kernigen Worten:

„Es ist heutigen Tages im Land zu Franken und sonst noch Aller Wissen, wie dem Freiherrn zu Schwarzenberg die Plackerei des Raubens gar widerwärtig ist. Ungeschont seines Leibes und Guts handelt er dawider mit Raten und in eigner Person, derhalb auch mehrmals seinem Leib und Leben nachgestellt worden ist. Man hat ihn gewarnt, er solle auf seiner Hut sein und hat ihn auch geschmähet. Ich aber sage allen denen, die dies gethan: Seid Ihr auf eurer Hut! denn wen der Freiherr Hans beim Kragen kriegt, den zermalmt er und ich — ich steh ihm bei, sei's gegen Ritter oder Fürstlichkeiten."

Das wirkte. Und als Johann in der Gesellschaft der Schmähgedichte erschaute, lächelte er und sagte:

„Ihr Herren und Ritter! Sollt einer unter euch sein, der dies Poëmlein gemacht, oder sonst wider mich ist, der melde sich, auf daß ich ihm ein anderes Gedicht zur Antwort schreiben kann, wohin er's nicht gern wünscht."

Bei diesen Worten griff er an sein Schwert. Doch weil man den gewaltigen Recken fürchtete und niemand Lust verspürte, mit ihm anzubinden, so meldete sich keiner, und Johann verließ in Begleitung Huttens mit verächtlichem Lächeln die Versammlung, um mit dem jungen Ritter noch mancherlei Rats zu pflegen, denn Hutten war ebenso bewandert mit der Feder als mit dem Schwert.

Nun aber niemand begehrt, seine Antwort auf jenem Wege zu erhalten, griff Johann zur Feder und gab sie schriftlich und zu Nutz und Frommen vieler auch in

Druck. Jetzt mußte Zeit werden, und sollt er auch nur drei Stunden auf den Schlaf verwenden.

Seine erste Schrift ging ‚Wider das Mordslaster des Raubens', darinnen er vor allem gegen den Adel zu Felde zog und niemand schonte.

Die zweite wandt sich ‚Wider das Zutrinken'. Und weil Johann seine Zeit genau kannte, in der das deutsche Volk moralischer Satiren und Lehren, wie ‚Reinecke Fuchs' und Brands ‚Schiff von Narragonien', sehr begehrte, so kleidete er auch diese seine Lehre wider das Zutrinken in beißende Satire ein, gemischt mit sittlichem Ernste. Hiernach ist der Beschluß des Reichstags wider das Zutrinken auch an die Hölle gelangt und hat dort große Bestürzung erregt. Alsbald ist ein höllischer Postbote nach Köln kommen mit einem Sendbriefe, wie auch beigeschlossener Instruktion seiten der höllischen Stände an ihre ersten Räte und Diener, das ist: an die fleißigen Zutrinker. Diese Sendung war allsogleich den hohen und niedren, den weltlichen und geistlichen Ständen überantwortet worden und diese empfingen sie mit großer Ehrerbietung. Dagegen aber erscheint ganz früh am nächsten Morgen ein Engelsbote in allen Kirchen Kölns und teilt dort ebenfalls Briefe aus, doch mit guten Sprüchen und Abbildungen. Weil nun aber nicht wenige am Abend zuvor lange Gelage gehabt, so haben sie die Engelsbotschaft verschlafen. Nun war ein ernster Gesell im Besitze beider Botschaften, die verglich und maß er und hat nun das vorliegende Büchlein wider das Zutrinken geschrieben. Hierin folgt zunächst der Inhalt der Höllenbotschaft. Darauf geißelt das Buch mit beißender

Satire die beim Zutrinken angewendeten Verführungskünste, — die Ehre, die man in der Schande sucht, — die Gründe, die man zur Beschönigung und Entschuldigung des Lasters sucht, — den Leichtsinn, der den furchtbaren Folgen ruhig zusieht, — den Mangel an Ernst und Willenskraft zu des Lasters Ausrottung — und bringt, was sonst zum Ausschneiden des Krebsschadens vonnöten.

Es währte denn auch nicht lange, so fanden beide Schriften weite Verbreitung und gute wie böse Aufnahme. Die erste lobte, die andere fürchtete den ehrenhaften Verfasser.

Am wenigsten kehrte sich Götz von Berlichingen daran, ein gutherziger gerader Kerl wohl, doch auch ein wüster Raubgesell von unverbesserlicher Art, dem's nicht drauf ankam, den Herrgott in der Kapelle andächtig zu bitten, er möge ihm den nächsten Raubzug wohlgelingen lassen. Berlichingen hatte sich mit Hans von Selbitz, Leonhard Pirkner und deren Helfern verbunden und griff bei Forchheim einen Zug Nürnberger Kaufleute an, die von der Leipziger Messe unter Bambergischem Geleite zurückkehrten. Dieses ward niedergemacht und was nicht fliehen konnt, gefangen und eingekerkert; es waren deren mehr als 30. Die Beute aber betrug an 9000 Gulden.*)

Voll Ingrimm hörte Johann von diesem wiederholten Mordslaster. Voll Ingrimm klagten die Nürnberger beim Kaiser und rüsteten sich zur Züchtigung des elenden adlichen Raubgesindels. Es währte auch nicht lange, so erklärte der Kaiser sämtliche Urheber in Acht. Als aber Götz von Berlichingen hiervon erfuhr, lachte

*) Gegen 45 Tausend Mark des heutigen Geldes.

er höhnisch, raubte unbekümmert weiter und zog mit seinen Helfern nach der Bambergischen Stadt Vilseck. Die ward überrumpelt und völlig ausgeplündert.

Nunmehr war das Maß voll. Johann rückte mit seinen Mannen, denen sich die Nürnberger anschlossen, in Eile vor, um mit den Truppen des schwäbischen Bundes den Räubern zu Leibe zu gehen. Diese fand er bereits vor, ehe er mit dem Bundesheer zusammentraf. Schnell entschlossen ließ Johann die Stellung des Feindes auskundschaften und befahl den Angriff; er selbst beteiligte sich daran. Nach längeren blutigen Metzeleien ersah er Berlichingens. Wohl gedachte er der angenehmen Zeit, in der er einst die Gastfreundschaft von dessen Eltern genossen; gedachte auch des muntren Knäbleins Götz, daß er auf seinen Knien geschaukelt. Hier aber konnten persönliche Rücksichten nicht mitreden. Berlichingen war ein unverbesserlicher Raubgesell geworden, und das mußte gezüchtigt werden. Im Handgemenge traf er mit ihm zusammen. Ohne weiteres sprengte er herzu und hieb wuchtig auf ihn ein. Berlichingen schien seinen Feind anfänglich nicht erkannt zu haben und wehrte sich verzweifelt. Als ihm aber sein Schwert auf die Seite geschlagen wurde und er einen starken Armhieb empfangen, daß das Blut strömte, rief er: „Das ist der Teufel oder Schwarzenberg!“ und entfloh. Trotz eifrigen Nachsetzens entkam er. Seine Mannen wurden teils erschlagen, teils gefangen genommen. Durch Johanns rasche That und kräftigen Vorstoß war die Züchtigung ausgeführt, also, daß die Bundestruppen bei ihrem Anrücken schon reine Wirtschaft fanden.

Johann drang auf Einfangen und Einkerkern Berlichingens. Doch in der Folge erkannten die höchsten Behörden nur auf Geldstrafe und schonten des Raubritters.

‚Kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen,‘ dachte Johann entrüstet, als er dem Bischof Bericht erstattete.

„Laßt es gut sein, Schwarzenberg!“ hatte der Bischof erwidert, „der Berlichingen wird einst doch noch seinen Lohn empfangen, sobald er nur die Mitglieder des Bundes selbst schädigt. Begnügen wir uns mit der Geldentschädigung. Einstweilen kann ich Euch dafür die gute Kunde bringen, daß der Bischof von Würzburg beschlossen hat, Euerm Sohne Paul eine dortige Präbende vom Dezember an genießen zu lassen.“

Das war dem Vater wohl lieb zu hören, doch konnte sich der Staatsmann noch nicht beruhigen. Auf alle Fälle mußten in Gemeinschaft mit Nürnberg Schritte gethan werden, um sich eines reichlichen Teiles der Berlichingen'schen Bußsumme zu versichern; galt es doch, die armen Vilsecker wieder zu entschädigen. Als Johann zu diesem Zwecke nach Nürnberg kam, fand er zu seinem Erstaunen den Dr. Scheurl wieder, den er doch in Wittenberg wähnte. Das machte, daß der Rat den Staatsmann zurückberufen; er konnte oder wollte ihn als Konsulenten nicht entbehren. In des Doktors Haus lernte Johann auch den gelehrten Melchior Pfinzing kennen, mit dem er öfters noch in Berührung kam. Heute gab es bei Scheurl kein üppig Mahl; dafür erzählte dieser viel von Wittenberg. Was Johann hierbei vernahm, versetzte ihn in Staunen.

„Vor vier Jahren schon, nachdem ich kaum ein Jahr in Wittenberg geweilt,“ erzählte Scheurl, „ward ein gelehrter Augustinermönch dorthin berufen, um an der hohen Schule zu lehren. Martinus Luther ist sein eigentlicher Name. Der nahm's mit seinem Lehramt gar genau, noch mehr aber mit sich, also, daß ich ihn des öfteren von Gewissensskrupeln geplagt fand, wie er könnt selig werden. Dabei ergab sich, daß er an den Zuständen unsrer Kirche viel auszusetzen fand. So wie sie jetzt sei, meinte er, und wie sie lehre, könnt es unmöglich fortgehen, denn es widerstreite vieles dem heiligen Evangelio. Doktor Pollich, ich und mancher andere waren darob erstaunt, doch konnten wir seinen schlagenden Gründen nichts entgegensetzen. Da begab sich, daß der Doktor Martinus in Sachen des Augustinerordens gen Rom zum Papst gesandt ward. Als er wieder zurückgekommen, schloß er sich häufig in sein Gemach ein und wollt mit niemand sehr verkehren. Doch mit der Zeit mußt er aus sich herausgehen. Was wir alsdann über Rom von ihm gehört, das, Euer Gnaden, genügte, seinen früheren Ansichten voll beizupflichten. Wie der verschwenderische und kampfsüchtige Papst Julius offen mit der Religion Spott trieb, so thaten's auch die Priester. Kein Glaube, keine Reinheit der Gesinnung ist dort zu finden. Ingleichen hat der Doktor auf seiner ganzen Reise erfahren, wie tief gesunken die Klerisei ist und nicht würdig noch fähig, die Seelen zu leiten —“ und nun erzählte Scheurl manch Stücklein, davon Johanns Stirn sich finster runzelte, und des Gespräches Inhalt immer ernster ward.

Was so Johann mit nach Bamberg nahm und dort dem Bischof Georg erzählte, war dazu angethan, auf's Wesen des Gehörten näher einzugehen. Der Bischof verhielt sich, was das Urteil über Papst Julius anlangte, noch zurückhaltend. Als aber im nächsten Jahre, 1513, in welchem Julius von der Erde abgeschieden, die Kunde bis nach Bamberg drang, unter dem neuen Papste, Leo X., ginge es ärger zu denn zuvor, also, daß sich die Feder sträube, von dem Gräuel der Unsittlichkeiten zu berichten; — als mitgeteilt ward, Leo sehe ruhig diesem Treiben zu, habe groß Wohlgefallen an Hofnarren und Possenreißerei und solle öffentlich sogar gesagt haben: Quantum nobis nostrisque illa de Christo fabula profuerit, omnibus seculis notum est*) — da brach aus Georgs Brust der helle zornige Unwille hervor. Nicht länger hielt der Bischof mehr zurück, wenngleich er den Erguß seiner sittlichen Entrüstung nur vor seinem Haushofmeister vor sich gehen ließ. Das aber brachte beide einander noch viel näher.

Wie an vielen anderen Orten des Reiches, so hatten auch zu Nürnberg die Mitteilungen über Rom viel böses Blut gemacht; war man doch so genug erzürnt über das schlechte sittenlose Leben in deutschen Klöstern. Auch das zur Stadt gehörende Engelthaler Nonnenkloster hatte sich dessen als schuldig wiederholt erwiesen. Der Rat aber machte keine Umstände, vertrieb die sittenlosen und nahm neue Nonnen hinein, wie sehr auch erstere sich

---

*) Wie viel uns und den Unsrigen jenes Märchen von. Christo genützt und eingebracht, ist allen Jahrhunderten bekannt

wütend dagegensetzten und agitierten, auch den Bischof zu Bamberg anriefen.

Derhalb sandte dieser seinen Hofmeister gen Nürnberg zur Untersuchung. Nach Lage der Sache konnt Johann nicht anders, als dem Rate Recht zu geben. Doch war er über diesen erzürnt in andrer Sache. Des Schellen Claußen Tochter hatte einen Diebstahl begangen, zum erstenmale. Darauf ward Meister Diepolt, der Henker, angewiesen, sie zur Strafe lebendig unter dem Galgen zu begraben. Hier aber hatte sich die unglückliche Maid verzweifelt gewehrt, also, daß der Henker, selbst mitleidig geworden, Mühe bekam, sie unterzubringen. Das geschah am Tage von Johanns Anwesenheit. Als er hiervon vernahm, ward er entrüstet, hat dem Rate unverholen seine Meinung gesagt, auf die Bambergensis verwiesen, welche für den ersten Diebstahl, wenn er, wie hier, ein leichter ist, nur mit dem Pranger bestraft, und darauf gedrungen, daß der Rat dergleichen Härte, die selbst den Henker gerührt, unterlasse. Jener mocht sich wohl getroffen fühlen und versprach, die Strafe des Lebendigbegrabens nicht mehr ausführen lassen zu wollen. Hat dies Versprechen auch gehalten; denn als zwei Jahre drauf die Kunigund Lößlein des Diebstahls überführt worden war, ward sie nicht lebendig begraben, sondern — an den Pranger gestellt? — Nein, nur ertränkt.

Zehnter Abschnitt

Kein Jahr verging im Deutschen Reiche, in dem es nicht in allen Schichten und Ständen ein Gären und Aufbegehren gegeben hätt, so auch in dem, da die Nürnberger die Engelthaler Nonnen vertrieben. Deren Beschwerden gelangten bis zum Kaiser, waren aber schließlich im Sande verlaufen, also, daß sich die Vertriebenen der kräftigen Machtvollziehung des Rates fügen mußten. Was alles beschwerte sich damals nicht! Keine Woche verstrich, in der nicht Klagen über Klagen eingelaufen wären, am meisten von den Bauern.

Trüben Sinnes überdachte Johann die Lage des Reiches, denn auch dieses hatte zu klagen ohne Unterlaß. Und als er mit seinem Herrn den Reichstag zu Augsburg besuchte, fand er auch hier, daß alle Eingaben in der Hauptsache aus Beschwerden bestanden. Nicht gering Aufsehen erregte der wider den Papst gerichtete Aufsatz eines Lütticher Geistlichen, der im Auftrage seines Herrn, des Bischofs Erhard, Grafen von der Mark, sich

beschwerte, daß Papst Leo sehr viele Eingriffe in die Rechte der deutschen Kirche sich erlaube und Summen über Summen aus dem Lande ziehe. Warum? Das wußt ein jeder: Zum Verprassen. Da hatte Kaiser Maximilian gar ernst das Haupt geschüttelt und pflog mit dem Bamberger Bischof und dessen Hofmeister engere Beratung, denn beiden war er ob deren Weisheit und Treue freundschaftlich zugethan.

Offen wie immer hatte Johann dem Kaiser ehrerbietig vorgestellt, die Einigkeit und Macht des Reiches zu stärken, um sodann um so thatkräftiger gegen die päpstlichen Gewaltakte vorgehen zu können. Selbst Bischof Georg hielt dafür, die deutsche Kirche, obwohl dem Papste unterthan, dürfe von den Römlingen nicht beherrscht werden. Maximilian war gut deutsch gesinnt, gab beiden Freunden im Prinzipe völlig recht, sodaß es schien, als sollte etwas geschehen. Doch als man nach dem Reichstage vergeblich harrte, ergab es sich, daß Maximilian wohl anderweit beschäftigt war. Einige wollten wissen, er arbeite eine große romantische Dichtung aus, der er mit Vorliebe ergeben sei.

Auch rührten sich die Bauern von neuem und gaben zu bedenken, diesmal im Breisgau. Mit der Religion und deren Reformation hatte ihr Bestreben, die unerträglichen Lasten abzuschütteln, nicht das Geringste zu thun. Die verschrobene Rechtspflege allein war die Ursache, die sie in so schlimme Lage gebracht. Noch lebten in den Köpfen die alten Anschauungen des christlich germanischen Volksrechts, und wenn die Breisgauer, gedrückt durch viele kleinen Herren geistlichen und welt-

lichen Standes, jetzt sagten, daß sie keine anderen Herren anerkenneten als Gott, den Kaiser und den Papst; wenn sie, wie alle anderen Bauern, die Leibeigenschaft als etwas Unbilliges abgeschafft wissen wollten, so waren diese Rechtsanschauungen uralt und nur immer wieder von neuem wachgerufen durch den fortgesetzten Druck auf Gut und Blut.

Mit hellem Blick durchschaute Johann der Dinge Lage. Konnt er auch nicht im ganzen Reiche die schroffen Gegensätze aussöhnen, so sollte doch wenigstens im Bambergischen zum Besseren geholfen werden. Alles, was er zur Milderung des Druckes, hervorgebracht durch Judenwucher, Teurung und Habsucht kleiner Herren, vorschlug, billigte der Bischof Georg, sodaß im fürstbischöflichen Gebiete von Bauern und kleinen Leuten selten eine Klage laut wurde; die sahen, daß es anderswo viel schlimmer stand und gaben sich zufrieden.

Das zeigte sich so recht, als man im Dom zu Bamberg das im Jahre 1513 zu Stande gekommene, weißmarmorne Grabmal des Kaisers Heinrich und dessen Gemahlin Kunigunde aufstellte unter kirchlichen Weihen. Viel Landleute waren hierzu herbeigekommen; was im Dome nicht Platz fand, versammelte sich außen, um beim Austritte des Bischofs dessen Segen zu erlangen. Dies war auch bei anderen Gelegenheiten oft geschehen und hierbei regelmäßig von nicht wenigen eine Bitt- oder Beschwerdeschrift abgegeben worden.

Als Johann mit dem Bischof den Dom nach der Weihe verließ und dieser den andrängenden Landleuten den kirchlichen Segen erteilt hatte, verzog der Freiherr,

erwartend, daß ihm Klageschriften zugereicht werden würden. Es unterblieb, obgleich Johanns Umblick hierzu ermunterte. Dies konnte auch auf Zaghaftigkeit beruhen. Doch als Johann die Nächststehenden frug, ob niemand etwas vorzubringen habe, da gab ein stämmiger älterer Bauer zur Antwort: „Herr, wir haben halt nix zu klagen.“ Das hieß soviel als: Wir sind zufrieden.

Zufrieden war auch der bischöfliche Minister und ward es fortgesetzt, als er am Ausgange Albrecht Dürers und mancher Nürnberger Kunstgenossen gewahrte, die gekommen waren, das Grabmal zu bewundern.

„Was seh ich? Meister Dürer?“ rief Johann und reichte dem die Hand. Darauf der Maler:

„Bin kommen zu zwiefachem Unternehmen; das Grabmal zu erschauen und Euer Gnaden eine Bitte vorzubringen.“

„Also doch ein Bittgesuch,“ sagte Johann lächelnd. „Hab gemeint, es würde heut nichts mehr davon vorkommen. Kann ich Euch in etwas dienen? Bin gern bereit.“

Beide gingen etwas abseits und sprachen weiter miteinander. Die übrigen Nürnberger blieben in der Nähe und konnten in zwei freudig und freundlich blickende Gesichter schauen und hören, wie nach einer Weile der Haushofmeister zu Dürer sagte:

„Topp! ich bin's zufrieden. Nur beding ich mir aus, daß ich dabei arbeiten kann.“ —

„Was hattet Ihr mit dem Freiherrn?“ frug einer der Landsleute Dürers.

„Hab ihn gebeten,“ antwortete dieser, „daß er sein

Brustbild meinem Pinsel anvertrau und, leutselig wie immer, hat er's zugesagt."

Ganz ähnlich ward Johann daheim gefragt von seinem zum achtzehnjährigen Jüngling hochaufgewachsenen Sohne Friedrich:

„Herr Vater, was hattet Ihr mit Albrecht Dürer?" Und als der Vater ihm Auskunft erteilt, ward Friedrich hocherfreut und Johann voll seltener Heiterkeit, denn der Sohn hatte gesagt:

„Deß bin ich gewiß, daß der Dürer es trefflich zu Stande bringen wird. Hat doch sein Hund des Meisters eigenes, von ihm selbst gemaltes Bildnis geleckt, der Meinung, er hätte seinen Herrn vor sich."

So saß denn Albrecht Dürer der Tage mehrere zu Bamberg in Johanns Gemach und begann mit feiner, fester Hand die Züge des Freiherrn, der damals an 50 Jahre zählte,*) getreulich aufzuzeichnen. Zwar wollte dieser während dessen der Arbeit pflegen und hatte sich hierzu ein Buch erwählt, das von Cicero handelte. Doch weil das Bewußtsein, beständig angeblickt zu sein, ihm störend wirkte, also, daß er nicht zween Herren zu gleicher Zeit dienen konnte, so legte er die Schriften alsbald weg und begann eine Unterhaltung.

„Ihr lebt in Nürnberg in einem edlen Kreise von

---

*) Ein Abdruck des Porträts ist enthalten in Schwarzenbergs „Der Teutsch Cicero", darüber die Worte: „Herrn Johansen Freyherrn zu Schwartzenberg u. s. w. biltnus, wie die, seines alters, aey Fünfftzig Jaren, Erstlich durch Albrechten Dürer, abconterfeit vn zu disem nachtruck zu wegen bracht worde." — Wider fleyssig ersehen vnd getruckt, Anno M. D. XXXX.

Gelehrten und Meistern der Kunst. Hab Euch darob schon oft beneidet. Ich meine, Ihr müßtet solcher Männer nie entbehren können."

„Wohl, Euer Gnaden!" entgegnete Dürer; „die Außenwelt um Nürnberg bietet meiner Kunst nichts; 's ist öde draußen. Dafür um so lebiger in der Stadt mit deren großen Männern. Bei diesen find ich eine ganze Welt, aus der ich manche Nahrung ziehe."

„Vor allem wohl aus Pirkheimer?"

„Sehr viel von ihm, Euer Gnaden, doch nicht alles."

„Was heißet dies nicht alles?"

Nach kurzem Sinnen sagte der Meister:

„Es ist ein eigen Ding! — In der Schule hab ich gar viel vermißt, was ich noch hätte lernen mögen: Wie die alten Griechen und Römer gedacht, was sie geschrieben und für die Welt genützt. Doch weil ich frühzeitig schon mit Wilibald befreundet ward — wir beide sind in einem Hause geboren — und ich wohl gemerkt, was reiches Wissen er mit aus Italien gebracht, so kam's, daß er aus seiner Fülle mir zuerteilte, was mich begierig machte, mehr zu hören. Von ihm hab ich aus der alten Welt gelernt, zu wissen, was schön ist und gar Wunderherrliches ist mir da verkündet worden, also, daß ich nur immer hätte zuhören mögen, wann der große Humaniste sprach. Daran hatte sich in mir gar mancher Funke entzündet zur Flamme. Jedoch — —"

„Es genügte Euch nicht?" frug Johann.

„Nein!" fuhr Dürer fort. „Es lebte in mir etwas, das mir sagte, es müßt noch etwas Höheres geben als das Schöne; etwas, das unsers Lebens Endzweck ist."

„Und was meinet Ihr damit? Fast möcht ich's raten."

„Das, was gut ist," fiel der Meister mit Wärme ein. „'s ist selbstverständlich, daß ich das Schöne achte; doch über dem steht doch das Gute. Das aber kann ich in und an der heidnischen Schönheit nicht finden; will sagen: nicht so finden, als ich etwas als gut erachte. Daher es wohl auch kommen mag, daß mir Bildnisse des klassischen Heidentumes nicht wohl gelingen wollen. — Ich bitte Euer Gnaden, nicht den Kopf zu wenden, sondern nach der Thüre dort zu blicken."

„Kann mir nicht denken, daß Euch jenes nicht gelänge. Ihr zeichnet mit geübter Hand das Heitere und das Ernste, und beides ist dem Schönen eigen."

„Verzeihet, Herr, daß ich Euch widerspreche. Nicht auf die geübte Hand allein kommt's an und das nach Form und Farbe geübte Auge. Die Seele, die aus dem Bildnis spricht, die darf nicht fehlen. Will man die hineinlegen, so darf Begeisterung zum Schaffen nicht fehlen. Und die Begeisterung kann mir das Schöne allein nicht geben. Hierin weiche ich von Pirkheimer ab; ihm geht das Schöne über alles."

„Ihr thut ihm wohl zu viel," versetzte Johann erstaunt. „Soweit ich ihn kenne, will auch er das Gute."

„Das wohl, Euer Gnaden! Nur ist ein großer Unterschied zwischen ihm und mir. Er achtet das Gute, doch nur, wenn es schön ist und ich achte das Schöne nur, wenn es gut ist. Und hierin kommen wir nie ganz zusammen."

Es entstand eine Pause des Nachdenkens und Schaffens von beiden Seiten. Darauf sagte Johann:

„Es will mich bedünken, es müsse erst festgestellt werden, was das Gute bedeuten, woraus man es schöpfen soll. Vielleicht liegt hierin Eure Differenz.“

Da legte der Meister den Griffel weg, dessen Aufgabe vergessend, und sagte voll Leben:

„Vor Euch, Herr, mag ich's ruhig sagen, wie ich hierüber denke; glaub ich doch, es dürfte Euch nicht überraschend kommen. Was ist es, was wir hier auf Erden wollen oder sollen? Das Schöne pflegen? — Dessen bedarf von uns der Höchste, der selbst das Schöne ist, durchaus nicht. Dessen wäre der Niedere, der Arme und Gedrückte, der doch auch ein Kind Gottes ist, nimmer fähig. Nein, nein! Was gut ist, muß Allgemeingut sein können; das sollen wir üben, wenn vom Endzweck unseres Daseins die Rede ist. Und das, was gut ist, lehrt mir allein das heilige Evangelium. Nicht äußerliche Werke machen gut; der Glaube nur thut es; der ist der Weg zur Liebe, das ist: zu Gott in Christo Jesu. Sein Verdienst allein hebt uns empor; sein Erlösungswerk ist, das uns erfüllen soll und nicht das Blendwerk von Reliquien, von angemaßter Heiligkeit, noch gar vom Ablaß unserer Sünden durch Geld. Seit ich die frohe Botschaft des Erlösers in mir lebig werden fühlte, kann ich das Schöne unmöglich über alles schätzen; das wäre heidnisch. Und also sind die Römlinge; die Humanisten nehme ich nicht ganz aus.“

Kaum hatte Dürer diese Gedanken bis zu Ende offenbart, als Johann aufsprang, des Meisters Rechte

faßte und unter warmen Strahlen seiner blauen Augen sagte:

„Bei Gott, dem Allmächtigen! Ihr habt mir Zug um Zug aus meiner Seele heraus genannt, als hättet Ihr hineingeschaut und abgelesen. — Meister! — Hier giebt es keinen Unterschied von Rang und Stand! Ihr seid mit mir verbunden in dem, was das Höchste ist. Eins sind wir und wollen's immer bleiben, was auch die Welt und Teufel dagegen schnauben. Und mich dünkt, wir stehen nicht allein. Das ganze deutsche Wesen drängt nach Wahrheit und reinem, unverfälschtem Gottesdienst."

„Ja, das sag ich auch!" rief Dürer begeistert, „ich lobe mir die deutsche Art! lob' mir den deutschen Mann von Wort und Treue! Die deutsche Mutter voller frommen Sinns und Glaubens; die deutsche Eiche und die volle Rose. Das ist es, was mir den Griffel führt, wenn ich Trieb des Gelingens in mir spüre. So erst kann Seele in meine Bilder kommen. Hab wohl gar schöne Bildnisse gesehen von Maria, von Magdalena und anderen; doch sinnlich, irdisch im Ausdruck. Da war kein Aufstreben der Seele darin zu lesen, kein sichtbar Zeichen höheren Geisteslebens. — Dem allen aber kann mir Freund Pirkheimer nicht nachfühlen. Was sein großer Geist mir darbietet, was nimmer ich entbehren könnte, ist doch nur einseitig."

„Vielleicht nimmt er von Euch noch an!?" versetzte Johann freundlich.

„Glaub's nicht!" gab Dürer munter zurück; „der Wilibald ist ein Charakter, doch sondrer Art, um nicht

zu sagen Hartkopf. Was er haßt, das haßt er ohne Unterlaß; doch was er liebt, das liebt er gleichermaßen, darum denn auch sein ehrlich deutsch Gemüt die beste Freundschaft hegen kann, vorausgesetzt, daß man ihn nicht unwirsch reizt."

„So halte ich ihn auch. Doch wahr bleibt, Meister, daß die Humaniora uns viel, viel Großes und Gutes bieten, von dem wir manches lernen können. Mich dünkt, in der Weltweisheit haben die Alten viel vor uns voraus; nur daß, die so denken wie Ihr und ich, besser verdauen, das ist: nur das verdauen, was wahrhaft Kräfte giebt. — Doch sagt, was ist es, das Eurem Geiste so schönen hohen Schwung gegeben? Sind's frohe gute Stunden der Vergangenheit?"

Dürers Antlitz ward ernst. Der Meister schüttelte das Haupt und sagte:

„Hab in der Jugend wenig nur gehabt, was frohen Sinn erwecken hätte können. Und nun ich auf meine zweiundvierzig Jahre zurückeseh, find ich an guten Stunden auch nur wenig. Wohl macht die Kunst mich reich an geistigen Gütern; der Kaiser Maximilian ist mir sehr gewogen, wenngleich er's nur durch freundlichen Händedruck bekundet; auch meiner Freunde Kreis kann mich vergnügen! Und dennoch —"

Hier brach er ab, und auf seinem edlen Antlitz erschien der Zug des Grames. Johann blickte ihn voll Teilnahme an, legte die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Ich versteh Euch! — Und doch — wenn Ihr das Evangelium als Eure Wohnstätte betrachtet: Haben wir

nicht Alle Fehler? Ist Agnes nicht auch ein Kind Gottes, das seine Allgütigkeit führen will mit unendlichem Erbarmen?“

Als Johann also kurz und innig gesprochen, da bedeckte der Betrübte sein Antlitz mit beiden Händen und weinte. Darauf gefaßter geworden, sah er auf und sagte:

„Ach, Herr! Von allen Seiten hab ich über sie nur immer hören müssen, was garstig war und auch in mir ertönte. Ihr waret der erste, der so mild und warm für eine gesprochen, die ich nach menschlicher Weise nicht lieben kann. Verzeiht, daß ich mich schwach gezeigt; es hatte sich gar so viel Gram unentäußert angehäuft. Ihr aber habt die Augen mir geöffnet. Jetzt will ich lieben nach der Weise des heiligen Evangeliums.“

„Viellieber Meister Dürer und Bruder im Herrn!“ rief Johann gerührt; „hab auch viel Gram und Kummer lange Zeit in mir verschließen müssen und lange Zeit nicht eingesehn, warum. Jetzt weiß ich's. Sagt! ist Leid, vom Herrn geschickt, nicht gut? Und fühlt Ihr nicht, daß Euer Leid Euch läutert? Seht, mit der Läuterung wächst auch die Fähigkeit, nicht bloß zu tragen, sondern mit liebevoller Nachsicht zu tragen. Und hierzu giebt uns allen Der allein Kraft, der uns das lautere Evangelium hinterlassen hat als einzige Trostesquelle. — Doch, mein ich, laßt für heut die Kunst ruhen. Kommt mit zum Abendbrot. Friedrich und mein Kaplan, Hans Neuber, sollen uns helfen, frohen Sinns zu bleiben. Wer anders als der Christ ist hierzu voll berechtigt?“

Albrecht Dürers Augen leuchteten freudig auf bei

solchen Worten, und sein schönes Antlitz ward hierdurch noch schöner.

Bis zum Mahle war noch mehr als eine Stunde Zeit; die benutzte der Meister zu weiterer Vollendung des Bildnisses und was dieses umgab.

Während der Mahlzeit entwickelte sich ein munteres Gespräch, weit abstechend gegen das vorausgegangene. Friedrichs kundgegebener Thatendrang zwang dem Vater manch wohlgefällig Lächeln ab; er erinnerte ihn an den seinigen in früher Jugend. Dabei verhieß Johann dem Sohne, daß er nun bald an deutschen Höfen lernen solle, sich zu bewegen. Am Hofe des Kurfürsten Friedrich von Sachsen sollt er den Anfang machen. Der Kaplan Neuber wußt manches Rühmliche von dem zu sagen. Auch Albrecht Dürer zeigte sich in froher Laune. Er bracht kleine Abenteuer von seiner Reise nach Venedig vor, geeignet, die übrigen zum Lachen zu reizen. Nahe beim Schlusse des Mahles kam er auf Nürnberg zu sprechen, allda ein neunzehnjähriger Schustergesell lebe, Hans Sachs mit Namen, welcher die schöne Gabe der Dichtkunst besitze und des Gesanges. Als der Kaplan hierüber sein Erstaunen kundgab, ward Dürers Brust von Stolz auf seine Vaterstadt geschwellt. Er zählte die tüchtigen Männer derselben her, nannt auch, bei wem Hans Sachs Gesang gelernt: den Leinenweber Leonhard Nunnenbeck; ingleichen, daß Johann Schoner eine Kugel angefertigt, welche die Erde mit deren Land und Meer darstelle; Hans Ehemann ein künstlich Schloß, darzu kein Schlüssel vonnöten; Peter Henlein gar eine Taschenuhr in Form und Größe eines Hühnereies — und vieles

andere noch; es wollt schier kein Ende nehmen. Mit Vergnügen erinnerte sich Johann der Zeit, in der er den begabten Schustergesellen als Knäblein von sechs Jahren bei Peter Vischer kennen gelernt, den er damals mit dem Kaiser besucht hatte.

Bei der Frage, was Hans bisher gedichtet, griff Dürer in sein Wams und sagte:

„Konnt mir denken, daß Euer Gnaden danach Verlangen tragen würden. Hab darum eins seiner Lieder abgeschrieben und Euch mitgebracht, genannt „Das Bul-Scheidlied". Hier ist es."

Anfänglich warf Johann nur einen flüchtigen Blick hinein; dann ward er aufmerksamer. Das Lied klagt über das bittere Scheiden von der Herzallerliebsten; von dem tiefen Wehe der Trennung. Keine Not mache das Herz so traurig wie diese. Er las immer weiter, und als er fertig war, kam ein langer Seufzer aus seiner Brust. Ernstfreundlich hob er die Tafel auf und ging fort; Friedrich wußte, wohin, in das Gemach Kunegundis', allwo noch alles so stand und lag, wie es die Herzallerliebste, beim Scheiden für immer, zurückgelassen. Erst um die Mitternachtsstunde verließ der noch immer schmerzlich trauernde Gatte das Gemach, still und ernst, und suchte sein Lager auf.

Albrecht Dürer aber erfuhr vom Kaplan, daß der Freiherr sein Gemahl noch immer betrauere, und er Jahrs einmal sich in das Gemach einschlösse, darin Kunegundis gestorben, um hier zu beten.

Das merkte sich der Meister. Am frühen Morgen schon vollendete er das Bild, indem er über dem Kopfe

des Freiherrn zwei sich drückende Hände zeichnete, eine zarte und eine starke, aus Wolken ragend; daneben, links, das Wappen der Schwarzenberg, rechts das der Rieneck. Alsbald verlangte Johann danach.

Als Dürer das Bildnis darreichte, wies er schüchtern auf jene Hände und sagte:

„Verzeihet, wenn ich noch hinzugethan, vermeinend, es würde, weil zu Euch gehörend, nicht mißfallen."

Noch immer voll Wehmut betrachtete Johann das sinnige Emblem.

„Für ewig unzertrennlich!" sagte er halblaut vor sich hin. Darauf fuhr er fort: „Ihr habt es recht gemacht, ich dank Euch von Herzen. Nun bitt ich Euch noch, auch die Wappen meiner und meines seligen Gemahles Verwandtschaft anzufügen und zwar nächst dem meinen die Wappen: Erbach — als die Mutter —, Abensberg, Wertheim, Pickebach, Schaunburg, Henneberg. Und nächst dem der Rieneck die Wappen: Wertheim — als die Mutter —, Hanau, Öttingen, Spanheim, Schwarzburg, Nassau und Münsterberg."

Das that Dürer noch am nämlichen Vormittag. Johann war zufrieden und Dürer reiste mit einem fürstlichen Honorar in der Tasche noch selben Tags gen Nürnberg.

Hier angelangt, bewillkommnete ihn Agnes, der Art es noch nie geschehen; war auch den ganzen Tag also gelaunt, daß es dem Meister nicht schwer ward, sich hineinzudenken, er müsse sie mit Christenliebe lieben. Mag's nun gewesen sein, daß Agnes über das reiche Honorar erfreut war, oder mocht des Ehegatten warmes Wesen

gewirkt haben — genug, es gab an diesem und dem nächsten Tage Sonnenschein in dem berühmten Hause auf der Zißelgasse.

Wo anders freilich türmten sich finstere Wolken in Massen auf; die Bauern konnten keinen Sonnenschein erlangen bis in das Jahr hinein, als man schrieb 1514. Hierin stritt „der arme Konrad", wie sich die gedrückte ganze Bauernschaft benannte, in Ungarn blutig wider den Adel. Hierin gährte es gewaltig in Württemberg, allwo des Herzogs Verschwendungs- und Prunksucht das Mark des Landes aussog. Und als bei einer Massenversammlung zu Bühl die Bauern nur verlangt hatten, die ungerechte neue Erbordnung, wonach ein Ehgemahl das andere nicht beerben dürfe, solle abgethan werden, da ließ der Markgraf Philipp die Bauern gefangen nehmen und ihren Führer Bastian zu Freiburg ohne weiteres enthaupten.

Johann und sein Herr, Bischof Georg III., schüttelten betrübt und unmutig hierüber die Köpfe; doch konnten sie nichts ändern. Schon wollt der Freiherr sich darüber machen, Vorschläge zur Besserung der Bauernlage niederzuschreiben, als er daran gehindert ward durch das Erscheinen der Markgrafen Casimir und Georg von Brandenburg-Baireuth. Die waren höchlich unzufrieden über ihren Vater Friedrich, der mit der Altersschwäche große Verschwendungssucht und Grilligkeit verband, also, daß er ihnen nicht mehr fähig erschien, die fränkischen Fürstentümer zu regieren.

Der Freiherr schätzte beide Söhne Friedrichs hoch, vornehmlich Georg, der ihn am schnellsten verstand, wenn

von hohen Geistesgütern die Rede war. Er kannte auch des Vaters große Schwächen, davon seine ewige Händelsucht nicht die geringste war. Nicht bloß den Söhnen zu Liebe, sondern vielmehr bestrebt, die Lage der Bewohner Frankens zu bessern, ging er auf die heikle Frage ein, wie dem abzuhelfen sei. Die Markgrafen wollten im Einverständnis mit ihrem Bruder Albrecht von Preußen, daß Friedrich abdanken solle. Johann jedoch riet, zuvor einen Versuch zu machen, den Vater gütlich auf andere Wege zu leiten. Davon versprach sich Casimir nichts; Georg war nicht dagegen, doch hatte auch er keine Hoffnung auf günstigen Erfolg.

Nach langem Für und Wider ging Johann endlich darauf ein, erst den Versuch zu machen und — dafern der nicht glücken sollte — eindringlich den Wunsch der Söhne vorzustellen, daß Friedrich auf die Regierung verzichte.

Es war ein böses, schweres Amt, das Johann übernommen; doch mag sein herzgewinnend Wesen, sein klarer Verstand und seiner Beredsamkeit Macht, gegründet auf den sittlichen Geboten, viel dazu beigetragen haben, den Markgrafen Friedrich zu ernstem Nachdenken zu zwingen. Der schätzte den Freiherrn Schwarzenberg hoch und ob er gleich gar zornig werden wollte, verfehlten doch die Worte aus solchem Munde und auf solche edle klare Weise ihre Wirkung nicht.

Kaum war der Winter des Jahres 1515 ins Land gegangen, als Markgraf Georg erfreut gen Bamberg kam und dem Berater mitteilte: dessen Staatsweisheit sei von gutem Erfolge gekrönt worden. Es sei geschehen.

Markgraf Friedrich habe im Februar zu Gunsten seiner Söhne auf die Regentschaft freiwillig verzichtet. Casimir und Georg sollten sie gemeinsam übernehmen. Weil dieser aber gern in seinen schlesischen Fürstentümern weilte, erteilte er dem Bruder Vollmacht; der herrschte nun allein mit Vorbehalten des fern lebenden Bruders Georg in allen wichtigen Dingen.

Ehe letzterer von dannen zog, gab es mit Johann noch manch ein Gespräch von großer Wichtigkeit in irdischen und himmlischen Dingen. Dem Markgrafen war daran gelegen, den Freiherrn als Landhofmeister zu gewinnen, wenn auch nicht gleich, so doch in Zukunft. Es schien, als hielt er einen, in allem zuverlässigen Berater und Freund für Casimir vonnöten. Johann schlug es ab.

„Ich bleibe bis zum letzten Atemzuge bei meinem gnädigen Herrn, Fürstbischof Georg," sagte er zum Markgrafen. „Mit ihm vereint kann ich fürs leibliche und geistige Wohl der Unterthanen vieles wirken. Es sei denn, daß ich ihn überlebe und sein Nachfolger etwa wider das streitet, was sich als Wahrheit immer mehr und mehr Bahn bricht."

Auf des Markgrafen Frage, was er darunter meine eröffnete ihm Johann zunächst mit Vorsicht mancherlei, was wider das Bestehende ging in kirchlichen und Religionssachen. Der Eifer aber, mit dem der Markgraf mehr zu wissen begehrte, wie auch sein offen klares Wesen, bestimmte den Freiherrn, mehr aus sich herauszugehen, also, daß der junge Fürst mit Erstaunen wohl, doch freudig lauschte.

„Was Ihr mir da gesagt," erwiderte er, als Johann zu Ende, „ist mir zum Teil jetzt noch zu hoch. Doch kann ich Euch versichern, es steckt in mir der Trieb, viel mehr zu hören und jedes Samenkorn findet immerdar empfänglichen Boden." — Darauf sagte Johann:

„Wenn Eurer fürstlichen Gnaden daran gelegen ist, noch mehr zu hören, so ist hierzu bei uns in Bamberg viel Gelegenheit. Mein Herr, der Bischof, teilt in vielem meine Gesinnung, doch ist er vorsichtig in Gegenwart anderer. Hans Neuber aber, der Kaplan, geht mit der Rede frei heraus und weiß viel; ist jüngst aus Annaburg vom Kurfürsten Friedrich, Gnaden, zurückgekehrt. Hab ihn noch nicht gesprochen, doch glaub ich, wird er viel erzählen können. Wenn andres ich es wagen darf, Euere fürstliche Gnaden zu bitten, mein Gast zu sein, so werden Dieselben manch Neues zu hören bekommen können."

Der Markgraf bedachte sich und sagte etwas unschlüssig:

„Es will nicht angehen, Euer Gast zu sein, da ich doch schicklich bei Eurem Herrn, dem Bischof, vorzusprechen habe."

„Wenn sonst Ihr nicht verschmähet, bei mir zu hausen," erwiderte der Freiherr, „so läßt sich dies Bedenken wohl auflösen. Seine bischöfliche Gnaden weilen zur Stund in Würzburg und meines Amtes ist, seine Stelle zu vertreten."

„Hätt den hochwürdigen Herrn gern einmal gesprochen," sagte der Markgraf; „ist mir's doch auch darum zu thun, daß er von uns, als seinen Landes-

nachbarn, nicht ungünstig denkt ob des Regierungswechsels. Man hat bereits begonnen, darüber unliebsam zu nörgeln. Da er aber nicht daheim, so nehm ich Eure Gastfreundschaft gern an. Bis zum Abendimbiß ist noch Zeit; vielleicht führt Ihr mich unterdeß gewogentlich zum Dom, die neuen Grabmäler dort zu beschauen."

Mit Freuden kam Johann dem Wunsche nach; mit Freuden auch konnt er unterwegs dem Markgrafen verkünden, daß der Bischof alle Schritte der jungen Fürsten bezüglich ihres Vaters billige, schon, weil er hoffe, daß nunmehr Frieden bleiben werde mit Nürnberg. Zugleich ließ er den Kaplan zu sich entbieten zum Abendschmaus.

Hier waren nur die drei Männer zugegen, da Friedrich von Schwarzenberg bereits in Annaburg verweilte. Während des Speisens berührten die Gespräche Dinge, die auch die Diener hören konnten; an Stoff fehlte es nicht. Nachdem Johann aber die Aufhebung der Tafel vom Markgrafen erbeten, begab man sich in ein besonder Gemach zu weiterer Unterhaltung. Zu Anfang der großen Weltbewegung war man noch vorsichtig: Nur Gleichgesinnte durften Neues hören.

Von diesem Neuen wußt nun der Kaplan auch zu erzählen. Daß vor zwei Jahren der Rektor Dr. Pollich zu Wittenberg gestorben, beklagte man am kurfürstlichen Hofe, wie man allhier überhaupt der jungen, erst 13 Jahre alten Universität das regste Interesse schenke. Auch daß der Dr. Scheurl dort nicht mehr dociere, hatt Kurfürst Friedrich nicht gern gesehen.

Kam das Gespräch so auf die dortigen Gelehrten, so mußte auch der Augustiner, Martinus Luther, an die Reihe gelangen.

„Das ist ein sonderlicher Mann,“ sagte der Kaplan, „voll Feuereifer, Gelehrsamkeit und doch von großer Demut. Hat um die Weihnachtszeit gepredigt, davon der Ruf bis Annaburg gedrungen ist, wie nie zuvor. ‚Der Aristoteles‘, sagte er, ‚diene mit seiner Philosophie gar trefflich der Theologie, wenn er richtig verstanden und angewendet werde. Deshalb‘, sagt er an andern Stellen weiter, ‚wird das Wort Fleisch, damit das Fleisch Wort werde; deshalb wird die Kraft schwach, damit die Schwachheit stark werde. Er ziehet an unsere Gestalt, um uns anzuziehen. Deshalb wird die Weisheit thöricht, damit die Thorheit Weisheit werde, und so hat er das Unsere angenommen, um uns das Seine zu geben. Wir aber,‘ erläuterte er ferner, ‚würden zu Wort, weil wir dem Worte ähnlich und Genossen seiner göttlichen Natur würden, wie auch das Wort nicht in Fleisch verwandelt worden sei, sondern das Fleisch angenommen habe. Dafern wir aber das Wort annehmen durch den Glauben und damit vereinigt werden, so müßten wir uns selbst ganz verlassen und entleeren, nichts von unserem Sinn zurückbehalten, sondern ganz verleugnen.‘ Mich dünkt, so tief eingehend hat in der Predigt noch kein Priester gesprochen.“

„Dergleichen Gedanken,“ sagte Johann, „treffen mich nicht unvorbereitet, nur daß ich sie nicht so Zug um Zug gefaßt und ausgesprochen. — Ihr spracht von mehreren Predigten. Was hat der Doktor sonst noch gesagt, etwa vom Glauben und den Werken?“

„Soweit mir aus den Berichten in Annaburg noch erinnerlich," fuhr Neuber fort, „zeigt er zum andernmal, daß alle Auflehnung wider Gott aus der fleischlichen Weisheit komme, die sich Gott nicht unterwerfen wolle —"

„Das ist richtig," fiel Johann ein.

„Man vermesse sich wohl, fromm zu sein und Gott Gehorsam zu leisten, aber dies geschehe nicht nach der Schrift, nicht im Aufgeben des eignen Gutdünkens. Der ganze Streit, der sich entsponnen, drehe sich um die Mittel, aber nicht um den Zweck. Selig werden wollten wohl alle, aber wie — darüber sei man nicht einverstanden. Den Stolzen sei die göttliche Weisheit nur Thorheit, die Wahrheit Lüge; sie verfolgen und töten sogar, welche die Wahrheit zeugen; sie verwandeln sich in Geier und wollen hinwegreißen, wer der Wahrheit in Christo anhängt. — Von den Werken, dünkt mich, spricht der Augustiner in sondrer, doch, meines Erachtens, treffender Weise. ‚Nicht bloß die bösen, sondern auch die guten Werke,‘ sagt er, ‚könnten dem Menschen zur Sünde werden, sofern sie ein hoffärtiger Geist thue, ohne Furcht des Herrn. Es sei ein Irrtum, wenn man sich Werke erlesen wolle, die an und für sich schon Gott gefallen sollten. Beten, Fasten, Wachen und dergleichen, sei gut und gefalle Gott, wenn es in Gottesfurcht geschehe, gerad auch so wie das Werk eines Schusters, Schneiders, Bürgermeisters, Fürsten, oder sonst was.‘ — So, dünkt mich, ist nach des Augustiners Lehre die Gesinnung maßgebend für den Wert oder Unwert eines Werkes."

„Bei Gott!" rief Johann, „der Mann spricht mir

aus der Seele. Ganz ähnlich dacht ich, als ich vor 30 Jahren aus dem gelobten Land zurückekam, wo ich den Unfug kennen lernte, den man mit den Reliquien und ihrem Dienst getrieben und den als ein gut Werk hingestellt."

Der Markgraf hatte bisher still zugehört. Als aber von den Werken die Rede war und vom Reliquiendienst, begehrte er lebhaft, noch mehr zu hören und was Johann im Orient erfahren.

Bis in die tiefe Nacht versenkten sich die Gespräche und der Austausch der Gedanken. Es schien, als könnten die Drei nicht fertig werden und doch ergab sich bei Allen Harmonie.

Als Markgraf Georg am andren Tage schied, sagte er zu Johann:

„Ich nehme viel mit, wenn ich nach Schlesien reise. Dort, denk ich, wird manches auch noch reifen und zur That werden, was ich jetzt im Innern noch bewegen muß. Ich dank Euch herzlich, Schwarzenberg, daß Ihr mir klaren Wein eingeschänkt für Leib und Seele!"

Elfter Abschnitt

Wie im stillen Leben der innersten Gedanken gar manche Frage sich hervorthut, die ungelöst bleibt auf Zeit oder für immer, so tauchen auch in der äußeren Welt wiederholt Fragen auf, wie großen Schäden abgeholfen werden könne. Redlicher Männer, wie Johann, gab es genug, die ohne Eigennutz, man möchte sagen: wider eigenen materiellen Vorteil die gedrückte Lage der Niederen zu erleichtern suchten. Sie konnten nicht durchdringen, weil eine Besserung nur durch Opfer der Hab- und Herrschsucht anderer möglich war. Die wenigsten der geistlichen und weltlichen Herren aber zeigten sich bereit, die gährende Masse anders zur Ruhe zu bringen, als durch die gewaltsame Belastung eines schweren Deckels. Den abzuwerfen, hatten auch die Bauern von Steiermark, Kärnthen und Krain versucht mit allen Mitteln eines blutigen Rachekrieges. Sie unterlagen. Gährung und Druck dauerten fort, und die sociale Frage blieb ungelöst. Hier konnte die rohe Gewalt viel thun.

Anders aber gestaltet es sich, wenn das Wort, der

aufstrebende Geist durch einen schweren Deckel gedämpft werden soll. Der Geist läßt sich nicht dämpfen; so sagte sich Johann bei der Betrachtung seiner Zeit; er braucht bestimmte Frist zum Gähren und wenn die vorüber, tritt Klarheit und Wahrheit ein wie beim Wein, mag man noch so sehr versuchen, Gährung und Klärung mit Gewalt zu verhüten; diese unterliegt unbedingt.

Zwar kann auch Unrecht gähren und aufbegehren und ist mitunter nicht leicht zu unterscheiden, ob die errungenen Erfolge der ewigen Wahrheit entsprechen. Hier aber lehrt die Zeit, wes Geistes das treibende Element gewesen. War's nur ein verkanntes Blendwerk, so trübt sich die scheinbare Klarheit wieder; das Werk geht unter. War's aber Wahrheit, so bleibt es ewig bestehen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, hatte Johann, gespannt der Dinge, die da kommen sollten, dem Aufbegehren der Geister entgegen gesehen. Ein neues Wort aus Wittenberg war anno 1516 durch das Reich gegangen, mit Blitzesschnelle unter die klarheitsbegierige Menge verbreitet. Dem Freiherrn war bekannt, daß Dr. Scheurl zu Nürnberg im Briefwechsel mit dem kühnen Mönch und Lehrer von Wittenberg stand. Von ihm konnte er näheres erfahren.

Was ihm der Doktor in Nürnberg mitteilte, war ihm nichts Neues. Martinus Luther hatte wider die Einbildung der Heiligkeit gepredigt und des eigenen Verdienstes; ingleichen gegen Heiligenverehrung, als heidnisch; nur durch die Gerechtigkeit aus dem Glauben werde Gott geehrt. Als Johann dem gelehrten Kon-

sulenten auseinandergesetzt, daß er schon längere Zeit derselben Ansicht sei, erstaunte Dr. Scheurl, zumal der Freiherr ohne äußern Antrieb sie aus sich selbst geschöpft. Das Zwiegespräch versenkte sich denn auch in solche Fragen der Zeit und hielt die beiden Männer lange vereint. Inmitten ward es unterbrochen. Zwei Herren des Rates und Losunger suchten um Auskunft willen den Doktor auf; der gelehrte und weise Herr Hieronymus Ebner nebst Herrn Kaspar Nützel.

Beide waren gekommen, Scheurls Ansicht zu hören in Ablaßsachen, die eben sich in Nürnberg abspielten. Und weil Johann zugegen, so wendeten sie sich zugleich an ihn.

Ein Priester, Tripontinus mit Namen, war in Nürnberg angekommen, um zahlenden Christen Ablaß ihrer Sünden zu erteilen. Unter der Bevölkerung zeigten sich nur wenig Gläubige; die Mehrzahl begann, als sie vom Zwecke von Tripontinus' Kommen gehört, zu spotten, und zeigte sich zu Excessen geneigt. Weil aber zugleich die römische Vollmacht des Ablaßkrämers unanfechtbar war, so wußte der Rat nicht allsogleich, wie sich bei solchen Gegensätzen zu verhalten. Ganz lieb war es daher den beiden Abgesandten, den Haushofmeister des Bischofs Georg hier zu treffen; bei ihm konnten sie erhorchen, wie man in Bamberg darüber denkt.

Vorsichtig, soweit es des Bischofs Ansichten betraf, hatte Johann hierauf geantwortet: „Seine bischöfliche Gnaden halten dafür, daß durch Priesters Mund Gottes Vergebung der Sünden auszusprechen ist, sofern darum

mit bußfertiger Reue aufrichtig angehalten wird. Was meine Ansicht anlangt, die Ihr zu wissen begehret, so würde ich jeden, der es unternimmt, für Geld den Ablaß der Sünden zu verkünden, ausweisen lassen gleich einem Betrüger."

In ähnlicher Weise sprach sich auch Scheurl aus. Die Folge davon war, daß der Rat einen Mittelweg einschlug, der beide Teile befriedigen sollte, am meisten die Nürnberger. Tripontinus erhielt mit einem Geschenk von 10 Gulden Wegzehrung die Weisung, das Nürnberger Gebiet zu verlassen. Dieses Verhalten der Stadt, wie auch Johanns Ausspruch wider den Ablaß ward in den Nachbarstaaten bekannt und sprach sich allerorts herum. Das merkten sich des Freiherrn Feinde, und weil sie ihm äußerlich nicht beikommen konnten, sammelten sie dergleichen wider die Kirche streitende Vorkommnisse als Beweisstücke, um seiner Zeit einen Hauptschlag gegen ihn auszuführen. Hierzu war ihnen das unbedingte Vertrauen höchst unbequem, welches Bischof Georg III. von Bamberg seinem Haushofmeister schenkte. Der Rat, den Freiherrn beim Bischof unablässig verdächtig zu machen, ward durch Heinz von Gunzingen in geheimer Besprechung als unfruchtbar erklärt. Eher sagte ihm der Vorschlag eines Priesters zu, den Bischof selbst beim Papste und beim Kaiser zu verdächtigen, derartig, daß es heißen solle, Georg III. ginge auf alle verderblichen Anordnungen seines ketzerischen Ministers ein und untergrabe das Ansehen beider. Indessen wußte Gunzingen nur zu genau, daß der Kaiser dem Bischofe wie auch dem Freiherrn freundschaftlich zugethan war und jedem

Versuche einer Verkleinerung mit Schärfe begegnen würde. So beschloß man denn, zur Zeit noch zu warten und weitere Kriminalitäten zu sammeln, deren Menge dann entscheiden sollte.

„Das aber ist ein langwieriger Gang,“ sagte einer der Verschworenen, „und unterdeß verschafft sich Schwarzenberg einen immer größeren Anhang.“

„Bald kann sich dies ändern,“ setzte ein Vierter dem entgegen; „sowie der Bischof Georg von hinnen scheidet, soll es nicht schwer fallen, den Nachfolger auf unsere Seite zu bringen.“

„Das aber dauert viel zu lange,“ entgegnete jener; „der Bischof kann noch zwanzig, dreißig Jahre walten. Nein, nein! Es muß etwas geschehen.“

Da zwinkerte der Priester mit den Augen und sagte:

„Ei! seid Ihr denn in der Geschichte gar so unerfahren, nicht zu wissen, daß seit Schwarzenbergs kurzer Amtierung in Bamberg bereits vier Bischöfe mit einander abgewechselt haben?“

„Was soll das?“ frug jener.

„Nun — kann denn dem jetzigen nicht auch beschieden sein, daß er aus diesem Jammerthale bald selig abscheidet?“

Darauf erfolgte ein mehrfach Hm! und man begnügte sich vorläufig mit dem geplanten Warten und Weitersammeln. Doch ein Helfershelfer mußt dabei sein, der in Bamberg Bescheid wußte und Bericht erstatten sollte.

„Auch dazu weiß ich Rat," sagte der Priester. „In Schwarzenbergs Amtsstube sitzt ein der Schreiberei Beflissener, Hilbold Wenzel mit Namen. Der wird, wie ich kennen zu lernen mehrfach Gelegenheit gehabt, um Geldes willen thun, was ich, was wir ihm heißen. Es kommt nur darauf an, von Zeit zu Zeit ein Sümmlein blinkenden Goldes hierzu aufzubringen."

„Dafür werd ich sorgen," sagte Gunzingen;

„Ich auch," ein zweiter, dritter, fünfter.

So ward von einer Anzahl weltlicher und geistlicher Herren, die den Freiherrn haßten ob seiner scharfen Unterdrückung des Raubens, des Zutrinkens; ob seines Auftretens wider den Vorteil der Klerisei, wie auch aus persönlicher Feindschaft, ein trüb Gewölk über Johanns Haupte angesammelt, bestimmt, ihn durch einen Blitz dereinst niederzuschmettern. Der aber hatte hiervon keine Ahnung, auch keine Zeit, sich nach dem etwaigen Treiben seiner Feinde umzuschauen. Der nimmer Ruhende war zu sehr beschäftigt.

Einesteils schrieb er an einem Buche, das er „Memorial der Tugend" nannte, worin er des Längeren ausführte, daß es wie mit dem leiblich Kranken ebenso mit der Gebrechlichkeit der tugendlichen Menschen gehe. Jedem solle die Arznei gegeben werden, die für ihn paßt. Hiernach bedürfen die Einen Unterweisung, die Andren nur Erinnerung an das, was sie schon wissen. Die Einen wollen durch scharfe Gedichte zum Guten ermuntert werden, die Andren durch schlichte. Aber jedem ist not, daß er davon habe. Und nun

zählte er in wohlgereimten Versen eine große Zahl für alle Fälle des Lebens passende Tugenden auf und ließ für jede Einzelbetrachtung ein erklärlich Bildnis beifügen.

Zum andern mußte weiter verfolgt werden, was er früher bewirkt: die Angelegenheit der Abdankung des Markgrafen Friedrich zu Gunsten seiner Söhne. Es galt zunächst, die Stände der fränkischen Fürstentümer einhellig zum Einverständnis zu stimmen. Dem Einflusse Johanns und seiner Rede Überzeugungskraft fiel dies nicht schwer; dies war daher bald erledigt. Aber auch der Kaiser mußte Genehmigung erteilen. Darum verband sich Johann mit dem Grafen von Castell und andren Edlen aus den Ständen und trug dem Kaiser die Sache also vor, daß dieser gern die förmliche Belehnung an Casimir und Georg noch selben Jahres 1516 erfolgen ließ. Wohl war es auch ein Freundschaftsstück Johanns für beide Fürsten, doch mehr noch wirkte er für deren Sache, weil er wußte, daß sie die Aufgaben ihrer Zeit begriffen und daher viel Gutes von ihrer Regentschaft zu erwarten stand. Das sollte sich auch alsbald bestätigen. Die erste That der Fürsten war die sofortige Einführung der Bambergensis in allen ihren Landen. Dem folgte die Erfüllung des Verlangens der Stände: die öftere Abhaltung des Land- und Hofgerichts, Abstellung des Zutrinkens und Gotteslästerns u. a. m., woraus ersichtlich ist, daß der von Johann Jahr für Jahr ausgestreute gute Same wohl aufgegangen und gediehen war auch in anderen deutschen Gauen.

Von da an knüpften Casimir und Georg die Bande

der Freundschaft für Johann noch fester. Der Kaiser aber sandt diesem ein huldvoll Schreiben mit warmen Worten, verhieß auch, ihm im nächsten Jahre ein Exemplar von seinem großen Dichtwerk zu schicken, das Maximilian mit großem Fleiß verfaßt.

Bei solchen Anerkennungen von allen Seiten konnt in Johann der Gedanke, daß finstere Leute im Geheimen seinen Boden unterwühlten, nicht Raum gewinnen; er fand auch nicht Zeit dazu, solche Gedanken in sich entstehen zu lassen. Längst schon bemüht, das Gute und Treffliche, das in den Schriften der Alten sich befindet, kennen zu lernen durch Belehrung seiten Sprachkundiger, ward er des regen Wunsches voll, es auf gut Deutsch auch anderen, die, wie er, nur wenig Latein verstanden, bekannt zu geben zur Nachahmung und geistiger Benutzung. Da war vor allem des Marcus Tullius Cicero Schrift de officiis, d. i. „Von den Pflichten", deren Bearbeitung und Kundgebung ihm aus sonderer Neigung zur Tugend angelegen war.

Die vorgefundene Übersetzung jenes Werkes fesselte den Freiherrn ungemein, jedoch mißfiel ihm dessen Verdeutschung, die sich um der Wahrung der Worttreue willen gar oft als unverständlich und schwülstig erwies. Das wollte er durch eigene Arbeit verbessern.

Darum ersuchte er den Kaplan Neuber um eine neue Übersetzung. Zu Anfang des Jahres 1517 war diese vollendet. Weil sie aber Johann noch immer nicht befriedigen konnte, bat er den gelehrten Propst Melchior Pfinzing, den er beim Dr. Scheurl kennen gelernt, um

eine Revision. Ungern schlug Pfinzing die Arbeit ab; es ergab sich, daß dieser das Dichtwerk Maximilians nachzusehen, d. i. zu redigieren hatte und somit zu anderem nicht Zeit fand. Nunmehr wandt sich Johann an den Stiftsherrn Lorenz Behaim zu Bamberg. Der übernahm es wohl, doch im Geheimen unlustig und nur aus hohem Respekt vor dem gewaltigen Gebieter.

Unterdeß ließ sich Johann angelegen sein, mit Albrecht Dürer zu verhandeln um der Abbildungen willen, die dem geplanten Werke beigefügt werden sollten. Auch zu Pirkheimer ging er, sein Vorhaben mit ihm zu besprechen. Der aber war der Bewunderung voll von Johanns regem Geist und sagte im Laufe des Gespräches:

„Was wir an Übersetzungen besitzen, ist tot und verknöchert pedantisch, darum für weiteres Verständnis nicht zu gebrauchen. Wie Recht hat Euer Gnaden daher, wenn Ihr sagt: Es sei nicht von Worten zu Worten zu übersetzen, sondern von Sinn zu Sinn. Und das — deß bin ich so gewiß, als wie ich Pirkheimer heiße — wird Euer Gnaden meisterlich gelingen, also, daß der ciceronische Schwung der Gedanken mit der Klarheit Eurer Darstellung wetteifern wird. Ich mein', es müßt dem Behaim zu Bamberg eine Lust sein, die Neubersche Übersetzung zu revidieren."

Als Johann antworten wollte, trat Pirkheimers Diener ein und überbracht ein Schreiben.

„Aus Bamberg, seh ich, ist der Brief," sagte Johann, „und noch dazu mit bischöflichem Siegel. Laßt

mir zulieb Euch ja nicht stören und lest, vielleicht hat's Eile."

Trotz Pirkheimers Weigerung mußt dieser doch den Brief erbrechen und lesen. Bei den ersten Worten des Schreibens, das, wie damals unter Gelehrten üblich, in lateinischer Sprache abgefaßt war, konnt sich Pirkheimer eines Lächelns nicht erwehren, denn der Brief begann: Dictator noster vult, ut revideam suum Tullium etc. Als er aber weiter las, ward aus dem Lächeln Verlegenheit; der Behaim schrieb gar zu unmutig über die Aufbürdung jener Arbeit. Doch bald gewann heiterer Sinn die Oberhand, als er daran dachte, daß er soeben erst gesagt, es müsse dem Behaim eine Lust sein.

Der Brief ward auf die Seite gelegt und das Gespräch zu Pirkheimers freudigem Genuß fortgeführt, denn Johann zollte dem Werte gelehrter Studien hohe Anerkennung und erwies sich als ein Mann, welcher der Sache weit mehr auf den wahren Grund ging als ein Dutzend sonstiger Gelehrter.

Zurückgekehrt nach Bamberg, ahnte Johann im Laufe der Zeit aus Lorenz Behaims Wesen nicht, daß dieser nur mit Unlust doch an die Revision gegangen war. Vielleicht hatte Pirkheimer hierzu beigetragen, welcher dem Stiftsherrn geschrieben, er thue mit einer guten Revision nicht allein dem ‚dictator' einen Dienst, sondern der ganzen Menschheit. Er selbst müsse dem Minister Recht geben, daß die Verdeutschung klassischer Werke von großem Nutzen sei. Auch er werde dergleichen unternehmen und habe zunächst den Plutarch und Sallust im Auge. Von Neuigkeiten Nürnbergs fügte er noch hinzu: Der Schuster

Hans Sachs, der schon mehr denn ein Dutzend Poeme gemacht, sei Meister geworden und verspreche eine große Fruchtbarkeit des Pegasus.

Zur Minderung von Behaims Unlust mocht wohl auch beigetragen haben, daß Johann nicht drängte, sondern ihm Zeit ließ. Das mußte der Freiherr ohnehin thun. Die Staatsgeschäfte häuften sich immer mehr, und die Zustände im Reiche verlangten besondere Aufmerksamkeit, auch seine. Es waren wieder häßliche Wirren entstanden. Franz von Sickingen hatte mit Worms eine blutige Fehde begonnen, ehe Johann Zeit gefunden, ihm hiervon abzuraten; er sah ein schlechtes Ende voraus. Auch war bekannt geworden, daß sich die Bauern vieler Länder am Kniebisberge im Schwarzwalde vereinigt hatten zu gemeinsamen Bunde. Die Einmütigkeit, mit der dies geschehen, ließ den Freiherrn schließen, daß in nicht zu ferner Zeit auch ein einmütiger, allgemeiner Aufruhr entstehen werde. Diese Voraussicht aber bestimmte ihn, die Fürsten und Herren zu warnen; im Bistum wie auf seinen eigenen Gütern Acht zu geben und soviel als möglich etwelchem Grunde zur Unzufriedenheit vorzubeugen.

Inmitten dieser Vielbeschäftigung ward er durch eine Sendung des Kaisers Maximilian überrascht und unterbrochen. Sie bestand aus dem schon früher verheißenen Exemplare des kaiserlichen Dichtwerks, das nun den Titel führte:

„Die Gefahren und Geschichten des löblichen, streitbaren und hochberühmten Helden und Ritters Teuerdank,“

und mit vielen Bildnissen von Schülern Dürers versehen war. Dazu ein kurz Brieflein, woraus man fast entnehmen konnt, daß der Kaiser die Ansicht Johanns zu erfahren wünsche.

Voll Begehr nahm Johann das Werk zur Hand und ließ sich durch nichts unterbrechen, bis er es bis zu Ende gelesen.

„Teuerdank“ hatte der Verfasser seinen Helden genannt, als einen, der an Teures, Herrliches denkt, d. i. an Abenteuer. Dieser wirbt nach der Dichtung um die schöne Ehrenreich, einzige Tochter des gewaltigen Königs Ruhmreich. Ihre Hand erlangt er wohl, aber erst nach vielen Heldenthaten und Abenteuern, die er mit drei starken Feinden: Fürwittig, Unfalo und Neidelhart zu bestehen hat. Er wird deren Herr und läßt sie enthaupten. Noch ein Hindernis tritt dem endlichen Besitze der Königstochter entgegen, da von ihm verlangt wird, er soll deren Heer wider die Ungläubigen führen. Hierbei hilft dem Helden ein Engel durch Wort und That. Nach Beendigung des Feldzuges erfolgt zwar die Trauung, doch muß Teuerdank alsbald wieder in den Krieg.

Alles das, was hier nur als Grundzug wiedergegeben, war in langen Reimen dargestellt. Bald merkte Johann, daß der Kaiser unter Teuerdank sich selbst gemeint mit seiner Brautwerbung um Maria von Burgund, sein zweites Gemahl. Auch war nicht abzustreiten, daß viele der ritterlichen Thaten vom Kaiser selbst bestanden worden. Nur gab es in dem Dichtwerke allzuviel Sinnbilderei, also, daß der Verlauf der Handlungen mit großem Schwulst geschildert ward.

So sehr auch Johann sich durch die Sendung geehrt fühlte, so sehr er ferner bemüht war, einen sonderen Wert herauszulesen, so wollt ihm dies doch nicht so recht gelingen. „Was hat nun die Welt davon," sprach in ihm eine Stimme, „wenn sie das Buch gelesen. Sie erfährt wohl viel spannende Handlung und Abenteuer und daß der Held die Umworbene noch heimgeführt; doch damit ist es aus, und kaum wird jemand, dem's um die Förderung seiner selbst zu thun ist, das Buch jemals wieder in die Hand nehmen, um darin zu lesen." In solcher Stimmung aber konnte er unmöglich ein Dankschreiben an den Kaiser abfassen, denn darin zu sagen: „Es hätte ihm gefallen," das wäre Lüge gewesen und die haßte er. Auch konnt es sein, daß sein Urteil einseitig, vielleicht nicht ganz gerecht war. Darum er sich bemühte, zuvor die Urteile anderer einzuholen. Fürstbischof Georg sagte:

„Es liest sich; doch hätt ich gern gehabt, wenn von dauerhafteren Gütern darin die Rede wär."

Pirkheimer hatte ein wenig die Achseln gezuckt und gesagt, er könne sich nur äußerst geehrt fühlen, daß Seine Majestät ihn mit einem Exemplare seines Teuerdank bedacht. Da wußte Johann alles.

Albrecht Dürer, der von dem Exemplare Pirkheimers Einsicht genommen, sagte:

„Würd gern gesehen haben, wenn er den Engel Gottes wichtigeres hätt wirken lassen."

Kaplan Hans Neuber: „Mir fehlt die Lehre" —

So ging's ähnlich weiter, und Johann merkte eine Stimme in sich, die ihm zurief: „Da sind doch deine Werke, die du geschrieben, von ungleich höherem Werte."

Und diese Stimme sprach so wunderlieblich, daß er ganz gern darauf hörte, wenn sie von neuem wieder ertönte. Im Bewußtsein seiner höheren Leistung setzte er sich nieder, um das Dankschreiben, zwar recensierend, doch mit großer Vorsicht abzufassen, auf daß er nicht verletze. „Mit großer Vorsicht?“ hörte er weiter in sich reden. „Warum mit großer Vorsicht? Weil der Verfasser dein oberster Herr und Kaiser ist? Würdest du mit einem niedrig stehenden Poeten in gleicher Weise schonend verfahren sein? Warum die Wahrheit verstümmeln, wenn sie einen Mächtigen trifft?“

Johann ward vor sich selbst betroffen und der Gedanken nicht los. Er merkte dunkel, daß in ihm etwas nicht ganz in Ordnung sei und — verschob die Antwort, in der Hoffnung, es werde ihm wohl noch ein Ausweg kommen. Der kam zwar nicht, doch etwas anderes, das ihn auf Zeit ganz ablenkte, um ihn später dafür um so nachdrücklicher wieder daran zu erinnern.

Der Ritter Ulrich von Hutten hatte den Norden bereist und Bamberg besucht, nicht bloß zufolge eines alten Versprechens, das er dem ihm befreundeten Schwarzenberg gegeben. Er bracht auch eine große neue Zeitung mit, darüber Herr Ulrich und Johann nach freudiger Begrüßung und Beherbergung lange sprachen.

Draußen ließen die ersten Tage des November den Menschen ihre Rauheit fühlen. Doch in Johanns Gemach war's warm; noch wärmer ward's in seinem Innern, denn das Gespräch betraf einen Gegenstand, den er längst in sich geboren fühlte und jetzt von andrer Seite entstehen sah: Seinen religiösen Glauben und seine Stellung

zur römisch-katholischen Kirche. Ulrich von Hutten aber berichtete ihm:

„Vor wenig Tagen erst, am 31. Oktober, ist der Wittenberger Lehrer, Doktor Luther, an die Schloßkirche gangen und hat dort eine Schrift angeschlagen, die groß Aufsehen erregte. An 95 Sätze hat er darin aufgestellt, von denen ich nur einige noch im Gedächtnis behalten. Die aber lauten: „Wenn Christus verlangt, daß wir Buße thun sollen, so ist das zu verstehen, daß das ganze Leben der Christen Buße sein soll —“

„Buße und beständiger Kampf wider das Böse,“ schaltete Johann ein.

„Danach auch:“ fuhr Hutten fort, „der Papst kann keine Schuld vergeben, als nur, insofern er bestätigt, was von Gott vergeben sei.“ — „Kirchliche Bußgesetze können die Verstorbenen nicht treffen.“ — Nun kommt, was mancher andere schon betont, was auch Ihr vor Jahren mir gesagt: „Die Ablaßprediger irren, wenn sie sagen, daß die Menschen durch den Ablaß des Papstes von aller Strafe befreit und selig werden.“ Paßt auf! das wird am meisten ärgern, weil's den Geldsack dünner macht. „Jeder Christ,“ sagt er weiter, „der wahre Reue empfindet, erhält vollkommenen Ablaß der Strafe und Schuld auch ohne Ablaßbrief.“ Der Satz hat auch allsogleich gewirkt; dem Tezel macht er ungeheuren Abbruch; zumal es weiter heißt: „Jeder wahre Christ, der lebende wie der verstorbene, nimmt aus Gottes Gnade Teil an allen Gütern Christi und der Kirche auch ohne Ablaßbrief —“

„Hat er denn nichts von dieser Zeit Leiden gesagt,“ frug Johann, „und daß wir dessen wohl beachten mögen?“

„Auch davon schreibt er, wenn auch mehr zuletzt: „Man müsse die Christen ermahnen, daß sie mehr durch Trübsale als durch Friedensversicherungen in den Himmel eingehen werden.“ — Zuvor jedoch: „Den Christen solle gelehrt werden, daß, wer den Armen giebt oder den Dürftigen leihet, besser thut, als wenn er Ablaß löset; denn durch das Werk der Liebe wächst die Liebe und der Mensch wird frömmer; durch den Ablaß aber wird er darum nicht besser, sondern nur von Strafe befreit —“

„Wie aber steht es mit den Satzungen der Kirche und mit dem Evangelium?“ sagte Johann; „ich meine, dessen durfte er doch nicht vergessen.“

„Wie ich Euch gesagt, bin ich nicht aller Sätze inne; doch erinnere ich mich, gehört zu haben, daß es am Schlusse heißt: „Der wahre Schatz der Kirche ist das Evangelium, das Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.“

Nach dem Berichte Huttens schwieg Johann eine Zeit lang still. Darüber verwundert, frug ersterer:

„Was saget Ihr nun zu solch neuer Lehre Luthers?“

„Verkennt mich nicht,“ erwiderte Johann, „wenn ich nicht allsogleich in dessen Lob ausgebrochen. Versteht mich recht! Wir streiten wider Menschenlehre und für Gottes Wort. So Ihr nun von einer neuen Lehre Luthers sprecht, würd ich mir untreu werden, wollt ich sagen: ihr folge ich. Was Luther lehrt oder sonst ein Mensch, ist mir einerlei. Mich gehet nur die Gründung in Gottes Wort an, nach dessen Erkenntnis ich trachte. Wie ich vielfach und auch heut durch Euch erfahren habe, gründet sich das, was Luther sagt, auf Gottes Wort. Nicht also, weil es Luther sagt, pflicht ich ihm bei,

sondern weil das Gesagte dem Evangelium durchaus entspricht. Für mich hat der gelehrte Augustiner nichts Neues gebracht; mit alledem war ich schon lang bekannt. Doch daß er unerschrocken und voll Mut offen dafür eintritt, das macht es, daß er ganz mein Mann ist."

„Was Ihr da sagt," entgegnete Hutten, „ist Wort für Wort auch meine Überzeugung. Doch kann ich ein Erstaunen nicht verhehlen: Ich glaub, Ihr seid zu einer lebendigen Bibel geworden."

„Das walte Gott!", sagte Johann; „wenn dem also wär', ich würd's zufrieden sein. Doch fehlt mir daran noch viel, sehr viel, lieber Hutten. Was heißt: lebendige Bibel sein! — Erkenntnis haben? Das haben auch die Teufel. Aber danach thun und denken — das erst macht den Christen aus! und hierin stehe ich noch tief trotz aller Erkenntnis."

„Mild seid Ihr gegen andere," fiel Hutten ein; „streng aber, seh ich, gegen Euch selbst. Doch hört ein gut gemeint Wort. Verfallet nicht in Grübeleien und nehmt's nicht allzugenau bei jedem Schritt und Tritt, den Ihr thut; denn die Gefahr liegt hierbei allzunahe, daß Leute, die dergleichen thun, leicht zu Asketen werden oder Einsiedlern."

Von dieser Ansicht aber war Johann so weit entfernt, daß er in heiterer Stimmung ausrief:

„Nein Hutten! habt nicht Bange; das wird nicht geschehen. Ich hätte zum Asketen auch gar keine Zeit. Für das Evangelium streiten, soll meine Lebensaufgabe sein, offen und ohne Menschenfurcht streiten."

„Und hierzu trete ich mit Schwert und Feder bei!"

rief Ulrich bestimmt. „Für die Sache, aber auch für die Person, die solche Sache führt.“

Als Hutten nun weiter frug, er sei wohl viel beschäftigt mit allerhand Arbeit, kam das Gespräch auch auf Johanns Plan, die Verdeutschung von Cicero's Pflichtenlehre klar und verständlich zu bearbeiten. Das aber war Wasser auf Huttens Mühle. Wie Erasmus, Reuchlin u. a. m. die Sprachkunde förderten und hierdurch zugleich der Bibel Verständnis, also gehörte auch der ebenso ritterliche als gelehrte Hutten zu denen, welche das Latein gewandt handhabten und in den Dienst der deutschen Sprache stellten. Darum es denn nicht zu verwundern war, wenn das Gespräch lebhaft ward und der Geist sprudelte gleich einem frischen klaren Quell. Und als Hutten ausrief: „Wie habt Ihr recht, Schwarzenberg! wenn Ihr sagt, es werde so oft nur von Wort zu Wort übersetzt und nicht von Sinn zu Sinn, darum Ihr denn darangehen wollt, dem letzteren gerecht zu werden. Gern steh ich Euch zu Dienst, wenn Ihr eines Revisors bedürfet,“ — da fühlte sich Johann und den Wert seiner Arbeiten. Das aber trat noch viel mehr zu Tage, als man auf des Kaisers „Teuerdank“ zu sprechen kam. Wohl erkannte Ulrich an, daß es nichts Kleines sei, inmitten mancher Kämpfe und vieler Herrschersorgen ein romantisch Ritterstück zu dichten, doch setzte er hinzu:

„Mag ich nicht, daß man jedes meiner Worte auf die Goldwage lege, so will und kann ich's auch hier mit des Kaisers Werk nicht thun. Das Eine aber will mir nicht gefallen, daß der hohe Verfasser sich verherrlichen will, daß er seine Ehre sucht und nicht die Gottes.

Wer sich also überhebt, gehet auf schlüpfriger Bahn dahin." —

Dies sprach er mit besonderer Betonung, also, daß es in Johann noch lange forttönte, selbst dann noch, als er sich zur Ruh begeben und vor dem prüfenden Geiste sich selbst Rechenschaft ablegte, was er an diesem Tage gedacht und gethan.

Das war das „etwas anderes", was da kam, ihn nachdrücklich daran zu erinnern, daß in ihm etwas nicht ganz in Ordnung sei. Hatte er in seinem stillen Urteile über das Werk des Kaisers sich nicht über diesen hoch erhoben? War dies, das ist: das Suchen eigener Ehre, nicht sein allererster Gedanke gleich nach dem Durchlesen, statt ruhig bei der Sache zu verweilen? Was in aller Welt hatte der selbstische Gedanke, daß seine Werke doch viel höheren Wert besäßen als das des Kaisers, mit dessen Prüfung zu thun?

Da geißelte Johann sein eigenes Ich unerbittlich streng und duldete kein noch so kleines Hinterthürlein. Da ward's ihm klar, daß auch er nur seine Ehre gesucht, daß die Demut hatte der Ehrsucht weichen müssen. Und nun er schonungslos mit sich verfahren, bat er um so dringlicher: „Und vergieb uns unsre Schuld". Dann aber hörte auch der heftige Kampf im Innern auf, und ein gesunder Schlaf wandte die Gedanken, also, daß er von Träumen nichts verspürte.

Zwölfter Abschnitt

Aller Orten hatten die 95 Theses und sonstige Schriften Luthers die Geister in Bewegung gebracht und Veranlassung gegeben zu lebhaften Verhandlungen, meist für, seltener wider; so auch in Bamberg und Nürnberg; dort am fürstbischöflichen Hofe, hier im Kreise der zahlreichen Gelehrten und ihrer Freunde, die wir zu Anfang des Jahres 1518 in Pirkheimers Hause versammelt finden.

Hier wurden zugleich zwei neuerschienene Schriften des Hauswirtes besprochen, betreffend eine „Apologie Reuchlins", sowie „Moralische Sprüche". Doch verweilten die Anwesenden in der Hauptsache bei den kirchlich-religiösen Fragen. Bei der Verschiedenheit der Geister mußten denn auch verschiedene Ansichten entstehen, die nur in einem Punkte sich vereinigten: im Patriotismus.

Lazarus Spengler, Albrecht Dürer, Dr. Scheurl, die aus altem Geschlecht stammenden Führer und Tucher, stimmten bedingungslos den neuen Ideen, wie man es nannte, bei. Zwar auch im Einverständnis, doch mit etwas Zurückhaltung, sprachen Pirkheimer, Hieronymus

Holzschuher und Ebner, während Pirkheimers Freund, Kilian Leib, der gestrenge Prior zu Rebdorf, sich als einziger erwies, der gegen die neue Zeitströmung war. Doch sprach er maßvoll, also, daß es zu keinem Konflikte kam.

Zwar schien es anfänglich, als spitzten sich die Gegensätze immer schärfer zu mit dem Feldgeschrei: Hie Rom! Hie Luther! Und es war, als sollt es nur bei diesem Entweder-Oder bleiben. Weil aber nicht allein die kirchlich religiöse Seite zur Sprache kam, sondern andere die Sache auch vom politischen und humanistischen Standpunkt aus betrachteten, so nahmen die Gespräche so viele Farben an, daß diese unter den lebhaften geistigen Schwingungen in das Weiß des Friedens übergingen. Auch sagte Pirkheimer, als Prior Leib ihm seine allzugroße Vorliebe für Humaniora auf Kosten des Christentumes vorgeworfen:

„Verkennet mich nicht. Meine Meinung ist nicht die, als ob ohne die heidnische Litteratur die Lehre Christi mangelhaft wäre. Das sei ferne! Denn die göttliche Weisheit bedarf keiner menschlichen Erfindungen. Deshalb weiß ich sehr gut, daß auch ohne Plato und Aristoteles der Weg zur höchsten Stufe der Theologie offen steht."

Das besänftigte den Prior.

Und als man hierbei auch auf das Reich zu sprechen kam, und Pirkheimer mit Schmerz der Schäden ihrer Zeit gedachte, doch mit warmem, für's teuere deutsche Vaterland schlagendem Herzen, da ergab sich, daß sie alle, alle einig waren. Den tiefen Ernst des langen

Gespräches aber wandelte Pirkheimer mit sprudelndem Humor schließlich in heitere Stimmung, als er Wein in Fülle herbeibringen ließ und mahnte, die verehrten Gäste möchten auch darin alle einig sein, daß sie den Wein für gut und recht genießbar fänden. Das geschah mit demselben Grade von Eifer, den man zuvor dem Ernste zugewandt. Auch einen Trinkspruch gab's, der Zukunft geltend, denn am achten Tage des Februar gedachte Pirkheimer das Fest der Vermählung seiner Tochter Barbara mit Herrn Johannes Straub zu feiern. —

Weit ruhiger als hier verliefen die Gespräche zwischen Johann von Schwarzenberg und dem Fürstbischof Georg zu Bamberg. Auch hierbei ward der neuesten Schriften Pirkheimers gedacht.

„Mich dünkt," sagte Bischof Georg, „des ehrenwerten Pirkheimers „Moralische Sprüche" fußen nicht rein auf christlicher Moral. Ich finde darin nur eine komplizierte Verschmelzung verschiedener Anschauungen, einesteils in christlicher Askese gipfelnd, zum andern Mal in heidnischer Philosophie. Wenn er auch sonst noch vom Theologen verlangt, er solle sich durch Klugheit, Bildung und praktische Erfahrung auszeichnen, so habe ich ja durchaus nichts dawider. Eines aber hätt er doch voranstellen sollen: Die Frömmigkeit — und davon schweigt er gänzlich. Das aber widerspricht nicht bloß der Kirche, auch der Religion."

„Mir ist es wunderbar," versetzte Johann, „daß diesem aufgeklärten Kopfe sonst kein Widerspruch gegen die Kirche entschlüpft. Gegen den Ablaß ist er sogar gleichgiltig."

„Bei aller hohen Schätzung von Pirkheimers edlen Geistesgaben," sagte der Bischof darauf, „will mir das Eine nicht gefallen, daß er, wo er nur kann, um eigentliche religiöse Fragen herumgeht wie die Katz um den heißen Brei. Ich halte ihn für nicht durchdrungen von tiefer Religiosität. Wie ich vermute, macht das sein allzugroßes Anhangen an den Anschauungen Reuchlins, den er apologisiert."

„Und doch," wandt Johann ein, „findet dieser an Doktor Martinus Luther einen Verteidiger."

„Was sagt der!" frug der Bischof hastig.

„Soweit von Hutten ich erfahren," berichtete Johann, „und anderen, schätzt Luther den Gelehrten hoch und sagt, in seinen Schriften sei nichts Gefährliches. Er wundere sich nur, daß man so wenig auf Reuchlins Verwahrung achte, wonach er sage, daß er nicht Glaubensartikel aufstellen, sondern nur seine Meinung äußern wolle. Seine Ketzerrichter würden am Ende wohl noch anfangen, Mücken zu seigen und Kamele zu verschlucken, denn es gäbe in den Gassen Jerusalems ganz andere Lästerungen und Götzengräuel abzuthun, als daß man sich mit solchen äußeren und fremden Dingen befassen dürfe."

Dem Bischof entschlüpfte, als er dies hörte, ein nachdenklich Hm! Darauf frug er bedächtig:

„Und so sagt der Wittenberger Doktor?"

„So sagt er und schreibt er, Euer Gnaden."

„Hab bisher immer geglaubt, der Augustiner sei ein zwar wohlmeinender, doch einseitiger Mönch. Wenn dagegen sein Geist vermag, auf andere weite Gebiete

zu schweifen und deren inne zu werden, so freu ich mich deß und ändere mein Urteil."

„Ganz anders," fuhr Johann fort, „lautet Luthers Urteil über Erasmus von Rotterdam. Zwar ist's ihm recht, daß Erasmus Mönche und Priester auf nachdrückliche und gelehrte Weise widerlegt und sie von ihrer Unwissenheit überführt —"

„Dies ist leider wahr!" unterbrach der Bischof;

„— doch fürchtet er, die Lehre von Christo und seiner Gnade werde dabei nicht gefördert, denn davon verstehe Erasmus nichts; dem stehe das Menschliche über dem Göttlichen. Nicht jeder aber — sagt Luther weiter —, der Griechisch oder Hebräisch verstehe, sei deshalb schon ein erfahrener Christ."

„Ganz recht, ganz recht!" fiel der Bischof ein. „Nun aber: wie stehet Pirkheimer zu Erasmo?"

„Wohl hat der Nürnberger mit diesem geistigen Verkehr," sagte Johann, „wie's anders nicht zu erwarten steht. Aus allem aber, worin ich Pirkheimer kenne, hat dieser mehr Herz und warm Gefühl und wird mit Erasmus wohl nur da zusammen kommen, wo's sich um eine Wissenschaft handelt."

„Das sollt mir lieb sein," rief Georg, „sehr lieb. Ich schätze und achte den Nürnberger Gelehrten und hätt nicht gern, wenn etwas Entfremdendes sich zwischen uns schöbe. — Kommt Ihr demnächst einmal mit ihm zusammen?"

„Wenn anders ich allhier entbehrt werden kann, gedenke ich um die Fastnachtszeit gen Nürnberg zu reiten, um dort mit Albrecht Dürer zu sprechen."

„Dann, viellieber Schwarzenberg, entbietet dem Pirkheimer meinen Gruß und saget ihm, ich dächte günstiger über Reuchlin, denn über Erasmus. — Er wird mich wohl verstehen —," fügte er lächelnd hinzu. — „Wie aber steht es mit Eurem Cicero?"

„Hab bisher nicht viel Zeit gefunden," entgegnete Johann. „Erst Hutten hat mir eine Revision der Neuberschen Uebersetzung geliefert, aus der sich etwas machen läßt zur Umarbeitung für deutsches Verständnis, das eine andere Sprache haben will."

„Weiß wohl!" sagte der Bischof; „doch was soll Dürer?"

„Der soll mir Bildnisse zu meinem Texte machen, auf daß dieser noch verständlicher werde. Das aber erfordert manch eine Vorbesprechung."

„So grüßt auch ihn von mir. Er hat mich hocherfreut mit Eurem Konterfei, das er von Euch vor Jahren hier gemacht."

Dem folgte noch Erledigung etlicher Regierungsgeschäfte, darauf der Bischof seinen Minister mit gütigem Wohlwollen entließ.

Johann aber kehrte gehoben in seine Wohnung zurück und stillen Dankes voll, daß er konnt wiederum so schönen Einblick thun in die Seele seines Herrn, dem er so gern bis an des Lebens Ende gedient hätte. Was alles ging nicht in dem Kopfe des treuen Dieners herum! und das zu gleicher Zeit. Die Geschäfte des Schatzamtes, der Gerichtsbarkeit und Verwaltung, das Heerwesen, schiedsrichterliche Urteile für Hoch und Niedrig, welche in sonderen Streitigkeiten seine weise und gerechte

Entscheidung erbaten; dabei so manche kirchlich-religiöse Fragen und Reichsangelegenheiten; das freie Studium der alten Schriftsteller, der Trieb zur Dichtkunst; das Wohl und die Fürsorge für seine Kinder — und nun sein Cicero.

Da war's denn auch nicht zu verwundern, wenn Johann, nicht fähig, nur eine Stunde müßig zu bleiben, die Wahl der Zeit nicht sonderlich überlegte, in der er zu Albrecht Dürer reisen wollte. Das aber war die Fastnachtszeit, die Zeit des Karnevals oder des Schembarts. Dies fiel ihm erst ein, als er durch das Neuthor am rechten Ufer des Pegnitzflusses in die freie Reichsstadt einritt. Hier fand er ein buntbewegtes Leben, wie's nur zum Schembart oder Schönpart sich ereignete.

Schon am Weinmarkte mußt Johann mit seinen Dienern still halten. Die dichtgedrängte Menge war nicht zu durchbrechen; die schaute johlend auf den großen Zug, der sich vor Johanns Augen abwickelte, als es schon dämmerte.

Voraus sprangen Vermummte in Narrentracht und machten mit dem Schlage ihrer Pritschen dem Zuge Platz. Darob entstand ein buntes Durcheinander, ein Lachen, Schimpfen und Gejohle, daß es laut wiederhallte. In Jubel aber ging das über, als darauf zwei Männer folgten. Die trugen Säcke mit Nüssen und warfen die begehrte Frucht den Jungen zu, also, daß bald ein lustig Balgen und Haschen daraus entstand. Doch auch die zum Fenster herausschauten, sollten bedacht werden: Ein Reiter folgte, vor sich einen Korb mit Eiern; die warf er nach den herausschauenden Jungfern und Frauen.

Wohl gab's da hin und wieder ein erschrocken Kreischen; doch konnten sie sich's ruhig gefallen lassen, denn die Eier waren des Weißes und Dotters beraubt und dafür mit Rosenwasser gefüllt. Bald kam ein ander Bild. Fanfarenstöße kündeten die eigentlichen Schembartsleute an; ein langer Zug von lustigen Männern. Da sah man kostbare Gewandung und reiche Kleidung, wie sie kaum im Oriente zu finden, die Menge. Dazwischen wilde, schreckliche Männer, auch Indianer und verwegene Kerls mit Wolfsköpfen, die sich nicht irre machen ließen, wenngleich manch einer der Zuschauer dareinrief, darunter stecketen Schafsköpfe. Den Schluß bildete die Hölle. Das waren, grausig anzusehen, schwarze und rote Teufel; die trugen allerhand Feuerwerk bei sich und gebärdeten sich zum Schrecken aller, die auf der Seelen Seligkeit gar große Stücke hielten, doch also, daß ihnen nicht völlig gewiß war, ob sie die erreichen würden.

Vor dem Rathause endlich, nachdem der Zug sich durch die Hauptgassen bewegt, hielt er still, und ward das teufelische Feuerwerk mit Musik und Johlen der Menge abgebrannt.

Auch nach dem Freiherrn wurden Nüsse und Eier geworfen. Er lachte; mußt er doch so wie so zum bösen Spiele gute Miene machen. Im Ganzen aber war's ihm widerlich. Und weil bei solchem Trubel doch nicht mehr an eine stille Abendstunde zu denken war, mit Dürer zu beraten, ritt er zu einer ansehnlichen Herberge für edle Herren und blieb allhier zur Nacht. —

Am nächsten Morgen fand er Dürer wohlgemut in seiner Behausung vor. Die Verhandlung wegen An-

fertigung von Bildern nahm längere Zeit in Anspruch. Johann war der Ansicht, eine ungefähre Beschreibung der mit Abbildungen zu versehenden Stellen könne zu deren Herstellung genügen. Wie klar er auch den Inhalt solcher Stellen dem Künstler vortrug, nach denen dieser sich vorläufig Notizen machte, so ergab sich doch mit der Zeit, daß Dürer vorzog, den ganzen Text in den Händen zu haben, weil erst nach völliger Vertiefung in denselben und in das ganze Werk etwas Ganzes zu schaffen sei; etwas, das dem Inhalte würdig sein sollte. Es dürfe keine tote Zeichnung werden, sondern der Geist soll aus ihr sprechen. Dies leuchtete dem Freiherrn ein, der sich zufrieden gab, zumal Dürer versicherte, die heute aufgewandte Zeit sei keine verlorene.

„Was habt Ihr hier hinter dem Vorhang?“ frug Johann nach Schluß der Beratungen.

„Ein neues Bild, Euer Gnaden!“ entgegnete der Künstler. „Es stellt Lucretia dar, die ebenso tugendhafte als schöne Gemahlin des Lucius Tarquinius Collatinus.“

„Wie aber seid Ihr auf diesen Gedanken gekommen?“ frug der Freiherr weiter, während Dürer den Vorhang entfernte.

„Herr Pirkheimer hat mir viel Angenehmes von ihr erzählt, also, daß ich —“

Ein bewunderndes Ah! Johanns unterbrach ihn.

„Schön! — schön!“ — sagte der Freiherr, in die Züge der edlen römischen Frau versunken — — — „doch — wenn ich nicht irre — — wahrhaftig! Ich lasse mir's nicht nehmen, Dürer! Das sind dieselben Züge, als sie das Antlitz Eurer Ehefrau hat.“

Dürer lächelte behaglich.

„Hat sie das Bildnis schon gesehen?“ frug Johann.

„Nein!“ sagte Dürer. „Ich will sie überraschen. Es hat damit ganz eigene Bewandtnis. Denkt Euch: Als Agnes dereinst erfuhr, welch hohen Preis die neuen Farben haben, die ich mir aus den Niederlanden kommen lassen, war sie entsetzt. Bald darauf vermißte ich die Farben. Ich suchte alles aus, kam aber unschwer dahinter, daß Agnes sie mir weggenommen. Sie gab's auch gleich zu und hielt mir eine Strafpredigt, daß ich so teure Farben nähme, die billigen verrichteten es auch —.“

Das war dem Freiherrn doch zu spaßig; er lachte laut auf, und Dürer machte mit.

„Nun? — und?“ frug jener weiter.

„Nun hatt ich mich hinter Herrn Pirkheimer gesteckt; der war auf mein Weib wütend und verlangte, ich solle sie doch als Megäre malen. Ich nahm sein gern dargeliehenes Geld und kaufte neue Farben, von den teuren, und — malte die Lucretia, doch also, daß mein Weib nichts davon gesehen. Nun, Euer Gnaden, bin ich begierig, die Gesichter zu sehen, beider, meiner Ehefrau und Pirkheimers, wenn sie das Bild erschauen.“

Ein kleiner Schelm spielte dabei um Dürers schönen Mund; es schien, als hätt er sich einen Spaß davon versprochen. Trotzdem das schöne Gemälde den Beschauer mehr zu bewunderndem Ernste stimmte, konnt sich Johann doch nicht entschlagen, dem muntren Anhängsel heiter beizupflichten, und weil auch er gar gern gesehen hätt, welcher Art die Gesichtszüge der Frau Agnes sich beim

Anblicke des Bildes verändern würden, so rief Dürer sein Weib herbei.

Als Agnes vor Lucretia stand, war sie erst ernst; sie mocht allmählich so viel von der Malerei erlernt haben, daß sie auf dem Gemälde entdeckte, daß Albrecht teure Farben verwendet. Je länger sie aber zusah, desto mehr klärte sich ihr Antlitz auf zu freudigem Ausdruck; sie hatte sich selbst erkannt. Und als Albrecht seinen Arm um ihre Schultern legte und ihr sagte:

„Da ich mein hübsches Ehgemahl wollt malen, mußt ich auch die besten Farben dazu nehmen“ —

da ward sie purpurrot und versteckte ihr Angesicht an ihres Mannes Brust, um darauf lächelnd wieder aufzusehen. So aber ward sie viel schöner noch, als in den Zügen des Gesichts geschrieben stand, denn in dem Blicke, den sie that, lag Seele und auf der darauf folgenden Stunde ein mildes Licht glücklicher Zufriedenheit der Gatten.

„Wie lang dies widerhalten wird,“ sagte sich Johann, „das weiß kein Mensch.“ Doch innerlich erquickt schied er freundlich, erfreut, zu sehen, daß Agnes denn doch nicht so schlimm war, als Pirkheimer immerdar von ihr sprach.

Und dieser? — Erst in späterer Zeit erfuhr Johann, wie dessen Gesicht sich gewandelt. Anfänglich hatte er verklärt aufs Bild geschaut, nur immer die edle Lucretia bewundernd und voll Beifall rühmend. Als aber Dürer auf die Aehnlichkeit mit Agnes angespielt, runzelte sich des Gelehrten Stirn zu finsteren Falten, und aus war's mit dem klassischen Gedanken.

Johann aber, der unwillkürlich der Gespräche mit Dürer gedachte, als dieser ihn gezeichnet, ward deß inne an Dürer und Pirkheimer, wie verschieden doch die Wirkung des Evangeliums an ersterem von derjenigen der klassischen Bildung an dem Gelehrten sei. Die Wahl, was vorzuziehen, ward ihm nicht schwer, und seine Ergebung für die heilige Schrift wurzelte nur noch tiefer.

Christliche Milde wirkt unglaublich mehr als ein Donnerwetter, wenngleich nicht abzustreiten ist, daß dieses in manchen Fällen mehr am Platze sein mag. „Alles zu seiner Zeit.“ Dies Wort der Bibel schwatzen Tausende oft nach, ohne zu wissen, wie und wo sie es anwenden sollen.

So klein auch das Ereignis war, wuchs doch dessen Kernpunkt in Johanns Gemüt zu dem festen Entschlusse, immerdar deß eingedenk zu sein, was Salomo als Prediger sagt: „Pflanzen und Ausrotten hat seine Zeit. Bauen und Abbrechen, Zunähen und Zerreißen — alles hat seine Zeit.“

Nur eines hat der Weise vergessen: „Heiraten“. Das forderte auch seine und Johanns Zeit, denn im Juli ward des Grafen Georg von Wertheim Schwester, Martha, mit dem Grafen Wolfgang von Castell vermählt, zu welchem Feste der Freiherr samt seinen Söhnen besonders geladen war.

Das Fest war schön, die Tage seiner Feier vergingen schnell und ungetrübt. Nur einen Schatten ließen sie zurück. Johanns Freund und Schwager

Reinhard, Graf von Rieneck, war auch zugegen, sah aber blaß und leidend aus, und erhielt so sein Antlitz Ähnlichkeit mit seiner Schwester Kunegundis. Dies aber ergriff Johann nicht wenig, und als Graf Reinhard ihn beim Abschiede bewegt umarmte, war's ihm, als müsse auch dieser bald von hinnen scheiden.

Huttens Besuch in Bamberg und was dieser von den Verhandlungen des Reichstages zu Augsburg erzählte, verdrängten Johanns trübe Stimmung. Es gab schon damals fast nur ein Gespräch, das von der kirchlichen Bewegung. Wie der und jener im Reiche sich hierzu stellte, war auch Johanns Begehr zu wissen.

„Einer Reformierung zugethan ist besonders der hochwürdige Bischof Laurentius von Würzburg," erzählte der Ritter und Schriftsteller. „Er steht darum mit Kurfürst Friedrich von Sachsen in naher Verbindung und hat dem noch jüngst, als der Doktor Martinus gen Heidelberg zum Konvent des Augustinerordens zog, geschrieben, Seine Liebden wolle ja den frommen Mann nicht weglassen, denn man thue ihm Unrecht."

„Und was sagt der Kaiser dazu?" frug Johann; „hat er die Thesen Luthers schon gelesen?"

„In Augsburg erst, zum Reichstag, hat er sie durchaus gelesen und, wie es scheint, gebilligt. Degenhard Pfeffinger, des Kurfürsten Friedrich Rat, hat mir selbst erzählt, daß Kaiser Max zu ihm gesagt habe: „Was macht Euer Mönch? Wahrlich, seine Thesen sind nicht zu verachten. Er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen." Und als der Rat vom Kaiser entlassen ward,

ließ dieser dem Kurfürsten noch sagen, er solle den Mönch fleißig bewahren; es möchte sich zutragen, daß man seiner bedürfte. — So sehr mich dies auch erfreute," setzte Hutten hinzu, „ward mir doch bange, denn der Kaiser sah krank und elend aus."

„Gott wolle ihn uns lange noch bewahren," sagte Johann betroffen. „Denn solcher Stützen kann seine Sache nicht entbehren."

„Auch Doktor Martinus hatte ein elend Aussehen," uhr Hutten fort. „Todmatt und müde kam er nach dem Reichstage gen Nürnberg, und erst als Pirkheimer ihn treulich gepflegt —"

„Wie?" unterbrach Johann erfreut; „der gelehrte Mann hat ihn aufgenommen?"

„Und gar getreulich gepflegt und ließ den Doktor nicht eher wieder von hinnen, bis er sich ganz erholt. Beide haben schon längre Zeit im Briefwechsel miteinander gestanden und jetzt sich kennen gelernt. Pirkheimer aber war seines Lobes voll und sagte mir: Er sei nun ganz lutherisch."

„Deß wird sich mein Herr, der Bischof, freuen," sagte Johann; „ich muß es ihm berichten. Vielleicht daß doch in Pirkheimer weit mehr von Religion steckt, als der Bischof mutet."

„So ist Bischof Georg unserer Sache wohlgesinnt?" frug Hutten erstaunt.

„Genau wie der Würzburger und andere hohe geistliche Würdenträger und Fürsten. Noch jüngst gab's hierzu ein beredt Zeugnis. Ein junger Mann, Ernfried

Rank mit Namen, der zu Wittenberg die Rechtsgelehrsamkeit studieret hatte und darauf im Gericht zu Merseburg angestellet war, ward vom Bischof zu Merseburg wegen Ketzereien und Begünstigung lutherischer Lehre aus der Stelle gejagt. Graf Georg von Wertheim schrieb an mich für ihn, der tüchtig war in seinem Fache. Als ich darum Seine Gnaden, meinen Herrn, bat, den Rank als meinen Gerichtsschreiber anzunehmen, und der Herr Bischof hörte, er sei um seinen Glauben verdrängt worden, sagte der hohe Herr: „Wenn Ihr ihn brauchen könnt und er seines Glaubens ehrlich lebt, so soll der Rank in Bamberg Zuflucht finden.“ Und so hat es der Bischof schon mit vielen gehalten; hat nie darein geredet, wenn ich mit anderen das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt empfing, und nie verboten, daß das Wort Gottes nach dem Evangelium frei verkündet werde.“

„Dann,“ rief Hutten lebhaft, „dann wird die junge Pflanze unter dem Scheine so vieler Sonnen auch kräftig wachsen, und wir gehen einer besseren, helleren Zukunft entgegen.“

„Viellieber Ulrich!“ hatte Johann hierauf erwidert; „verlassen wir uns nicht allzusehr auf Menschen. Ich meine, die Wahrheit, soweit sie in der Sache steckt, müsse sich von selbst Bahn brechen können.“ — —

Er hatte Recht; die nächste Zukunft lehrte es. Der Tod hielt grimmen Einzug unter denen, die Johann gar nahe standen. Im Dezember raffte er den Grafen Reinhard von Rieneck hinweg im kräftigsten Mannesalter und versetzte den Freiherrn in tiefe Trauer. Doch kaum,

daß das Jahr 1519 angebrochen, gelangte die Schmerzenskunde gen Bamberg, der Kaiser Maximilian sei am 12. Januar verschieden.

Das aber war zugleich eine Schreckenskunde. Finster breitete sich die Zukunft des Reiches aus. Wer sollt die Kaiserkrone übernehmen? Was war von einem neuen Herrscher zu erwarten? Schon hatten sich auch unter den Wählern zwei stille Parteien gebildet, hie Rom! hie Wittenberg! und welche würde durchdringen?

Das gab mit Bischof Georg gar ernste Stunden der Beratung. Johanns Vorschlag, den Kurfürsten von Sachsen zu bewegen, die Kaiserkrone anzunehmen, fand bei Georg offene Statt. Es ward weiter beraten und Johann beauftragt, zunächst gen Würzburg zu reisen, die gleiche Stimme des Bischof Lorenz einzuholen und dann zum Kurfürsten zu eilen, um ihn mit allen Mitteln überzeugender Beredsamkeit zu bewegen. Voll eifrigen Mutes begab sich Johann auf die Reise, die wichtige Mission zu erfüllen. Mit schwerem Herzen und voll Trauer kehrte er wieder gen Bamberg zurück.

Den edlen Bischof Lorenz von Würzburg fand er zu Anfang Februar aufgebahrt, stumm für immer. Und Kurfürst Friedrich hatte abgelehnt.

Aus Nürnberg aber drang die Kunde, daß der Tod auch dort hause mit einem pestilenzischen Sterben. Das konnte den Freiherrn nicht abhalten, in der Reichsstadt einzukehren. Er mußte die neuen Schriften Luthers, die Übersetzung von Psalmen und den Brief Pauli an die Galater, wie auch manche andre Werke noch erwerben und Koburger Aufträge erteilen. Auch verlangte ihn,

von Pirkheimer über Luthers Aufenthalt in Nürnberg zu erfahren. Hier aber ward er, ohne zu wollen, Zeuge eines gar unliebsamen Gespräches. Wenngleich er angemeldet war, hatte doch Pirkheimer Johanns Eintritt in's Wohngemach nicht alsobald bemerkt. Das machte, weil Dürer bei ihm und mit dem Freunde in heftigen Streit geraten war, von dem Johann gerade noch die Worte Dürers hören konnte:

„Wenn Ihr Euch nicht vor Euch selbst schämen könnt, daß Ihr jeder Schürze nachlauft und verbotenen Umgang mit Eurer Dienstmagd habt, so thut es doch zum mindesten um Eures Rufes willen."

Das waren schlimme Worte, die Johann stutzen machten. Jedoch gewöhnt ans alte Wort: „Man soll sie billig hören beede", drängte er den aufsteigenden Unmut zurück und war bald in dem Gespräche, dessen Zweck ihn hierher geführt. Dürer empfahl sich alsbald. Trotz der liebenswürdigen Aufnahme, die Johann fand, merkte dieser doch eine gewisse Gewitterschwüle, welche zwar das Gespräch nicht störte, aber doch in ihm eine Verstimmung zurück und einiges zu fragen vergessen ließ.

Als er am nächsten Tage wiederum zu Pirkheimer ging, das Versäumte nachzuholen, hörte er dort zu seinem Erstaunen, der Herr sei gen Neunhof, nördlich von Nürnberg, zu seinem Schwager Geuder gereist, um in dessen Gute eine Zeit zu verweilen. Johann mutmaßte: Vielleicht um des Geredes willen über den Gegenstand, der ihn mit Dürer in Konflikt gebracht. Nürnberger Herren aber meinten, Herr Pirkheimer wolle der Pestilenz aus dem Wege gehen.

Noch bei seiner Rückkehr nach Bamberg mußt Johann über das Erlebte unwillig den Kopf schütteln. Er, der streng Sittliche, der die Ehe noch übers Grab hinaus heilig hielt, fühlte in sich einen Widerwillen gegen Pirkheimer aufkeimen und hätte diesen wohl auch kräftig gedeihen lassen, wenn er nur klassisch gebildet gewesen wäre, wenn dafür nicht des Evangeliums Mahnungen betreffs des Urteilens über andere ihn zur Milde gestimmt hätten. Das brachte seine Gedanken wieder in Gleichgewicht, also, daß er sich ohne zwischeneinfahrende Störungen voll der Arbeit widmen konnte, auch der Umarbeitung der Pflichtenlehre des Cicero.

Was ihn zeitweilig ablenkte, war der Verfolg der kirchlichen Bewegung. Der Verlauf der Disputation, die Luther mit Dr. Eck im Juni zu Leipzig gehalten, war in Bamberg alsbald bekannt geworden. Die Römlinge verbreiteten, Eck habe obgesiegt. Die aber zu Luther hielten, empfanden, daß Dr. Eck gründlich geschlagen worden sei. Dasselbe äußerten die Humanisten, welche diesem Manne ohnehin ob seiner Verteidigung des Wuchers gram geworden waren. In Nürnberg aber erschien eine starke Spottschrift, betitelt: „Der abgehobelte Eck“ von Johann Franz Kottalamberger; doch behauptete man aller Orten, dies sei ein Pseudonymus, und Herr Pirkheimer werde wohl ganz genau wissen, wer die Satiren geschrieben. Es währete auch gar nicht lange, so ward unter den Gebildeten im Reiche Gebrauch, über Eck zu spotten. Selbst Bischof Georg und Johann konnten sich eines Lächelns nicht erwehren, als sie den „abgehobelten Eck“ gelesen.

Nur eine Seifenblase war's, wie so vieles in der Welt, was groß Aufsehen erregt und doch sehr bald zergeht in nichts. Dr. Eck aber ward ergrimmt und behielt sich seine Rache vor, selbst da noch, als niemand mehr von jener zerschneidenden Spottschrift sprach. Man hatte an Wichtigeres zu denken.

An Stelle Maximilians war am 28. Juni Karl, der König von Spanien, zum Kaiser gewählt worden.

Als die Nürnberger dies erfuhren, war es ihnen zugleich um Bestätigung ihrer alten Privilegien zu thun, darum sie denn eine Gesandtschaft gen Spanien schickten, bestehend aus Dr. Scheurl und Nikolaus Haller. Auf eigene Kosten den großen Ritt mitmachend, schlossen sich ihnen an: Hans Tucher, Sebald Geuder, Jörg Volkamer und Jörg Schlaudersbach. Am 13. September ward die Reise angetreten.

Die Freunde der neuen Geistesbewegung schauten zweifelhaft auf die Kaiserwahl, Johann und Bischof Georg bedenklich; hatte doch auch der weise Kurfürst Friedrich von Sachsen sich gegen diese Wahl gesträubt. Zwar erhoffte man von Kaiser Karl, dem fünften seines Namens, daß er ein starker Hort für den Bestand des deutschen Reiches nach außen werden würde; machte doch schon damals Soliman, Sohn Selims, des Sultans der Osmanen, bedenklich von sich reden. Was aber des jungen Kaisers Standpunkt sein werde gegenüber den religiösen Fragen, das ließ in Johanns Innern wenig erhoffen, noch eher Ungünstiges erwarten, daher er denn mit Bangen der Zukunft entgegensah.

Dreizehnter Abschnitt

Noch im selben Jahre der Kaiserwahl war Johann eifrig beschäftigt, seinen deutschen Cicero möglichst zu vollenden. Mit Lust füllte er die wenigen Mußestunden damit aus; konnte er doch den ihm lieben Gedanken, daß das Gute und Rechte allein wahren Nutzen schaffe, alle gesonderten Nutzenszwecke aber von Übel seien, hierin so recht zur Geltung bringen. Auch gedachte er, wie schön Dürers Bilder das Werk schmücken müßten.

Da erhielt er von diesem einen Brief, dessen Ende ihm den Schluß des Jahres nicht angenehm machte. Dürer schrieb ihm, daß Kaiser Maximilian ihn dereinst zum Hofmaler ernannt und 100 Gulden jährlich Leibgedinge ausgesetzt habe.

Darüber ward Johann erfreut, doch auch verwundert, daß man erst jetzt davon erfuhr. Ihm schien — was in der Folge sich auch bestätigte — als habe Dürers Bescheidenheit den Hofmaler so lange verschwiegen, dagegen seiner Ehefrau Agnes wirtschaftliche Vorsicht die Existenz des Leibgedinges.

Doch weiter schrieb der Künstler, er wolle, entgegen Agnes' Einwendungen, das Geld benutzen, um in den Niederlanden Studien seiner Kunst zu treiben. Darum er denn die Abbildungen zur Ciceronischen Pflichtenlehre nicht ausführen könne. Doch wolle er hierzu, wenn es Seiner Gnaden beliebe, zwei seiner tüchtigsten Schüler instruieren.

Das war das unangenehme Ende des Briefes. Was aber wollte er anders machen, als auf Dürers Vorschlag eingehen? Als nun das Werk zu Anfang des Jahres 1520 vollendet war, ritt er zu Winters Ausgang gen Nürnberg, auf daß er in Dürers Gegenwart den Schülern die Schrift zu näherer Instruktion vorlegen konnte. Hier aber ward ihm die Kunde, Herr Albrecht Dürer sei bereits abgereist.

Sehr verstimmt hierüber, mußt er sich mit Unterweisung der Schüler begnügen. Auch Pirkheimer traf er nicht an; das war ihm unlieb und verbesserte nicht im geringsten die Verstimmung. Die sollte sogar noch ärger werden, als ihm durch Lazarus Spengler im Flüstertone vermeldet ward, Pirkheimer wäre Vater eines unehelichen Kindes geworden, das ihm seine Dienstmagd gegeben, und wolle der Wochen etliche dem Gerede aus dem Wege gehen.

Gegen Dürers Abreise konnte er nichts haben; war's doch nicht unmöglich, daß ihn vielleicht ein erneuter Zwist mit Agnes eher fortgetrieben. Die Verstimmung hierüber war nun aber einmal da, er konnte sie auch nicht auf Dürer haften lassen, so daß es kam, daß er sie auf den neuen Fall von wegen Pirkheimer übertrug und

in gar übler Laune zurücktritt. Doch hierbei ertappte er sich über eine schroffe Härte seines Urteils, die nicht im Einklange mit dem Evangelium stand. Im Kampfe mit sich selbst drang er hindurch zu milderer Anschauung; nahm sich auch vor, die Verirrung Pirkheimers nicht weiter auszutragen.

Nicht alle guten Vorsätze aber hat man in seiner Gewalt. Als Bischof Georg bald nachher mit Johann konferierte und nach Beendigung nach dem und jenem frug, so auch nach Pirkheimer, ergab es sich, daß der Bischof bereits etwas wußte, obgleich noch sehr verschwommen, und derhalb mehr erfahren wollte. Jetzt mußte Johann berichten.

Ob des Gehörten war der Bischof sehr erzürnt und ward's noch mehr, als sein Haushofmeister den Versuch machte, ihn zur Milde zu stimmen. Da gab es denn ein langes Hin und Wider mit großer Offenheit, also, daß die Lage bedenklich ward.

„Ihr selbst," rief der Bischof aus, „habt in Eurer Bambergensis auf solch Verbrechen hohe Strafe gesetzt. Warum da hier nur von Verirrung sprechen und diese noch herabmildern?"

„Wohl ist das wahr, Euer Gnaden!" entgegnete Johann; „doch wollet dabei bedenken, daß aus der Bambergensis die Obrigkeit spricht, welcher der Allmächtige das Schwert in die Hände gegeben. Und das Gesetz muß streng sein, auf daß das Übel nicht weiter um sich greife und nicht allgemein werde. Würd ich berufen, im vorliegenden Falle Recht sprechen zu müssen, so würde Pirkheimer ohne Strafe nicht davonkommen. Doch heute

steh ich nicht als Ankläger da, sondern als Mensch, als sündiger Mensch. Und als solcher kann ich ihn nicht verdammen."

„Warum nicht?"

„Weil in mir die Stimme des Herrn ruft wie bei der Ehebrecherin: ‚Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.' Und abermal, als die Frau auf die Frage des Herrn, wer sie verdammet habe, sagt: Herr, niemand! — So verdamme ich dich auch nicht. Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr."

Nach diesen Worten ging der Bischof nachdenklich hin und her. Erst nach einer Weile blieb er stehen, reichte seinem Minister die Hand und sagte lächelnd:

„Hans von Schwarzenberg, Ihr seid meine lebendige Bibel! Will milder denken über Pirkheimers — Verirrung. Man muß den ganzen Menschen in Rücksicht ziehen und nicht die vereinzelte That."

Darauf besprach er mit Johann die in diesem Jahre erschienenen Schriften Luthers und blieb mit ihm noch lange beisammen zu geheimen Auseinandersetzungen.

Was der Bischof hierbei vermutet, trat ein: Der Papst hatte den Doktor Martinus mit dem großen Bann belegt und den Dr. Eck beauftragt, dies aller Orten zu verkünden. Diesem aber lag nicht bloß an dem einen Bann; er hatte deren mehrere erwirkt gegen Männer, denen er persönlich feind war, wobei der Papst ihm Vollmacht gegeben, zu verbannen, wen Eck wollte. Hutten, Spengler und vor allem Pirkheimer gehörten hierzu; die sollten nunmehr seinem Rachegelüste unterworfen werden; Spengler wegen seines offenen und

freudigen Bekenntnisses, das er für Luther in einer gedruckten „Schutzrede" abgelegt; letzterer wegen seiner vernichtenden Satire, der abgehobelte Eck, angeblich aber seines Glaubens willen.

Von diesem Vorhaben Ecks hatte Johann Kenntnis erlangt, ehe ersterer offiziell damit hervortrat. Er war um beide Nürnberger besorgt und bat den Bischof Georg, für diese einzutreten und Ecks Bulle nicht anschlagen zu lassen. Das mußte Johann schon jetzt thun, da er seinen Herrn bei der Kaiserkrönung am 23. Oktober zu Aachen zu vertreten hatte und somit verreisen mußte. Bischof Georg versprach, sein Möglichstes zu thun und Johann ritt beruhigter von dannen.

Bald darauf bekam Pirkheimer einen Brief von einem befreundeten Edlen, der des öfteren sein Gast im Hause gewesen, gen Neunhof nachgeschickt, allwo sich der Gelehrte bei Geuder aufhielt. Jener, der päpstliche Gesandte und sächsische Kammerherr von Miltitz, teilte mit, „daß Eck am 21. September zu Meißen eine päpstliche Bulle habe anschlagen lassen, darin die vom Banne Betroffenen verzeichnet stünden; darunter auch Pirkheimer, als einer, der Martin Luthers Meinung teile. Wenn Pirkheimer binnen 60 Tagen nicht widerrufe, solle er in gleicher Weise mit Martino sein."

Der Empfänger dieses inhaltsschweren Briefes war nicht wenig betroffen, zumal er weiter hörte, die Bulle sei am 25. September auch in Merseburg und gleich darauf in Brandenburg angeschlagen worden. Schon aus dem Umstande, daß Eck nicht einmal für nötig erachtete, die Bulle pflichtgemäß direkt an die Bedrohten

zu senden, konnt Pirkheimer die Absicht einer Demütigung erkennen. Es verging längere Zeit, ehe die Angelegenheit in das offizielle Gleis kam.

Erst am 15. Oktober sandte Eck die Bulle an den Rat zu Nürnberg nebst einem schmeichlerischen Schreiben an denselben. Weil nun auch Spengler mit inbegriffen, so ward diesem die Bulle mehrere Tage danach von dem eingeschüchterten Rate eingehändigt. Sogleich ritt Spengler gen Neunhof zu Pirkheimer in großer Sorge. Seine Nachricht versetzte diesen in eine zwischen Ärger und Bangigkeit schwebende Stimmung.

„Das ist nichts als ein gemeiner Streich von Eck," sagte Pirkheimer, unruhig auf und nieder gehend. „Es ist eine ärgerliche unangenehme Sache. Nur Rache will er üben, denn wahrlich, ich habe nie auf Luthers Seite gestanden."

Spengler horchte hoch auf, als er dieses hörte, und sagte:

„Das zu hören nimmt mich Wunder; da Ihr doch immerdar zu Doktor Luthers Sache gehalten, mit ihm korrespondieret und ihn sogar gastlich aufgenommen habt."

„Guter Herr!" gab Pirkheimer zur Antwort; „damit ist doch noch nicht gesagt, daß ich ihm anhange? Mich interessieret jede Neuerung, die Geist bekundet."

„Und doch, Herr Pirkheimer, habt Ihr dereinst offen bekannt: Ich bin gut lutherisch. Wie soll ich dies mit heute zusammenreimen?"

„Das kann ich nicht gesagt haben," sagte jener ausweichend; „denn ich bin weder Lutheraner, noch Eckianer.

Ich bin Christ. Auch Prior Leib zu Rebdorf hat mich falsch verstanden, der seit der Zeit, daß ich Luthern herbergte — hab eben so gut Den von Miltitz und alle Sorten Glaubensbekenner beherbergt — nichts mehr von mir wissen will."

Wohl ersah Spengler, daß sein Freund einen Rückzug antreten wollte und ward darob erzürnt, also, daß er der eigenen Bangigkeit vergaß. Als er aber nach weiterer Verhandlung merkte, wie sehr Pirkheimer die Bulle fürchtete; als er sich sagte, daß die Gefahr sehr groß sein müsse, weil die zu erwartenden Folgen selbst einen Mann von so viel Thatkraft erschütterten; als er schließlich bedachte, daß er vom Rate keinen Schutz zu erwarten haben würde, — da trat seine Bangigkeit um so stärker wieder hervor. Beide kamen endlich überein, sich an den Papst mit einem offenen „Bekenntnis" zu wenden, das der Bulle die Spitze abbrechen sollte.

Der Entwurf hierzu ward sogleich gemacht und von Spengler am 19. Oktober mit nach Nürnberg genommen.

Der eingeschüchterte Rat, als er Spenglers Bericht vernommen, gab aber zur Antwort, sie sollten doch beide sich ernstlich prüfen, ob sie es nicht dennoch verdient hätten.

Zugleich war in Nürnberg bekannt geworden, Eck habe die Publizierung der Bulle auch in Bamberg verlangt. Darauf war Bischof Georg unwillig geworden und hatte die Publizierung im ganzen bambergischen Gebiete streng verboten, schon weil Eck alle Rechtsformen außer Acht gelassen.

Das brachte den Ratsschreiber Spengler auf den Gedanken, den Bischof um seine Hilfe zu bitten, auf daß die Bulle revocieret werde. Knod, ein getreuer Bürger, mußt ein Schreiben gen Bamberg schaffen. Dieser brachte als Antwort des Bischofs zwar die Kunde, dieweil die Rechte, welche päpstliche Heiligkeit dem Dr. Eck eingeräumt, nach Prüfung als unangreifbar sich erwiesen, so könne er nichts für die Annullierung der Bulle thun. Beide müßten sich daher direkt an Dr. Eck wenden. Dagegen ward darin auch verheißen, er, der Bischof, wolle es an kräftiger Fürsprache nicht fehlen lassen.

Das war für Pirkheimer ein harter Schlag. Er, er sollte sich vor Eck bittend beugen? Nimmermehr. Spengler aber hatte schlaflose Nächte. Auch er wollte sich nicht ohne weiteres geben; noch vertraute er auf Pirkheimers sonst so oft bewährte weise Klugheit und Staatskunst. Die ward denn auch versucht.

Pirkheimer wollte eine demütigende eigentliche Bitte um Absolution unbedingt umgehen. Darum verfaßte er mit Spengler eine Schrift, darin beide versichern, daß sie niemals wider die katholische Kirche oder den Papst gestanden, auch nicht Luthers Opinion teilten und sich sonach völlig unter Rom stelleten. Auch verleugnete Pirkheimer seine Autorschaft zum „abgehobelten Eck“.

Bischof Georg vermittelte die Überreichung.

Weder das kräftige Fürwort desselben, noch jenes Schreiben ward beachtet. Eck drang mit derben ungeschlachten Worten auf demütig Bitten um Absolution. Jetzt verließ auch Pirkheimern die Zuversicht. Er ward

ängstlich und verfiel noch auf den Ausweg, einen angesehenen Fürsten als Fürsprecher zu erkiesen. Der Rat übernahm, sich derhalb an den Herzog Wilhelm von Bayern zu wenden.

Der aber sandt nichts wie überzuckerte Vertröstungen; im übrigen bot er nichts, was einer Hilfe ähnlich war.

Nun Pirkheimer sah, daß alle seine Klugheit gegen Ecks Bosheit nichts vermochte, sank all sein Mut dahin und mit ihm der Spenglers.

Beide baten direkt den Doktor Eck um Absolvierung, und dieser triumphierte und erteilte sie.

Als Pirkheimer hiervon Kunde erhielt, atmete er tief auf und sagte:

„Wie bin ich froh, dieses losen Mannes ledig zu sein.“

Spengler hatte die lange Zeit der Unentschiedenheit viel gelitten und als die Absolvierung eingetroffen war, atmete auch bei ihm das Irdische tief auf, indeß es den Geist verlangte, sich an Christi Leiden zu ertrösten. Als er aber im Evangelio St. Matthäi an die Stelle kam, darin sich Petrus vor den Juden verflucht und hoch und teuer schwört: „Ich kenne den Menschen nicht“, — da geschah es dem Ratsschreiber wie dem Petrus: „Er ging hinaus und weinte bitterlich.“ — —

Verstimmend hatte für Johann das Jahr begonnen und sich in gleicher Weise fortgesetzt. Nicht anderes war, was er, in Bamberg wieder eingetroffen, dem Bischof zu berichten hatte.

„Der kaiserlichen Majestät Ansehen hätt ich mir

ganz anders gedacht," sagte er nach Beschreibung der Festlichkeiten. „Der junge Herrscher, erst zwanzig Jahre alt und noch bartlos, sah blaß aus und gar ruhig, als wär ihm alles einerlei. Auch scheint mir, daß er, gleichwie er unsere Sprache nicht versteht, auch ohne Kenntnis und Verständnis ist für das, was die deutsche Nation und deutscher Geist bedarf."

Tief betrübt aber ward Johann, als er von den Vorkommnissen zwischen Eck und den beiden befreundeten Nürnbergern erfuhr. Es bedurfte seiner ganzen Willenskraft, daß er die Wankelmütigen nicht auch in den Bann that, sondern Nachsicht übte. Nicht minder half ihm darüber hinweg, daß nunmehr sein Werk: „Der deutsche Cicero" und seine Pflichtenlehre fix und fertig war, also, daß er das erste Exemplar dem Bischof überreichen konnte, ehe die Kunde aus Wittenberg drang, der Dr. Martinus habe unter großem Beifalle der Wittenberger die päpstliche Bulle allda am 10. Dezember öffentlich verbrannt.

Als Spengler hiervon gehört, als er auch Huttens und anderer Bedrohter energisch Auftreten wider den Papst und dessen Helfershelfer erfuhr, richtete er sein Haupt wieder hoch auf und bekannte sich frei und offen wie zuvor zum Evangelium.

Pirkheimer dagegen, zugleich beeinflußt von Erasmus und Cochläus, entfernte sich von den Evangelischen im Laufe der Zeit immer mehr und näherte sich den Römlingen.

Darob waren nicht wenige unwillig erstaunt. Es sagten:

Der Bischof Georg: „Tempora mutantur, nos et mutamur in illis“; das ist: die Zeiten ändern sich und wir uns in ihnen;

der Kaplan Neuber: „Persaepe evenit, ut utilitas cum honestate certet“, das ist: Oft kommt es vor, daß der Nutzen mit der Rechtschaffenheit streitet;

und Johann auf gut Deutsch: „Menschlich ist es, zu irren, aber auch: zu verzeihen“ — und dies hatte er durchgeführt, und Pirkheimer hat es zu schätzen gewußt und gesagt: „Der Freiherr ist ein zu großer Geist, als daß er mir etwas nachtrüge.“

Auch Dürer, der im Jahre 1521 aus den Niederlanden zurückgekehrt war, ließ sich, obgleich eifrig lutherisch gesinnt, nicht beirren durch Pirkheimers Wankelmut in Religionssachen. Er glaubte, ihm nun erst recht treu zur Seite stehen zu müssen. In den Niederlanden war der Künstler aufgenommen worden wie ein Fürst. Man drängte sich auf den Gassen, den berühmten Maler zu sehen und aller Orten feierte er Triumphe; das ist das rechte Wort, wenn man erwägt, daß Dürer in Italien von manchem welschen Künstler angefeindet worden war. Die Niederländer gaben darauf die Antwort.

Die hohe Anerkennung und großartige Aufnahme, die dem Künstler dort zu teil geworden, konnten ihm wohl behagen, doch änderten sie dessen Wesen in nichts, was Nachteiliges hätte spüren lassen; hierzu war Dürers innerer Mensch zu groß. Auch hatte er viel nachzuholen, was diesen und die geistige Bewegung anbelangte. Mit Pirkheimer konnte er sich auf religiösem Gebiete nicht mehr verständigen; doch blieben ihm immer noch Lazarus

Spengler, Hans Sachs und andere feste Männer, mit denen er in den Geist von Luthers inzwischen erschienenen Schriften eindrang.

Auch Johann hatte seinen Kreis in Bamberg, darin er alles, was geistig fördernd wirkte, besprach und im Bambergischen in mancher Hinsicht zur That machte und Bischof Georg ließ ihn uneingeschränkt gewähren, und thätig sein. Die neue Lehre — wie man die uralte nannte — hatte sich längst Bahn gebrochen im ganzen fürstbischöflichen Gebiete, wie auch zu Johanns Freude in den Herzen seiner Kinder. Selbst seine Tochter Barbara las eifrig Luthers Schriften.

Die weltlichen Geschäfte des Bistums mehrten sich aber, also, daß Johann auf längere Zeit liegen lassen mußte, was ihm sonst wert war. Vor allem galt es jetzt, beim bevorstehenden Reichstage zu Worms seines Herrn Sachen und Ansprüche zu wahren, wie auch dem Verlaufe der zu erwartenden Verhandlungen zu dienen, welche Johanns ganze Teilnahme erweckten. Was Bamberg schon seit 14 Jahren in der Bambergensis besaß, sollte beim Reichstage eingeleitet werden: Die Reform und Organisation der Gesetzgebung des peinlichen Gerichts für das ganze Reich.

Anfang April ritt Johann als Vertreter des Bistums mit zween seiner Räte und dem Gerichtsschreiber Erenfried Rank aus Bambergs Thoren über Würzburg nach Worms, zugleich begierig, den kühnen Augustiner und Docenten Dr. Martinus kennen zu lernen.

In der Reichsstadt ward er von zahlreichen Edlen begrüßt, die zu ihm hielten; auch nicht wenige Fürsten,

bei denen er in hohem Ansehen stand, zeichneten ihn aus, vor allem Kurfürst Friedrich, ingleichen die Markgrafen Casimir und Georg. Manch Einer drängte sich zu dem erfahrenen Staatsmann, um Rat zu holen oder gar zu bitten, daß er Schiedsmann für ausgebrochene Privatstreitigkeiten werden möge. Nur wenigen konnt er zusagen; nahmen ihn doch die Angelegenheiten seines Herrn so sehr in Anspruch, daß er sogar kaum Zeit zu finden fürchtete, den Dr. Martinus aufzusuchen, für ihn zu wirken.

„Das betrübet mich sehr," sagte er zu Georg von Wertheim, „daß ich allsoviel gebunden bin durch Herrendienst und Pflichten. Wie glücklich dagegen bist du, der du mit andren Edlen den kühnen Gottesmann schirmen kannst und mit ihm Umgang haben, während ich mich dem Dienste Gottes so wenig hingeben kann."

„Sei darum nicht betrübt, Vetter Schwarzenberg!" entgegnete der Graf. „So du getreulich den Pflichten des Berufes nachgehst, den dir Gott gegeben, so ist dies auch Gottesdienst; ich meine sogar: der rechte. Ob ich aber etwas für die Sache Luthers thun kann von Belang, ist mir noch zweifelhaft. Ein stürmisch Vorgehen allein nützt hier nichts; man braucht auch guten Rat und Aufschluß über Reichstagsinstitutionen und rechtliche Beihilfe, ingleichen eines zuverlässigen Geheimschreibers."

„Das ist mir lieb zu hören," sagte Johann erfreut; „so kann ich für die gute Sache doch etwas thun. Will dir so lang als nötig Erenfried Rank beigeben; das ist der Mann, deß du hierzu bedarfst."

Das war dem Grafen hochwillkommen, von Johann

aber kein geringes Opfer. Er, der ohnehin mit Arbeit überhäuft war, verzichtete auf jene Hilfskraft und ward somit genötigt, zur vollen Bewältigung der Geschäfte sogar von den wenigen Stunden Nachtschlaf noch abzubrechen. Sein Eifer für die Sache, sein fester Wille und seine außerordentliche Arbeitskraft ließen ihm alles wohl gelingen.

Es war eine aufregende Thätigkeit und manchmal erschien es dem Eifrigen, als müsse er erliegen. Als er aber hörte, was alles auf Dr. Luther einstürmte; als er diesen selbst hörte, demütig sprechend und doch stark und fest bleibend, da gewann auch Johann Kraft, das Unmöglichscheinende zu überwinden und erledigte seine verantwortungsvollen Geschäfte allein, ohne Beihilfe Ranks. —

Stürmische Wochen lagen hinter dem Freiherrn, als er nach Schluß des bewegten Reichstages zurück gen Bamberg ritt und die Erlebnisse in Worms, wie auch das rätselhafte Verschwinden Luthers auf dessen Heimreise, nochmals und besorgt durchdachte. Er hatte mit Luther keine Begegnung gehabt; hierzu war dieser zu sehr umlagert, Johann zu beschäftigt. Aber Graf Georg von Wertheim setzte ihn von allem in Kenntnis, was dieser und andere mit dem Doktor gesprochen, was dieser erwidert.

Im Grunde genommen boten die Predigten und Schriften Luthers für Johann nichts Neues. Schon längst, ehe von dem Wittenberger die Rede war, hatte er aus sich heraus die selbständige Lösung wichtiger religiöser Fragen und Aufgaben auf Grundlage der Bibel,

als des Wortes Gottes, versucht. Daß die viel später bekannt gewordenen Lehren Luthers mit den Ergebnissen seiner eigensten Erkenntnis in allem Wesentlichen übereinstimmten, konnte Johann nicht überraschen, sondern nur bestärken und befriedigen, weil es der Bibel entsprach. Darum er denn auch Dürern, der allzu sehr von Luthers Lehre sprach, zu bedenken gab:

„Was Luther lehrt, ist mir, wie alle menschliche Autorität, einerlei. Nur die Gründung in Gottes Wort gehet mich an.“

Auf den ersten Augenblick erschien dies Dürern hart, derweil er sich darüber mit dem gelehrten Dr. Scheurl aussprach. Der aber sagte ihm, daß es schon vor mehr als 300 Jahren Männer, wie Peter Waldo, — davon sich Tausende ‚Waldenser‘ genannt — gegeben habe, die, wenn auch nicht gleich, doch ähnlich im evangelischen Sinne gewirkt hätten, und so auch andere noch bis auf die Jetztzeit, also, daß der Dr. Martinus durchaus nicht vereinzelt dastehe, sondern schon viele Vorkämpfer gehabt habe. Wäre dies nicht gewesen, so würden jetzt nicht Hunderttausende der erneueten Strömung sich hingeben.

Und als nun Luther selbst gar eifrig begehrt, man solle nicht sagen: ‚Ich bin lutherisch‘, sondern: ‚Ich bin ein Christ‘, da gab sich Dürer ganz zufrieden. Aber der Mann war ihm ans Herz gewachsen, also, daß Dürer auf die Kunde von Luthers Verschwinden sich an den Schreibtisch setzte und seinem Tagebuche anvertraute, was ihn in Bangigkeit ob des Schicksales des Doktors tief bewegte.

Die Berichte, die Johann dem Bischof Georg erstattete, nahmen viel Zeit in Anspruch und gaben die Verhandlungen hierüber Anlaß zu nicht wenig neuen Regierungsgeschäften. Der Bischof frug nach allem, bekundete seine Freude über den Reichstagsbeschluß, es solle eine Halsgerichtsordnung für das ganze Reich vorbereitet und hierzu die Bambergensis als Grundlage genommen werden, und verlangte, von Luther zu hören und wie man sich in Worms zu ihm gestellt.

Darauf schilderte Johann das Aussehen und Auftreten Luthers. Krank, elend und abgezehrt habe der kühne Mönch dagestanden und dennoch, wiewohl er durch Hitze, durch langes Stehen und Erregung todmatt geworden, seine ganze Rede auf kaiserlich Verlangen auf gut Latein wiederholt, also, daß es dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen überaus wohl gefallen habe.

„Kein Jota hat er nachgelassen," schloß Johann seine Mitteilungen; „ist fest und standhaft geblieben im heiligen Evangelio. Mag Euer Gnaden mir gestatten, zu bekennen, daß sein hehrer Mut mich und tausend Andere hoch erhoben hat. Zugleich auch dacht ich mir: Was könnte der gelehrte Mann an ird'schen Gütern alles haben! Welch fettes Pfründlein könnt ihm winken und einladen zu irdischer Freude und Wohlleben, wenn er nicht fürs Evangelium so selbstlos eingetreten wäre und allen Gefahren trotzte. Ja, Euer Gnaden! — wenn anders es erlaubt ist, Menschenleiden mit dem Leiden des Herrn zu vergleichen — mir fiel beim Anblick dieses Mannes unwillkürlich ein, was die Epistel an die Ebräer sagen: — ‚welcher, da er wohl hätte mögen

Freude haben, erduldete er das Kreuz und achtete der Schande nicht.' —"

Bewegt hatte der Bischof zugehört mit gebeugtem Haupte und gefalteten Händen. Es herrschte eine Weile Stillschweigen, das Georg sodann mit den Worten unterbrach:

„Erduldete das Kreuz! Ja, ja! Auch für den Pater Doktor Martinus hat das Kreuz begonnen. Sagt! warum habt Ihr nichts von der Reichsacht und Aberacht erwähnt, die der Reichstag über ihn verhängt?"

Als Johann das hörte, erschrak er; von der Reichsacht hatte er noch nichts gehört und war doch bis zum Schluß des Reichstages zugegen gewesen. Das kam ihm verdächtig vor, also, daß er erwiderte:

„Dem Doktor Martinus ist frei Geleit gegeben worden für die Rückfahrt. Von einer Reichsacht aber war während des ganzen Reichstages nie die Rede. Hier scheint ein Irrtum obzuwalten."

„Das ist nicht möglich," entgegnete der Bischof; „denn des Ediktes Datum ist der achte Mai."

Ob dieser Kunde stand Johann wie versteinert da; dann rief er entrüstet:

„Verzeihung, Euer Gnaden, wenn ich Zorn zeige. Hier liegt ein offenbarer Schurkenstreich vor. Ich selbst hab gesehen, wie viele Fürsten und Herren abreisten, da die Versammlung aufgelöst war, vor allem die Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz. Mit keinem Worte ist ein Beschluß gefaßt worden. So bleibt nichts anderes übrig, als daß man das Edikt viel später und willkürlich erlassen und es auf den achten Mai zurück-

datiert hat, um glauben zu machen, die Acht sei Reichsbeschluß."

„Und Ihr irret Euch hierin nicht?" frug der Bischof hoch aufhorchend.

„Bei meiner Seelen Seligkeit —", begann Johann zu versichern. Doch der Bischof unterbrach ihn und sagte:

„Dessen bedarf es nicht. Ich habe alle Ursache, Euch in jedem Stücke zu vertrauen."

Hierauf ging er nachdenklich im Gemach auf und ab. Erst nach einiger Zeit blieb er vor Johann stehen und sagte mit sonderer Betonung:

„Schwarzenberg! — Ihr wisset, daß Gamaliel sagt: ‚Ist das Werk aus Menschen, so wird es bald untergehen; ist es aber aus Gott, so werdet ihr es nicht dämpfen.' — Sorget dafür, daß das Edikt von Worms für unser Bistum also gehalten werde, als sei es nicht vorhanden! — Wie Nürnberg hierzu denkt — darüber zu wachen überlass' ich Euch." — — — —

Eine Woche darauf ritt Johann gen Nürnberg, dort zu sondieren, ‚wie man darüber denkt'; wollt auch, wozu er bis jetzt nicht eine Stunde Zeit gefunden, seine Schuld abtragen gegen die Schüler Dürers, die ihm die Bildnisse zum deutschen Cicero gemacht.

Als er derhalb bei dem Künstler vorsprach, fand er diesen augenblicklich dermaßen unaufschieblich beschäftigt, daß er gebeten ward, ein Weilchen zu verziehen. Herr Heller aus Frankfurt war zugegen, des Meisters Bilder anzusehen und davon zu kaufen.

Unterdessen nahm Johann in einem anderen Gemache

vor dem Tische Platz, an welchem Dürer zu schreiben pflegte. Hier fand er ein großes Schreibebuch vor, und weil es aufgeschlagen dalag — las er darin, ward aufmerksam und las begehrlich immer weiter, denn das von Dürer Niedergeschriebene schien ein Herzenserguß zu sein und lautete also:

„Lebt er noch, oder haben sie ihn gemordet? Das ich nicht weiß; so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen und um daß er gestraft hat das unchristliche Papsttum, das da strebt wider Christi Freilassung, mit seiner großen Beschwerung der menschlichen Gesetz. So wie dieser Mann, der da klarer geschrieben hat, denn nie Keiner in 140 Jahren gelebt, dem du einen solchen evangelischen Geist gegeben hast, bitten wir dich, o himmlischer Vater, daß du deinen heiligen Geist gebest wiederum Einem, der da deine heilige christliche Kirch allenthalben wieder versammle, auf daß wir allein und christlich wieder leben, daß aus unsern guten Werken alle Ungläubigen christlichen Glauben annehmen. Aber Herr, du willst, ehe du richtest, wie dein Sohn, Jesus Christus, von den Priestern sterben muß und vom Tod erstehen und darnach gen Himmel fahren, daß es auch also gleichförmig ergeht deinem Nachfolger Martino Luthern, den der Papst mit seinem Geld verräterlich wider Gott um sein Leben bringt, den wirst du erquicken; und wie du darnach verhängest, daß Jerusalem darum zerstört ward, also wirst du auch diese eigene angenommene Gewalt des römischen Stuhles zerstören. Ach Herr, gieb uns darnach das

neu geziert Jerusalem, das vom Himmel herabsteigt, davon das heilige Evangelium schreibt, das nicht durch menschliche Lehre verdunkelt sei. — O Gott! ist Luther tot, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar fürtragen? Ach Gott! was hätt er noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mögen! O ihr alle frommen Christenmenschen! helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und ihn bitten, daß er uns einen anderen erleuchteten Mann sende." —

Jetzt erst bemerkte Johann, daß er Dürers Tagebuch vor sich hatte. Er wollt nicht weiter darin blättern und schob es beiseite. Nach diesem Blicke in Dürers Seele wäre es ihm unmöglich gewesen, den Meister nochmals zu erinnern, daß es gut sei, nicht allzusehr auf einen Menschen zu bauen, sondern auf Gott und im Vertrauen auf die Macht der Wahrheit, die sich unbedingt und von selbst Bahn bricht.

In diesen Gedanken wurde er durch Dürers Eintritt unterbrochen. Der Meister sah unwillig aus, so daß Johann ihn frug, ob ihm etwas Widerwärtiges zugestoßen sei.

„Es ist das alte Lied, Euer Gnaden!" entgegnete Dürer sehr verstimmt. „Hatte mit einem Frankfurter Herrn ein Geschäft abgeschlossen, darauf sich dieser meine Gemälde zeigen ließ. Als ich darnach von ihm Abschied genommen, hörte ich deutlich, wie meine Ehefrau draußen im Flur ihn um ein Entgelt ersuchte fürs Beschauen der Bilder. Es war zu spät, es verhüten zu können. Was muß der Herr von uns denken!"

Johann konnt sich eines Lächelns nicht erwehren;

ganz gleich war es ja auch ihm ergangen. Das beschränkte und hausbackene Wesen ergötzte ihn also, daß er den Fall von der heiteren Seite auffaßte und sagte:

„Ich meine, solches Wesen ist von belustigender Art, also, daß Ihr ein Auge zudrückt und mir mit lachen helft.“

Doch Dürern war nicht wie lachen; auf seinem Antlitz stand ein Gemisch geschrieben von Ärger und Gram, bis Johann absichtlich das Gespräch auf Luthers Verschwinden brachte.

Da ward der Künstler warm; seine Klagen um den Totgeglaubten ergossen sich, und als man auf die Sache kam und beide in inniger Harmonie sich fanden, ward ein lang Gespräch daraus und Dürer voll Begeisterung. Diese benutzte Johann und frug, ihm lächelnd die Hand auf die Schulter legend:

„Nun, viellieber Meister! ist denn gegenüber solcher großer Zeit jenes Trinkgeld nur eines kleinen Augenblickchens Ärger wert? Ich meine, Ihr müsset selber drüber lachen.“

Verblüfft schaute Dürer auf, lächelte und lachte und sagte:

„Bei Gott, Euer Gnaden! Ihr habt mich auf den rechten Weg gebracht. Will Nachsicht üben und es nehmen, wie es ist.“

Darauf wurden die geschäftlichen Dinge munter und bald erledigt. —

Nicht all so glatt lief Johanns Bemühen ab, den Rat der Stadt um das Edikt von Worms auszuforschen. Man wandt sich, verwies auf den Handel

zwischen Eck und Pirkheimer nebst Spengler und schien besorgt zu sein. Da verlangte Johann ein geheim Gespräch mit dem Rate; das ward gewährt.

Nach einer Stunde beschloß der Rat einstimmig, sich nicht an das Edikt kehren zu wollen und nicht zu dulden, daß Luthers Anhänger verfolgt oder seine Bücher verbrannt würden.

Vierzehnter Abschnitt

Bald nach Schluß des Reichstages zu Worms hatte Kaiser Karl V. Deutschland verlassen, das Reichsregiment an seiner Statt die Zügel der Regierung ergriffen und sich in Nürnberg niedergelassen. Unterdessen zeigte sich die nächste Wirkung des Edikts von Worms. Zwar kümmerte sich der im Auslande vielbeschäftigte Kaiser anfangs nicht weiter darum; dem lag daran, sich mit dem Papste Leo X. zu verbinden wider den König von Frankreich, Franz I. Dafür ward das Edikt in Deutschland um so lebhafter behandelt. Wer noch schwankte, wie er sich hierzu stellen solle, entschied sich, als das Dekret mit dessen Schluß überall bekannt ward, darin es heißt: „Luther sei ein Mensch, der ein freies eigenwilliges Leben lehre, das von allen Gesetzen ausgeschlossen und ganz viehisch sei; ein Mensch, der alle Gesetze verdamme und verrücke; ja er sei nicht ein Mensch, sondern der böse Geist selbst, in Gestalt eines Menschen, in die Mönchskutte eines Augustiners verkleidet —“ und dergleichen Schmeicheleien mehr.

Die einen sagten: „Sind denn die Pfaffenräte und der Kaiser selbst ganz verrückt, daß sie einen selbstlosen und gottesfürchtigen Mann also schmähen?“ — und warfen sich ganz auf Luthers Seite.

Die anderen klagten: „Da sei Gott für, daß wir solch ein Ungeheuer duldeten“ — und scharten sich um Anführer zur Verfolgung der Evangelischen.

Überall im deutschen Reiche aber standen Männer auf aus dem Priester- und Laienstande und predigten und wirkten unerschrocken für das Evangelium. Manch einer von ihnen ward gemartert und geschunden; das Blut von Hunderten floß und Tausende wurden eingekerkert oder vertrieben. Trotz alledem wuchs die Schar der Evangelischen immer mehr, zumal als man die neuesten Schriften des Geächteten gelesen: Über den Mißbrauch der Messe und über geistliche und Klostergelübde. Trotz Martern und Blutgier ging die geistige Bewegung wie ein Lauffeuer durch ganz Europa.

Dazu kam noch, daß die Türken sich an den Grenzen Ungarns aufgestellt und beutesüchtig nach Deutschland herüberschauten. Auch war Papst Leo am 1. Dezember gestorben, sein Nachfolger und dessen Gesinnung noch unbekannt.

Als Johann alle diese traurigen Zeitumstände erwog und zugleich seiner Besorgnis um Luthers Person nicht los werden konnte, ließ es ihm länger keine Ruh. Er schrieb an einen ihm befreundeten Rat des Kurfürsten Friedrich von Sachsen um Auskunft.

Die Antwort lautete verwunderlich, wenn schon auch beruhigend. Es hieß darin, weder der Kurfürst noch

sonst wer am Hofe wisse, wo Dr. Martinus stecke; nur soviel sei bekannt: Er wär in guter Hut.

Und als im neuen Jahre, 1522, noch die Kunde nach Bamberg gelangte, der am 9. Januar gewählte neue Papst, Hadrian, sei ein Niederländer, der scharf gegen den Luxus am päpstlichen Hofe einschreite und einen ernsteren Willen zu gottgefälligem Leben habe als Leo, — da fühlte sich Johann beruhigter und schrieb, oft noch des Nachts, an zween Büchern.

„Das Buch vom Alter,“ hieß das eine, „zu Nutz und Frommen der Deutschen, die Verstands lateinischer Sprache mangeln und tugendlicher Unterweisung begierig sind.“ Auch hier hatte Neuber dieses Ciceronische Werk übersetzt, Hutten die Revision übernommen und Johann das Ganze derartig überarbeitet, daß es für jedermann verständlich ward. Ein Gleiches gilt von dem anderen Buche:

„Ciceronis verdeutscht Büchlein von der Freundschaft,“ darin das Lob der Freundschaft besungen und angegeben wird, was zur Unterweisung von wahrer Freundschaft dient.

Zugleich beschäftigte ihn eine Familienangelegenheit, die in der Verwaltung seines Besitztums Änderungen erheischten. Christoph war in bayrische Dienste getreten und mit seinem Gemahl Eva, geborene Gräfin von Montfort, von Schwarzenberg gen Bamberg gereist, um vom Vater Abschied zu nehmen. Die Tage ihres Verweilens in der Bischofstadt gaben zu denken. Christoph zeigte sich gegen seinen Vater ehrerbietig, wie sich's gehört; sobald aber die Sprache auf die schwebenden

religiösen Fragen kam, nahm er eine reservierte Haltung an, welche dem Vater auffallen mußte. Johann, gewöhnt, offen herauszugehen, frug Christoph nach seiner Sinnesart, konnt aber alles in allem nichts anderes aus ihm heraushören als, jene Fragen seien so hochwichtig, daß man sie nicht allsogleich beantworten könne, sondern sorgfältig abwägen müsse.

Als man Abschied nahm, schien es dem bekümmerten Vater, als sei eine Kluft entstanden.

Die Veste Schwarzenberg mit ihren Gütern kam nunmehr unter Friedrichs Verwaltung, wodurch Johann veranlaßt ward, seine Burgen und Liegenschaften zu besuchen. Kurz vor Scheinfeld, als es schon zu dunkeln begann, traf er auf einen Mönch, welchem ein kräftiger Bursche ein großes Bündel nachtrug. Der Mönch ging rüstig einher, doch verriet die Farbe seines Haupthaares, in welchem sich Grau und Weiß um die Herrschaft stritten, daß er das 60. Lebensjahr überschritten haben mußte.

Als der Priester den Gegengruß Johanns empfangen hatte, stutzte er und schaute dem Freiherrn prüfend ins Angesicht mit einer Miene, welche zweifelhaft erscheinen ließ, ob sie ein vorsichtig Lauern oder nachdenklich Prüfen bedeute. Dies fiel dem Freiherrn auf. In diesem Menschen konnte eine römische Kreatur stecken, die auf Menschenraub ausging. Als er aber den Mönch scharf und durchdringend anblickte, rief dieser mit freudigem Erstaunen:

„Wahrhaftig, Euer Gnaden! denselben Blick hab ich schon einmal gesehen, und wenn anders ich mich nicht

irre, vor sechs- oder siebenunddreißig Jahren im gelobten Land."

„So lange kann es her sein, daß ich dort gewesen," entgegnete der Freiherr. „Wer seid Ihr?"

„Jaja," sagte der Mönch; „so schautet Ihr darein, als Ihr den Mönchen zusahet, die nahe am heiligen Grabe Reliquienstücke machten. Ist Euch nicht mehr erinnerlich, wie Euch ein Mann abhielt, auf die Fälscher einzudringen?"

„Bei Gott, Pater Bernhard!" rief Johann erfreut und stieg vom Pferde, um ungehört von seiner Begleitung und dem Bündelträger mit dem Wiedergefundenen sprechen zu können.

Nun gab's ein nochmalig Begrüßen und ein Gespräch derartig, daß schon nach wenigen Worten ein jeder wußte, was er vom andern zu halten habe. Sie waren beide gleichgesinnt. Nun mußte der Mönch auch erzählen. Daraus aber erkannte Johann, daß er nicht nur einen Mann von reichem Wissen vor sich habe, sondern auch einen hellen und klaren Evangelischen mit warmem Herzen. Ob seiner Predigtweise hatte er sein Amt verlassen müssen, war dann lange umhergeirrt und seit dem Erlasse des Edikts genötigt, sich möglichst zu verbergen und vor Nachstellungen zu schützen. Hatte auch wiederholt gesehen, wie gräßlich die zu Tode gemartert wurden, die nicht von ihrem Glauben lassen wollten. Jetzt ziehe er zur Vorsicht nachts umher, nicht wissend, wo er am nächsten Tag sein Haupt hinlegen sollt.

Teilnehmend hörte Johann zu. Noch etliche Fragen

stellte er an den Verfolgten, bestimmt, zu prüfen, ob er im Evangelio auch fest stehe. Als er sich hiervon überzeugt, sagte er:

„Würdiger Pater Bernhard! So Ihr nicht wißt, wohin, so will ich Euch gern in meinem Gebiete aufnehmen und Euch ein Pfarramt geben. Werdet genug Gleichgesinnte finden, denn in meinen Dörfern wird frei und offen das Evangelium gepredigt."

Dem alten Manne, sich so schnell erlöst sehend, traten die Thränen in die Augen, und seine Knie begannen zu wanken, also, daß er sich auf einen Stein setzen mußte. Das machte das plötzliche Glück, das ihn zu einer Zeit traf, in der sein Leib auf harter Wanderung vor Hunger und Durst schmachtete. Da hieß Johann einem seiner Diener absitzen. Pfarrer Bernhard sollt aufsteigen und die Stunde Wegs bis zur Veste Hohenlandsberg reiten. Ehe dies geschah, nahm Bernhard dem schlichten Burschen das Bündel ab, umarmte ihn und dankte ihm mit bewegten Worten. Darob erstaunt, frug Johann leise nach dem Grunde solcher Vertraulichkeit.

„Ach Herr!" berichtete der neue Pfarrer, „es ist ein junger Bauer aus dem Nürnbergischen. Als ich dort mit meinem schweren Bündel totmatt des Wegs daherzog, stand er auf seinem kleinen Acker und hackte in den harten Boden. Er sah mich und daß mir das Tragen schwer fiel. Er ist ein armer Schlucker. Doch als er erkannte, daß ich ein verfolgter Evangelischer war, nahm er mir das Bündel ohne viel zu fragen ab und hat mir's nachgetragen an vier Meilen weit und sichere Wege eingeschlagen, denn damals war's noch hell."

Johann schaute sich nach dem Helfer in der Not um. Der aber war schon ein groß Stück fortgegangen, also, daß er kaum noch zu sehen war. Da sprengte der Freiherr ihm nach und kam erst nach ziemlich langer Zeit zurück.

„Er hat durchaus nichts nehmen wollen," berichtete Johann; „das sei Christenpflicht, und hatt ich alle Mühe, ihn zu bereden, daß er's nähme, was ich ihm bot; bis ich's ihm aufdrang. Als er aber des Goldes erblickte, erschrak er und wollt's nicht nehmen. Ich mußt es ihm mit Gewalt in die Tasche stecken; klopfte ihm auf die Schulter und sagte: Nimm's getrost, wackrer Bursche! — Darauf ritt ich davon, und er stand da und weinte." — —

Auf Hohenlandsberg hatte Friedrich seinen Vater mit herzlichem Händedrucke begrüßt; auch Bernhard erhielt einen solchen, als er hörte, wer er sei und warum er hier. Der Pfarrer ward gut verpflegt. Anderen Tages teilte er seinem Wohlthäter mancherlei mit, das diesen stutzig machte. Erst nach drei Tagen der Ordnung der Verwaltung seiner Güter ritt Johann wieder zurück nach Bamberg, ernst und schweigsam; denn Bernhard hatte ihm erzählt, was er in Ingolstadt als unfreiwilliger Ohrenzeuge erfahren, daß eine Gesellschaft bigotter Pfaffen und Herren beabsichtige, den Freiherrn zu stürzen, wenn möglich ihn unschädlich zu machen, dieweil man ergrimmt sei, daß er ungestraft die neue Lehre verbreite, sogar unter den Augen seines Herrn und Bischofs. Auch habe dieser derhalb, und zwar zweimal, Vermahnungen bekommen vom Papste. Darum er, Bernhard, warne, sorglos zu

sein. Das alles bewegte Johann in seinem Innern auf der Rückreise. Nach allem Erfahrenen schien Heinz von Gunzingen abermals die Hand im Spiele und andere, mächtigere, für seine Verfolgung gewonnen zu haben. Ein Lichtpunkt war bei dieser üblen Nachricht. Von päpstlichen Vermahnungen an Bischof Georg hatte Johann nie etwas erfahren, erst jetzt. Daß sein Herr trotz alledem die Verbreitung des Evangeliums in seinen Landen ruhig duldete, das hob gar mächtig die Liebe und Bewunderung für seinen Herrn. Ihn bei diesem etwa anzuschwärzen oder gar zu stürzen, das war unmöglich, nach dem soeben Gehörten erst recht. Aber — Bischof Georg war unpaß geworden. Lauerte man vielleicht schon auf einen Nachfolger? War dieser etwa bereits im Stillen bestimmt und von Johanns Feinden bearbeitet worden?

„Das wolle Gott verhüten, daß meinen teuren Herrn der Tod ereile!“ tönte es in Johanns Brust. „Und — sollt es dennoch? — — — Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen. Will Gottesfurcht, doch nimmer Menschenfurcht hegen!“ — und neugestärkt ritt er in Bamberg ein.

Hier ward ihm vom Bischof die Kunde, Dr. Martinus sei am 7. März in Wittenberg eingetroffen, heil und gesund. Die Kunde kam — wie wir heut sagen würden — aus sichrer Quelle, aus bestunterrichteten Kreisen, von zuverlässigster Seite; kurz, sie kam vom Kurfürsten Friedrich an Bischof Georg selbst. Wo er so lange gesteckt, konnt dieser nicht erfahren; wohl aber, daß der Doktor inzwischen das ganze neue Testament in

gut und ehrlich Deutsch übersetzt habe und diese große Schrift drucken lassen wolle.

So mächtig und erhebend diese Botschaft auf Johann wirkte, konnt er sich ihr und der Betrachtung ihrer Folgen doch nicht lange hingeben. Der Reichstag zu Nürnberg stand vor der Thür. Bischof Georg war zu leidend und beauftragte seinen Haushofmeister, ihn dort zu vertreten. Die Instruktion hierzu war allgemein gehalten. Im übrigen überließ er seinem Minister, so zu handeln, wie dieser für recht befinden würde.

So ward Johann Mitglied des Reichstages und saß an Fürstenstatt inmitten der Kurfürsten und Herzöge.

Der Reichstag aber wählte ihn, als man noch im April stand, allsogleich in eine Deputation, die über Religionssachen vorberaten sollte. Bald ward bekannt, daß der Freiherr von Schwarzenberg in dieser Deputation großen Einfluß und Anhang erlangt habe. Trotz vieler Arbeit verwendete Johann jede ihm verbleibende Zeit zur Abfassung eines Buches, darin er angesichts der religiösen Bewegung seine selbständig begründeten Ansichten niederlegte, um das Buch alsdann dem Doktor Luther zu senden, mit dem er von nun an in Briefwechsel stand. Kaum ließ sich der Unermüdliche Zeit zum Essen und nicht selten kam es vor, daß, wenn er sich nach Mitternacht auf drei Stunden zur Ruh gelegt, der Magen heftig knurrend mahnte, daß sein Gebieter ganz vergessen habe, ihn zu füllen. Da mußte dann der Schlaf darüber hinweghelfen.

Die Erwählung Johanns in jene wichtige Deputation

mocht manchem seiner Widersacher ein Dorn im Auge sein, zumal man erfuhr, daß Schwarzenberg mit allen seinen Gründen durchdrang. Weil nun zugleich der Türken Nähe kriegerische Beratungen des Reichstags erforderte und dieser einen ständigen Kriegsrat ernannte, bestimmt, über die beste Verwendung der Widerstandsmittel gegen Türkengefahr zu beschließen; weil ferner das kriegerische Ansehn Johanns gar groß war, so erwählten ihn auch dessen Feinde zum Mitglied dieses Kriegsrates, froh, daß der Freiherr so auf Zeit entfernt ward, denn der Kriegsrat, bestehend aus sechs Mann, mußte seine Entschließungen persönlich in Wien unterbreiten.

Zeit und Nähe der Gefahr drängte zur Beschleunigung. Johann gab sein Buch dem kursächsischen Gesandten von Feylitzsch zur Besorgung an Luther und reiste mit dem Kriegsrat am 13. Mai ab gen Wien, allwo man, wie spätere Nachricht bekundete, am 25. Mai glücklich anlangte. Der Reichstag aber ward einstweilen unterbrochen und beschlossen, ihn im September fortzusetzen.

Unterdessen gab es zu Bamberg viel bedrückte Herzen. Des Bischofs Krankenlager umstanden seine Räte und erste Geistliche, der vom Kaplan Neuber herbeigerufene Friedrich von Schwarzenberg, wie auch Markgraf Casimir und andere hohe Herren. Es sollte mit Georg zu Ende gehen. Der aber drückte noch am letzten Tage den Trauernden die Hand; sagte zu Friedrich: „Werdet wie Euer edler Vater!“, und als dieser und andere ihm weinend die welk gewordene Hand küßten: „Weinet nicht!

ich gehe ein zu meinem Herrn und Heiland, durch dessen Erlösungstod allein ich hoffe, Gottes Reich zu ererben."

Er konnte nicht mehr viel sprechen. Am Abend schloß er die Augen, und am 22. Mai, als draußen die Vöglein jubelten, sangen ihm droben die Englein entgegen: „Wahrlich, du bist ein frommer und getreuer Knecht gewesen. Ziehe ein zu deines Herrn Freude."

Die Kunde von Georgs Hinscheiden verbreitete sich mit Blitzeseile durch das Bistum und die anliegenden Fürstentümer. In Scharen kamen herbeigewallt Hohe und Niedere, und diese vor allen sandten ihm bei der Bestattung reichlich fließende Thränen nach, denn einen so guten Herrn, der sie 17 Jahre lang menschlich und treu regiert, bekamen sie so leicht nicht wieder. —

Als Johann im Juni zurückreiste, erfuhr er erst in Regensburg von dem schweren Verluste, der auch ihn — wohl am allermeisten — betroffen. In Eilritten durchmaß er die Länder; hielt sich auch zu Nürnberg nicht lange auf, zumal es hier ein widerlich Schauspiel gab. Die Keßlerin, die ihren Mann und einen Enkel vergiftet, ward mit glühenden Zangen gerissen und dann lebendig begraben, obgleich der Rat dem Freiherrn früher versprochen, dies nicht mehr zu thun. Auch Kriegsgetümmel erfüllte die Stadt, welche an 700 Mann nebst Geschützen dem schwäbischen Bund zu stellen hatte zur Vernichtung des räuberischen und händelssüchtigen Ritters Thomas von Absberg.

Tief erschüttert kniete Johann an der Gruft des geliebten Herrn; er konnt es kaum verwinden; lag doch

die schönste Zeit seiner Wirksamkeit hinter ihm. Was er vor sich sah, was er selbst bei der besten Annahme zu erwarten hatte, das alles konnte ihm die Vergangenheit nicht ersetzen. Jetzt aber galt es, zu regieren und alles in Ordnung zu halten, bis der Nachfolger des Verstorbenen erschien. Dies war Herr Weigand von Redwitz.

Am 18. Juni zog er in Bamberg ein mit großem Gepränge und ward von der herzugeströmten Bevölkerung in ehrerbietiger Wärme begrüßt. Die meisten setzten große Hoffnungen auf ihn bezüglich ungestörten Glaubenslebens; war doch bekannt, daß der neue Bischof vorher im Dienste des Kurfürsten Friedrich von Sachsen gestanden, woraus man schloß, daß er dessen freimütige Toleranz auch sich zu eigen gemacht.

Johann verhehlte sich nicht, daß er von seinem neuen Herrn, dem Fürstbischof Wigand, nicht alle die Eigenschaften verlangen könne, die sein Vorgänger gehabt und wäre zufrieden gewesen, wenn Wigand gegenüber den religiösen Bewegungen ein Auge zugedrückt hätte. In den bestehenden Einrichtungen wurde auch thatsächlich nichts geändert, so daß Johann manch einen der evangelisch gewordenen Pfarrer, die sich verheiratet hatten, trösten zu können glaubte. Wigands Versicherungen, nichts ändern zu wollen, gaben ihm Grund hierzu, wenngleich des Freiherrn Vorsicht noch nicht volles Vertrauen in des Bischofs Aufrichtigkeit setzen konnte. Bald auch sollte sich etwas ereignen, was Johanns Thätigkeit auf ein weit größeres Gebiet von der Sorge um das kleinere bambergische ablenkte.

Wenig Wochen nach Wigands Antritt ward dem Freiherrn eine Ehre zu teil, wie sie vor und nach ihm keinem anderen jemals erwiesen worden war:

Johann ward zum wirklichen Mitgliede des Reichsregiments erwählt.

Hierin waren nur die Höchsten des Reiches vertreten, die Kurfürsten, die weltlichen und geistlichen Fürsten, 80 freie Reichsstädte und andere Einzelberechtigte, welche sämtlich einen ganz bedeutend höheren Rang einnahmen als den eines einfachen Freiherrn. Wie hochehrend diese auszeichnende Anerkennung von Johanns großen Geistesgaben jeder Art war, ergab schon der Umstand, daß das Reichsregiment, als Vertreter des Kaisers, nur aus Unabhängigen bestehen durfte, sodaß Johann als einzige Ausnahme eine Stellung einnahm, die ihn unabhängig vom persönlichen Willen seines bischöflichen Herrn machte.

Dieser mochte mit Rücksicht hierauf wohl nicht unternehmen, in Johanns Verwaltung des bambergischen Gebietes hineinzureden. Vielleicht auch wollte Bischof Wigand die Schöpfungen seines Vorgängers nicht sogleich umstoßen oder ändern. Kurzum, es zeigte sich anfänglich kein greifbarer Grund, dem neuen Herrn zu mißtrauen. Jene Stellung aber als Mitglied der höchsten Körperschaft im Reiche nötigte Johann, sich zumeist außerhalb Bambergs aufzuhalten, namentlich in Nürnberg, wo das Reichsregiment tagte. Wenn er ab und zu dennoch in der bischöflichen Residenz weilte, so geschah dies nur, weil der für September einberufene Reichstag zu Nürnberg so spärlich beschickt worden

war, daß dessen Verhandlungen erst im Dezember beginnen konnten.

Unterdeß war auf Johanns in Nürnberg verfaßtes Buch eine Antwort Luthers eingegangen, die den Darlegungen des ersteren in allen wesentlichen Dingen völlig Recht gab. Zwei Männer, die voneinander nichts gewußt hatten, begegneten sich so in einem und demselben Gedanken. Mehr noch als jene Antwort erfüllte den Freiherrn die im September erschienene gedruckte Übersetzung des neuen Testaments, welche Luther, wie sich nunmehr ergab, in dem stillen Asyle auf der Wartburg zur Ausführung gebracht.

Jetzt endlich hatte Johann, wonach er so lange gelechzt; jetzt konnte er ohne Hindernisse die Evangelien im geliebten Deutsch lesen. Jetzt auch fand er besiegelt, was ihn schon seit Jahren aus dem engeren Gebiete des Sittlichen in das große, allumfassende der Religion geführt hatte. Dies nicht nur für den inwendigen Menschen, sondern auch für die Mitwelt nachdrücklichst zu verwerten, war nunmehr fast sein ausschließliches Ziel.

Ehe der Reichstag begann, hatte das Reichsregiment über eine allbewegende Sache Beschluß zu fassen.

Vom Papst Hadrian war ein großes Schreiben angelangt, worin dieser verschiedentliche kirchliche Mißbräuche zwar zugestand und deren Abstellung in Erwägung gezogen wissen wollte, jedoch zugleich forderte und mahnte, daß das Wormser Edikt streng vollzogen werden solle.

Wohl kannte Johann etliche Mitglieder des Reichs-

regiments als der Sache des Evangeliums zugethan, und diese konnten ihn wirksam unterstützen.

Dafür gab es aber auch mächtige Feinde, namentlich unter den geistlichen Vertretern. Diese verhehlten zwar nicht ihren hellen Ärger über den Papst ob dessen eigenen Klagen über die Geistlichkeit, doch war darauf nicht im geringsten zu bauen. Auf alle Fälle würden sie für eine strenge Durchführung des Edikts gestimmt und gewirkt haben. Beiden Parteien gegenüber stand die Menge der Ungewissen und Schwankenden. Diese zu gewinnen, war Johanns hauptsächliche Aufgabe.

Die Verhandlungen hierüber im Reichsregiment verliefen stürmisch. Die Päpstlichen verlangten eine sofortige Abstimmung, die übrigen die Wahl eines Ausschusses, der das päpstliche Schreiben vorberaten und dann seine Vorschläge dem Regiment zur Beschlußfassung vorlegen sollte.

Schon während dieser Vorverhandlungen hatte Johann vielfach gesprochen und also, daß seine klaren Gründe auch unter den Ungewissen schnell Wurzel schlugen. Die Abstimmung ergab, daß ein Ausschuß gewählt und der Freiherr dessen Vorsitz führen sollte. Das aber war eine dritte hohe Ehre, denn dieser Ausschuß stellte jetzt die centrale Gewalt des Reiches dar.

Hierin ließ nun Johann nichts fehlen, den zur Zeit noch Unschlüssigen des Reiches Lage gegenüber dem Edikte auseinander zu setzen. Mit klaren Worten schilderte er den Zwiespalt in der christlichen Kirche, zeigte an der Hand der Weltgeschichte, daß große Gedanken, dafern sie Wahrheit enthielten, sich jederzeit von selbst Bahn

gebrochen und daher durch einzelne nicht so ohne weiteres unterdrückt werden dürften. Wohlweislich verlangte er nicht, daß gar keine Untersuchung der neuen Bewegung stattfinden solle; nur sprach er energisch gegen einseitige Machtsprüche.

Die lebhaften Ausschußverhandlungen währten mehrere Tage, welche von den Päpstlichen zu Versuchen benutzt wurden, die Übrigen mit geschickten Wendungen zur endlichen Vollziehung des Ediktes zu bereden. Als jedoch Johann den Vorschlag des Ausschusses nunmehr im Reichsregiment verkündete, welcher in der Hauptsache besagt:

> „Die Ausführung des Wormser Ediktes wird abgelehnt; dafür die baldige Berufung eines christlichen, freien Konzils, in einer deutschen Stadt abzuhalten, gefordert. Für die Zwischenzeit aber soll die Predigt des Wortes von dem Zwange der römischen Dogmen befreit sein —"

entstand zwar ein heftig Für und Wider, bei der Abstimmung aber ergab sich eine so große Mehrheit für den Ausschußantrag, daß die Päpstlichen vollständig geschlagen waren. Johanns Einfluß hatte sich als ein überwältigender erwiesen.

Noch war dieser Beschluß des Reichsregiments dem Reichstage vorzulegen. Immerhin zeigte sich schon jetzt in Nürnberg und überall, wo die Kunde davon eingedrungen, große Begeisterung. Wer noch schwankte, entschied sich für die Evangelischen, und Tausende über Tausende im Reiche fielen deren Sache zu.

Gesandte kamen zu Johann nach Nürnberg, ihm Dank zu sagen. Die ersten Männer der Reichsstadt wetteiferten, den Freiherrn durch große Feste und Gastmähler zu ehren. Der aber schlug alle Ehrenerweisungen ab. Er zog sich still in seine Wohnung zurück und unterhielt sich mit dem, der seine einzige Stütze war, vor dem er sich in Demut beugte.

Selbst wenn Johann übermütig und stolz gewesen wäre, so würden doch diese Eigenschaften durch die inzwischen eingetretenen Ereignisse in Bamberg eine Dämpfung erfahren haben.

Bischof Wigand war anderen Sinnes geworden. Als er vernahm, daß der Papst streng gemahnt habe, trat er aus seinem früheren Versteck heraus und zeigte sich als Feind der Evangelischen. Johann kam bald dahinter, als Wigand einem verheirateten Pfarrer seines Bistums die Ehe verbieten wollte. Der Geängstigte hatte sich an Luther gewendet, dieser wieder an Johann. Und als der Freiherr beim Bischof den Fürsprecher machte und des armen Pfarrers Frömmigkeit und Redlichkeit pries, schnitt Wigand alles weitere ab und verwies den Pfarrer des Landes. Für diesen ward alsbald gesorgt. Auf Johanns Bitte stellte Graf Georg von Wertheim den Verjagten in seiner großen Grafschaft als evangelischen Pfarrer an. Aber Johann ersah aus diesem und vielen anderen Fällen genugsam, daß er hinfort mit Bischof Wigand sich nicht mehr verständigen werde können.

Voll Schmerz bemerkte er, wie die junge schöne Saat aus früheren besseren Zeiten zertreten ward. Was

frei und innig sich dem Evangelium hingegeben und ihm warme Herzensfrömmigkeit und Zufriedenheit überall im Bambergischen gezeitigt hatte, sah sich bedroht und unterdrückt. Selbst die wirtschaftliche Lage der Bauern ward kaum mehr berücksichtigt, also, daß unter ihnen bereits ein Murren begann.

Mit einem Male hinschwinden sehen zu müssen, was Bischof Georg in Menschlichkeit und Milde mit Johann aufgebaut, das erfüllte diesen mit tiefem Schmerz und Trauer. Die Thränen wollten in die Augen treten, aber der Grimm über solch christwidrig Herrschen drängte sie wieder zurück.

Tagelang beriet sich Johann mit sich selbst. Darauf und als er fühlte, daß er ruhiger geworden, setzte er sich hin und schrieb dem Bischof Wigand einen Brief, darin er ihm mitteilte, daß er aus seinen Diensten trete.

Es war entschieden; der Bischof hatte kurz und bündig eingewilligt.

Johann ging daran, seine Geschäfte vollends zu ordnen und alles wohl und richtig seinem Nachfolger zu übergeben, also, daß auch nicht ein Stäubchen auf seiner Thätigkeit zurückblieb.

Darauf ordnete er seine eigenen Geschäfte, packte zusammen, was Dienerhänden nicht überlassen werden konnte und ging zum letzten Male in Kunegundis Gemach.

Das war das Tüchlein, das die Selige noch in der letzten Stunde benutzt; hier das Glas, aus dem sie getrunken. Dort das Glöcklein, mit dessen Schall sie Hilfe in ihrer schweren Krankheit herbeirief. Zweiund-

zwanzig Jahre lang hatte der trauernde Gatte in diesem teuren Gemache verkehrt und nur zwei Jahre mit der Gattin. Mit liebender Sorgfalt packte er all die Sachen und lieben Andenken an die Dahingeschiedene zusammen und was dabei sich sonst noch fand. Seine ganze Lebens- und Ehezeit ward wieder in ihm lebendig. All die schönen Bilder der Vergangenheit traten wieder vor sein geistiges Auge bis zu der Zeit, da die Geliebte blaß und leblos auf der Bahre lag. Die Wehmut hatte längst den Grimm vertrieben. Und ehe er das Gemach für immer verließ, bedeckte er sein Antlitz und ließ dem bittren Thränenstrome seinen Lauf.

Andren Tages reiste er ab zu seiner Veste Schwarzenberg.

Fünfzehnter Abschnitt

Ermutigt durch die Beschlüsse des Reichsregiments hatten viele Städte, so auch Bamberg, offene Herzen gezeigt. Hier war Anfang Januar vom päpstlichen Gesandten ein Schreiben an den Rat ergangen: Sie sollten von Luthers Lehrsätzen lassen und bei den alten bleiben; sollten die vergifteten Bücher nicht lesen, oder zuhören; sollten diese nicht drucken und verkaufen und bemüht sein, die verkehrten Buchdrucker zu bessern.

Das aber war in den Wind geredet. Der Rat ließ sich nicht irre machen, und Erlinger druckte trotz jener Mahnung lutherische Schriften. Und das unter den Augen des Bischofs Wigand, der angesichts des Umstandes, daß im ganzen Bambergischen Gebiete der Geist des Bischofs Georg III und Johanns noch wehte, anfänglich glauben mochte, nichts ausrichten zu können. Vielleicht auch hatten ihn die Beschlüsse des Reichsregiments stutzig gemacht. Und als diese nun der Reichstag verhandelte, ließ er in seinen Unterdrückungen der evangelischen Sache zeitweilig Stillstand eintreten.

Der Reichstag zu Nürnberg hatte sich bis ins Jahr 1523 gezogen. Seine Verhandlungen wurden immer stürmischer, in hohem Grade heftig aber, als der Beschluß betreffs des Edikts vorgelegt ward. Die Päpstlichen, vor allen die Geistlichen, boten alles auf, um diesen verhaßten Beschluß zu nichte zu machen. Bisher hatte sich Johann mehr zuwartend verhalten. Als aber der Bischof von Augsburg den kurfürstlich sächsischen Gesandten von Planitz hart angriff, stand Johann diesem bei. Die Überzeugungskraft seiner Gründe, belegt durch die Wucht der Thatsachen, wie auch seine Klarheit und hinreißende Beredsamkeit, verfehlten auch hier nicht ihre Wirkung. Was auch die Päpstlichen vorbringen mochten: der Reichstag nahm die Beschlüsse des Reichsregimentes an, machte dies dem päpstlichen Nuntius als Antwort auf Hadrians Erlaß bekannt und ließ es durch das ganze Reich verkünden. Bald darauf ward der Reichstag geschlossen.

Johanns Freude über den Erfolg war nicht gering, wenngleich er wohl bedachte, daß die Zukunft erst lehren müsse, ob das Errungene Bestand habe. Wie aber selten eine Freude auf Erden ungetrübt bleibt, so sollte auch der Freudenkelch nicht ohne Wermut bleiben.

Graf Georg von Wertheim hatte seinem Vetter, oder, was noch mehr sagen will, seinem Freunde und Glaubensgenossen mitgeteilt, daß sein Gemahl Margarethe, geborene Gräfin von Montfort, sanft verschieden sei. In Eilritten begab sich Johann nebst Friedrich gen Wertheim, und weil er hier einen tiefgebeugten Gatten vorfand, so gab er aus der Fülle seines Herzensschatzes

reichen Trost, also, daß sich der Graf an Johann aufzurichten begann.

Auch Paul von Schwarzenberg, der Prior, war erschienen, nur Christoph nicht; der hatte sich entschuldigen lassen. Darob ergrimmte Johann, zumal als er von Paul hörte, sein Bruder werde wohl deshalb nicht gekommen sein, weil Margaretha mit voller Hingabe evangelisch sei und so in grellem Gegensatze zu ihrer Schwester Eva stünde.

„Und du?“ frug Johann, gespannt, wie Pauls Meinung jetzt sei. „Erachtest du es nicht als einen Raub an deiner Kirche, der Bestattung einer Evangelischen beizuwohnen?“

Darauf entgegnete der Sohn mit edler Ruhe:

„Für mich sind auch die Evangelischen Christen. Sie haben viele Wahrheiten, wenngleich ich nicht alles unterschreiben kann, was Doktor Martinus sagt. Er ist mir gar zu stürmisch.“

Das aber war mehr, als Johann erwarten konnte, darum er denn befriedigt wieder heimkehrte. Er konnte sich nicht lange in Wertheim aufhalten. Wenngleich er der Regierungsgeschäfte als Bambergischer Minister ledig war, gab's doch genug zu thun fürs Reichsregiment.

Dessen Statthalter und Oberster, der Pfalzgraf Friedrich, mocht des Amtes müde sein und gab dies mehrmals zu erkennen. Alles Zureden Johanns, alle Mühen der Fürsten, ihn umzustimmen, fruchteten nichts. Der Pfalzgraf legte im Juli sein Amt nieder.

Dies kam zu ungelegener Zeit. Das Reichsregiment war im vollen Zuge und hatte große Erfolge

errungen, während diese bei einem Wechsel leicht unsicher werden konnten, je nachdem die Neuwahl ausfiel. Ein klarer Geist mußt an der Spitze stehen, ein Mann, der alles übersah, an alles dachte und besonders geeignet war, das schwere und doch unruhige Reichsschiff geschickt zu lenken. Franz von Sickingen hatte einen Krieg mit Trier angefangen; dem mußte gesteuert werden. Gegen evangelische Pfarrer und deren Anhänger waren viel Gewaltthätigkeiten verübt worden. Das ließ das Regiment scharf bestrafen. So gab's nach allen Richtungen hin zu thun, was große Umsicht erforderte.

Ein Teil der Fürsten und ihrer Vertreter besprach sich in sonderer Versammlung, wen sie an des Pfalzgrafen Stelle wählen möchten, dazu es manche Schwierigkeiten gab, denn der jetzige Statthalter legte sein Amt inmitten der ihm zukommenden Regierungsperiode nieder, sodaß von jetzt an bis dahin, wo des Statthalters Amtszeit gesetzmäßig ablief, noch geraume Zeit lag. Auch mußte der Nachfolger streng genommen ein Fürst sein. Wen aber wählen?

Da kam der sächsische Gesandte von Planitz mit einem Plan hervor, der anfangs nicht ohne Erstaunen angehört wurde. Der war auf Johann von Schwarzenberg verfallen, hatte an seinen Kurfürsten geheimen Bericht erstattet und diesem zur Zerstreuung des Bedenkens, daß Schwarzenberg nur Freiherr und kein Fürst sei, hinzugefügt: „Er ist fürwahr ein geschickter Mann und einem Fürsten gleich zu halten“. Darauf erfolgte eine zustimmende Antwort des Kurfürsten Friedrich von Sachsen. Dies trug von Planitz der Versammlung vor.

Deren anfängliches Staunen währete nicht lange. Mit der Person Johanns war man ganz einverstanden als einer der geeignetsten, und das Bedenken wegen des nicht vorhandenen Fürstenranges hatte die Zustimmung des mächtigsten Kurfürsten im Reiche zerstreut.

Die Sonderversammlung wußte den Freiherrn auf zwei Tage fern zu halten, trug den Vorschlag im Reichsregimente vor und dieses nahm denselben mit so großer Mehrheit an, daß sich die geringe Minderheit fügen mußte.

Johann ward zum Statthalter im Reichsregimente erwählt und somit an Kaisers Statt der Erste im ganzen deutschen Reiche.

Wenngleich diese Erhebung nur periodisch bis zu der vorschriftsgemäßen Zeit einer Neuwahl galt, so war sie doch die höchste weltliche Ehre, die einem Manne zu teil werden konnte. Johann mußte es annehmen.

Überall, wo sich die Herzen der neuen Lehre erschlossen hatten, erscholl ob dieses Ereignisses lauter Jubel.

Hans Sachs, der mit der Überschrift „Die wittenbergische Nachtigall“ ein feurig Loblied auf Dr. Luther gedichtet hatte, wollt nun auch den neuen Statthalter in einem Gesange feiern. Johann erfuhr's durch dritte Hand, hieß aber dem Meister eindringlich, es zu unterlassen und seine schöne Dichtergabe nur auf das Lob Gottes, des Herrn, zu richten. —

Trotz des entschiedenen Auftretens des Reichsregiments und seines Statthalters begann im Reiche eine Reihe von Greuelthaten, Mißhandlungen und Verfolgungen gegen die Evangelischen seitens der päpstlich

Gesinnten; sogar in Nürnberg. Hier hatte Gallus Korn im Predigerkloster offen evangelisch gepredigt. Die Päpstlichen im Kloster hatten ihn eingekerkert und wollten ihn erdrosseln. Als Johann hiervon erfuhr, ward er zornig und rückte den Mönchen scharf zu Leibe. Nürnbergs Bürger aber zogen mit Äxten vor das Kloster, zertrümmerten die Thore und Gefängnisthür und halfen dem Unterdrückten zur Flucht.

Von Erenfried Rank, der seit Johanns Scheiden von Bamberg auf dessen Wunsch beim Grafen von Wertheim angestellt war, ward der Freiherr von manchen anderen Verfolgungsakten in Kenntnis gesetzt. Zu Miltenberg hatten an 100 Reiter auf Befehl Aschaffenburger Pfaffen ein entsetzlich Blutbad unter den friedlichen Evangelischen angerichtet. Zu spät erfuhr Johann hiervon, zwang aber die Aschaffenburger zur Zahlung einer hohen Bußsumme für die Hinterlassenen und Vertriebenen und ließ ihnen sagen, daß, wenn sie sich noch ein einzig Mal erfrechten, die durch den Reichstag Geschützten zu vergewaltigen, er mit ganzer Macht vorrücken werde, sie mit Tode zu bestrafen.

Das schüchterte die Päpstlichen gewaltig ein.

Unmöglich aber konnt Johann im ganzen Reiche weitere Verfolgungen und Morde hindern. Hunderte von Märtyrern mußten Blut und Leben hergeben, ohne daß allerorten eine strenge Züchtigung der blutgierigen Rotten möglich gewesen wäre.

Papst Hadrian war gestorben; seine bis zur Wahl eines neuen Pontifex regierenden Kardinäle hausten dafür um so wütender gegen die Evangelischen, so daß

Johann all seine Macht und Kraft aufwenden mußte, weiteren Greueln vorzubeugen. Tausende verdankten ihm Leben und Eigentum. Je mehr man aber die Evangelischen unterdrückte, um so mutiger standen Prediger auf, die allerorten lehrten; sogar unter Bischof Wigands Augen. Johann Schwanhäuser, der Kustos im Kollegiatstift zu St. Gangolph zu Bamberg, predigte frei das Wort Gottes nach dem Evangelium und fand unter den Bürgern Bambergs kräftige Unterstützung, also, daß Wigand nicht wagte, ernstliches gegen ihn zu thun. Er bekam nur einen Verweis.

Endlich, am 19. November, war ein neuer Papst gewählt worden, der unter dem Namen Clemens VII. bald von sich reden machen sollte. Er sandte den Kardinal Laurentius Campejus in den zum 11. Dezember einberufenen Reichstag zu Nürnberg mit verschärften Instruktionen und Vollmachten. Als dieser in Augsburg der Bevölkerung seinen Segen spenden wollte, ward er hier allgemein verlacht. Nicht besser erging es ihm in Nürnberg. Hier hatte sich der größte Teil der Geistlichen in der St. Sebaldskirche zum Empfange des Kardinals versammelt. Die Nürnberger aber sperrten die Kirche zu und ließen die Geistlichen erst dann wieder heraus, als Campejus still und betreten in seiner Wohnung angelangt war. Alle solche Erfahrungen stimmten den Kardinal nur noch wütender.

Der Reichstag begann erst im Januar des Jahres 1524. Hierbei hatte Johann wohl eine besondere Genugthuung. Es war ein Entwurf der „gemeinen Rechtsordnung“ eingegangen, der fast überall mit der Bambergensis

wörtlich übereinstimmte. Die Aufnahme war eine beifällige; man übergab den Entwurf dem Reichsregimente zu nochmaliger Revision und demnächstiger Aufrichtung und Publikation.

Johanns Freude hierüber ward aber wieder aufgehoben durch die Verhandlungen über die herrschenden Glaubensstreitigkeiten. Des Kardinals Auftreten und geheime Agitationen hatten ihre Schuldigkeit gethan. Die einen gaben nach, andere ließen sich bereden, so daß es schien, als ob die vom Reichsregimente geschützte Sache verloren sei. Aber auch hier erhob Johann seine Stimme und ließ diese durch den Saal brausen, offen und frei von Menschenfurcht. Zwar schwand die Entschiedenheit des früheren Beschlusses über die Vollziehung des Edikts; die Stände waren offenbar kleinlauter geworden. Doch kam durch Johanns mutiges Auftreten wenigstens noch eine, den Fürsten eine Hinterthür lassende Klausel „so viel als möglich" zu Stande, wonach die Stände gelobten: „Sie wollten dem Edikte so viel als möglich geleben". Im übrigen ward beschlossen, daß die Stände zu Hause ihre Ratschläge über die endliche Entscheidung der Religionsfragen vorbereiten sollten, an welche das Reich noch im selben Jahre 1524 zu gehen gedachte.

Kurfürst Friedrich von Sachsen verließ entrüstet den Reichstag.

Campejus hatte längst erkannt, daß Johann sein gefährlichster Widersacher war; nicht etwa wegen seiner hohen Stellung, denn mittlerweile hatte der Pfalzgraf Johann von Hundsrück das Amt eines Statthalters

übernommen. Des Freiherrn geistige Macht war dem Kardinal im Wege, darum sann er auf Mittel, den gefürchteten Gegner irgendwie unschädlich zu machen; so oder so.

So lange das Reichsregiment noch in seiner jetzigen Zusammensetzung blieb, konnte Campejus nichts ausrichten. Das wußte Johann und überlegte, — als er eines Abends durch die dunklen engen Gassen Nürnbergs dem Hause Pirkheimers zuschritt — wie den geheimen Agitationen des Römlings möglichst zu begegen sei. Geheime Verbindungen waren ihm zuwider; Mann gegen Mann sollte es gehen. Doch durfte keine Zeit hierzu verloren werden. Mit Pirkheimer konnte und wollte er sich hierüber aus bekannten Gründen nicht aussprechen. Selber ist der Mann, war sein Wahlspruch.

So in Gedanken vertieft, hörte er plötzlich hinter sich einen Schrei. Er sah sich um und erblickte trotz der Dunkelheit in einiger Entfernung zwei Männer im Ringkampfe. Der eine, anscheinend ein Bürger der Stadt, hatte den anderen, der Kleidung nach ein Mönch, gepackt und suchte diesen unter den fürchterlichsten Schimpf- und Drohworten zu fesseln, was ihm auch gelang; der Mann hatte Riesenkräfte. Ehe Johann hinzutrat, waren noch andere Bürger herbeigekommen, und Johann hörte eine Stimme atemlos rufen:

„Der Hund hat den Freiherrn von Schwarzenberg meuchlings ermorden wollen — — bin ihm lange nachgeschlichen — weil mir nichts gutes schwante — hier schlich er auf den Zehen dem Herrn nach — mit gezücktem Messer — — jetzt hat der Kerl genug!"

Da ergriff die zuschauenden Bürger eine solche Wut, daß sie den Mönch mit Fäusten schlugen und fortschleppten zum Rathaus. Das alles vollzog sich so schnell, daß das Haltrufen Johanns, der jene Mitteilung wohl vernommen, überhört ward und ihm nichts andres übrig blieb, als den, unterdeß um viele verstärkten Männern zu folgen. Am Rathause ward der Missethäter dem Büttel überliefert und von diesem hinter Schloß und Riegel gebracht.

Nun der Mönch in den Händen von gerichtlichen Personen war, konnte Johann vor der Hand nichts weiter machen. Er erfuhr nur, daß sein Retter ein handfester Schmied gewesen, der, wie wohl die meisten Nürnberger, für den Freiherrn durchs Feuer gegangen wäre.

Andern Tags hatte man Untersuchung angestellt. Der Missethäter war kein Mönch, sondern ein gedungener Mörder; das gab er zu. Doch selbst auf der Folter gestand er nicht, wer ihn gedungen.

Johann fand in den nächsten Tagen keine Zeit, sich näher um die Sache zu erkundigen, denn der Kardinal hatte mit einem großen Anhange in dem zusammengeschmolzenen Reichstage Anträge gebracht, die all sein Denken in Anspruch nahmen. Eine starke Gegnerschaft des Reichsregiments verlangte die Entlassung der bisherigen Regimentsmitglieder; der Kardinal insonderheit die des Freiherrn von Schwarzenberg. Hierzu hatten sie kein Recht, also, daß sich ein erbittert Wortgefecht entspann. Das Reichsregiment wollt sich natürlich in

keiner Weise fügen und konnte es schon deshalb nicht, weil der Erzherzog Ferdinand, durch seine österreichischen Lande ebenfalls Mitglied, abwesend war.

Da zeigte Campejus ein Schreiben dieses Fürsten vor, das nach Siegel und Unterschrift nicht anzufechten war. Hierin aber verlangte auch dieser die Auflösung. Nunmehr erst, als sogar dieser mächtige Fürst seinen Schutz entzog, wichen die Mitglieder des Reichsregiments, doch also, daß sie kräftigst protestierten.

Gleich darauf zog Markgraf Casimir den Freiherrn auf die Seite und verhandelte lebhaft mit ihm.

Der Kardinal sagte nach Schluß der Verhandlungen zu Johann in freundlich süßlichem Tone:

„Nun werdet Ihr Euch wohl auf Eure Veste Hohenlandsberg zurückziehen, um dort nach arbeitsreicher Thätigkeit gehörig auszuruhen?“

Da aber trat Casimir dazwischen und sagte derb:

„Mit nichten, Herr Kardinal! der wohlverdienstliche Freiherr Johann von Schwarzenberg ist unser Landhofmeister in unsren fränkischen Fürstentümern geworden.“

Darob machte Campejus ein verblüfft Gesicht, sammelte sich aber und erwiderte achselzuckend:

„Was will das sagen!“

„Das will so viel sagen,“ entgegnete der Fürst, „daß der Schwarzenberg in unsern Landen, wie auch als mein und meines Bruders Gesandter im Reichstage fortfahren wird, sich nützlich zu machen.“

Casimir erhielt nur einen giftigen Blick, Johann gar keinen, worüber dieser sehr betrübt war.

Inzwischen hatte der Rat jenen Meuchelmörder enthaupten lassen, so daß es dunkel blieb, ob er von einem weltlichen, oder gar von einem geistlichen hohen Herrn gedungen gewesen.

Johann aber hatte sich auf einen Tag der Sammlung still zurückgezogen, der Gnade Gottes dankbar gedenkend, die ihn behütet. Auch seines Retters dankbar im Gebete gedenkend; der hatte alle Belohnung rundweg abgeschlagen.

Nicht müßig blieb Johann an diesem Tage. Er schrieb an einem Buche „über die streitigen Lehrsätze“, darin er den „rastlosen Streit wider das Böse in herzlicher Zuversicht auf die Gnade Gottes“ als Hauptsache bezeichnet. Und diese Zuversicht ist ihm ein Verhältnis zu Gott, das alle sonderen Vermittlungen durch Priesterschaft verüberflüssigt. Streng zuwider sind ihm die sogenannten verdienstlichen Werke, die man gleichsam als Ersatzmittel für unterbliebene schwere Pflichterfüllung betrachtet; insonderheit der hierauf beruhende Ablaß. Alles, was Johann längst vor Luthers Auftreten vorbereitet hatte, legte er in diesem Buche nieder.

Das Gebaren des Kardinals Campejus und seines Anhanges hatte überall einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Selbst solche, die nach dem Papsttum neigten, verurteilten scharf des Kardinals Lügen im Reichstage, daß die Beschwerdeschrift des früheren Reichstages nicht im Namen der Fürsten nach Rom gelangt sei, ja,

es sei überhaupt gar keine amtliche Kunde nach Rom gekommen. Zudem suchte er fernere Entschlüsse des Reichstags zu unterwühlen, indem er für Juni eine Separatversammlung zu Regensburg bewirkte, welche einen Teil der Fürsten fest an die päpstliche Sache fesseln sollte.

Auf dieses Treiben gaben die Nürnberger eine kräftige Antwort. Die Stadt bekannte sich unter Führung Spenglers, Nützels und Ebners frei und offen zur Annahme von Luthers Lehre, ließ evangelisch predigen und hob zwei Klöster auf. Die Augustiner Prior Volbracht und zwei Pröbste sollten sich ob ihrer Wandlung vor dem Bischof Wigand verantworten und widerrufen. Sie blieben aber standhaft und viele folgten ihnen nach.

Auch in Bamberg zeigten sich die Folgen. Prior Burkhard, Kaplan Neubert und andere Geistliche mehr, traten aus des Bischofs Dienst und zogen fort, gleich dem Drucker Erlinger, der sich nunmehr in Wertheim niederließ.

Je mehr gedrückt wurde, um so mehr schob es dagegen.

Mit Aufmerksamkeit verfolgte Johann das Leben, das sich in fast allen Teilen des deutschen Reiches wider die Päpstlichen kund gab, so auch in Nürnberg. Gern hätte er hier noch längere Zeit geweilt. Doch weil er bei dem baldigen Antritt seiner neuen hohen Würde als fürstlicher Landhofmeister nach Ansbach übersiedeln und auch zumeist hier hausen mußte, so mahnte die Zeit zur

Abreise. Ehe diese geschah, nahm er von seinen Freunden Abschied, von Dürer, Scheurl, Nützel, Pirkheimer und anderen.

Bei letzterem traf er Albrecht Dürer, der im Begriff stand, Pirkheimers Bildnis zu malen. Sogleich legte Dürer den Griffel weg und beteiligte sich am Gespräch, das je länger je tiefer wurde. Von den gegenwärtigen politischen Zuständen gelangten die Drei auf die kirchlich-religiöse Bewegung, welche Veranlassung gab, des Kardinals Campejus Handlungen zu geißeln. Dies führte aus dem Allgemeinen ins Besondere, zu menschlichen Eigenschaften schlimmer und guter Art, so daß das Gespräch die Moralia oder Ethica dauernd festhielt. Es ward nur einmal unterbrochen. Pirkheimer verließ das ebenso prachtvolle als trauliche Gemach und kehrte nach kurzer Zeit mit einem geschriebenen starken Hefte zurück, das er dem Freiherrn darreichte.

„Das ganze Leben Eurer Gnaden," sagte er zu diesem, „ist auf Ethica gerichtet gewesen. Wenngleich sich diese zur religiositas erweitert hat, so war sie doch immer der Ausgangspunkt Eures ganzen Strebens. Ihr schöpftet, wo Ihr konntet; habt die humaniora und mit diesen die Schätze der alten Weisen immerdar gar hochgehalten, also, daß ich mir dachte, es würde Euer Gnaden nicht unlieb sein, auch von Plutarch des näheren hierüber zu hören. Hab diesen darum ins Deutsche übersetzt mit dem Vorsatz, Euer Gnaden dieses Buch, das demnächst gut gedruckt werden soll, zu widmen. Ich bitte, es gewogentlich aufzunehmen."

Johann hatte in seinem Leben schon viel hohe

Ehren erfahren, ja auch die höchste, was staatliche Machtstellung betrifft. Die Ehre aber, daß ein Gelehrter von Pirkheimers bedeutendem Rufe ihm eines seiner Werke widmete, war er versucht, noch höher zu stellen, denn in ihr lag eine große Anerkennung der Tiefe seines Geistes. Darum rötete aufrichtige Freude seine Wangen, und ein wiederholter Händedruck begleitete seine warmen Dankesworte.

Schöne Stunden verflossen wie Minuten. Pirkheimer, obgleich von Gicht geplagt und leicht geneigt zur Nörgelei, ward aufgeräumt und heiterte mit seinem liebenswürdigen Witze die Freunde auf, also, daß es einen Abend gab, der dem Freiherrn unvergeßlich blieb und wie ein Balsam vorkam nach so vielen Schlägen. Oder sollte das Erfahrene ein stärkender Labetrunk sein für künftige Kämpfe? Auch diese Frage entstand in Johann, als er in Ansbach die angenehmen letzten Stunden nochmals überdachte.

Die Antwort sollte bald erfolgen. Eines Tages überreichte ihm einer seiner Diener ein Paket, das ein Bote gebracht; der aber habe sich alsbald aus dem Staube gemacht. Verwundert öffnete Johann. Er fand eine Druckschrift vor, darin mit starken Worten eine Lanze für die römische Kirche wider die Evangelischen gebrochen und zugleich mit heftigen Ausdrücken verdammt wird — was doch auch Johann gethan —: daß das Abendmahl in beiderlei Gestalt genommen und zur Fastenzeit Fleischspeise gegessen werde. Die ganze Schrift ging Stück für Stück wider Johanns Bekenntnisse, als wäre es auf ihn gemünzt gewesen. Dazu enthielt sie

nur Drohungen und leere Behauptungen, also, daß Johann begierig ward, den Namen des Verfassers zu erfahren. Der aber war in diesem Exemplare des Buches weggelassen worden.

Schon wollt Johann daran gehen, jene Schrift zu widerlegen. Weil sie ihm aber zu unbedeutend erschien und nichts bewies, er auch mit Einarbeitung ins neue Amt viel beschäftigt war, so legte er die Schrift bei Seite, um sie erst später, dafür um so nachdrücklicher, bekämpfen zu sollen.

Einige Zeit nachher erhielt er lange Briefe von seinen Kindern Friedrich und Barbara. Erstaunt ersah er aus des Ersteren Schreiben, daß Christoph der Verfasser jener Druckschrift war und diese an alle Geschwister, Freunde und Bekannte gesandt hatte. Wohl befriedigte ihn Friedrichs im Briefe ausgesprochener Zorn über dies Gebaren eines Sohnes wider den Vater. Wohl auch erfreute ihn Barbaras langes Schreiben, in welchem sie dem Bruder zürnte und den Vater bat, sie aus dem Kloster zu erlösen, da sie längst den Lehren Luthers anhange. Aber heller Zorn überkam ihn, und fest stand es nunmehr, Christophs schmähende Auslassungen mit vernichtenden Entgegnungen zu beantworten.

Auch sonst noch hatte Christophs Schrift Unwillen erregt. Johanns Kaplan, der Die von Montfort kannte, gab ihm den Schlüssel zu dieser erstaunlichen Wendung.

„Bin überzeugt," sagte er, „daß Euer Gnaden Sohn nur der Verführte ist. Schon vor 300 Jahren war es ein Simon von Montfort, der sich als Ketzer-

verfolger einen üblen Namen gemacht. Und die jetzigen Montforts, vornehmlich Herrn Christophs Gemahl Eva, sind nicht viel besser und werden wohl das ihrige gethan haben, ihn zu verhetzen und umzustimmen.“

„Das ist mir recht wohl denkbar,“ entgegnete der Freiherr; „blieb doch schon früher Christoph mit seiner Verführerin Eva fern von Wertheim, als deren evangelische Schwester Margareta beerdigt werden sollte. Bei Gott, Herr Kaplan! Wie einst die teuflische Schlange die Eva verführte, so ist die Eva von Montfort zur teuflischen Schlange geworden und Christoph so haltlos und schwach, ihr nachzugeben.“

Von nun an war Johanns Sinn auf nichts anderes gerichtet, als dem abtrünnigen Sohne für dessen schnöde That seinen vollen Zorn fühlen zu lassen. „Wie hatte ich mich bei seiner Geburt gefreut!“ sprach er mit sich selbst. „Hab ihn umhergetragen in meinen Armen und mit herzlicher Vaterliebe gepflegt und gehütet. Ein reich Erbteil ließ ich ihm werden und nichts unversucht, es zu mehren, auf daß er glücklich werde. Hab ihn erzogen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn aller Herren und in sein Herz das lautere herrliche Gotteswort des Evangeliums gegeben, auf daß er Frieden und Seligkeit finden möge. Hab alles gern geopfert, was ein Vater opfern kann — und nun seh ich, daß ich eine Schlange an meinem Busen gehegt! Pfui! Pfui! Pfui!“ — — Und heiß wallte es in dem erzürnten Vater, also, daß er die Feder zur Hand nahm, sie in die Galle seines Gemütes tauchte und mit zornigen Worten auf des Sohnes Unthat einhieb.

Wie sehr er sich auch mühte, den Gegenschlag wuchtig auszuteilen, so kam er doch nur langsam vorwärts. Tagelang stand er abwechselnd auf und griff wieder zur Feder, ohne daß die Schrift gefördert worden wäre. Woher kam das?

Die Antwort gab ihm eine innere Stimme. Der Mann, der schon in jüngsten Jahren der Tugend nachgestrebt, der sich schon lange gesagt, daß die Krone nur durch Kampf errungen werden könne, durch unablässigen Kampf wider das Böse im eigenen Innern, — der mußte auch in sich erkennen, was von seinen Gedanken gut und bös war; der mußte auch hier kämpfen wider das Böse nicht bloß in der Welt, auch in der Menschenbrust. Und dieser Kampf begann, indem dem Vater eine Stimme zurief: „Ist's nicht dein Kind? dazu nur ein verführtes? Und wie vermöchte ein Zorn die gute Sache zu adeln, wenn der nicht aus heiliger Quelle der Gerechtigkeit entstammt, sondern nur aus dem persönlichen Grimm und Ärger des verletzten Herzens eines Vaters?"

Und diese Stimme siegte, als weitere zwei Tage heftigen Kampfes verstrichen waren.

Wohl mochte ein gerechter Zorn die Worte der Entgegnung diktieren, doch also, daß diese vor allem nur die Sache im Auge behielt und nicht die Gereiztheit der Person durchdrang. Von nun an flossen die Gedanken ohne Weile und Stockung.

„Wo ich," begann er, „zu deiner öffentlichen unchristlichen Irrung, und daß du dich andere dazu zu verführen unterstehst, schweigen sollte, und zur Abwendung

dessen meinen möglichen Fleiß nicht aufwenden, sondern das wegen zeitlicher Geschäfte oder menschlicher Furcht unterlassen wollte, so möchte mir dadurch nicht allein bei frommen Christen, sondern zuvörderst bei Gott dies sträflich sein. Darum ich denn —“ und nun setzte er in sachlichem Tone die Vorrede fort, um dann fortzufahren: „Nachdem deine Verblendung am meisten daraus folgt, daß du die menschliche Gewalt der Päpste, Bischöfe und Konzilien auf das allerunchristlichste über und wider das Wort Gottes zu heben dich unterstehst, sind dieselben Artikel den andern vorgesetzt und auf der jeden meine Unterrichtung und Ermahnung aus Grund offener, lauterer göttlicher Schriften gestellt. Und dieweil ich dich in deinem, wider das göttliche Wort gerichteten Schreiben als ganz freventlich und verächtlich erkenne, und darum besorgen muß, daß du das Durchlesen dieses meines Schreibens verachten möchtest, so vermahne ich dich aufs ernstlichste beim vierten göttlichen Gebote, das dich zu kindlichem Gehorsam verbindet, du wollest diese meine väterliche Unterrichtung durchaus mit wahrer Aufmerkung lesen, dem göttlichen Wort, durch das alle Dinge gemacht, auch Gott selbst unser Leben und Licht ist, aller Menschen Vernunft, Gewalt und Macht demütiglich unterwerfen und dieselben nicht nach Luciferischer Art Gott gleich, noch viel weniger darüber achten. — Wendest du ein, daß solche Artikel zu lesen etwa durch geistliche und weltliche Obrigkeit verboten sei, so sage ich darzu mit Grund göttlicher Schrift, daß weder Päpste, Bischöfe, Konzilia, noch alle anderen Kreaturen im Himmel und auf Erden Macht und Gewalt haben,

das klare, helle, lautere, offene Wort Gottes, deß ich hierin gebrauche, zu verdammen, noch zu verbieten. Ich weiß deß wohl, daß uns nicht allein menschliche Vernunft und Ordnung, sondern auch evangelische und apostolische Schriften lehren und heißen, zuvörderst Kaiserlicher Majestät, auch den Königen und ihren Befehlshabern in allen menschlichen Dingen gehorsam zu sein; will auch, so Gott will, mein Leblang anders zu thun oder jemand anders zu unterweisen nicht erfunden werden. So viel aber Gott und sein unzweifelhaftes Wort, auch derhalben unsere Seele und Gewissen betrifft, sollen wir Gott mehr als den Menschen gehorsam sein. Und wer sich darwider vor den Menschen Christi schämt, deß will er sich vor seinem himmlischen Vater auch schämen. Wer in solchem Fall nicht Haus, Hof, Weib, Kinder und in Summa alle Dinge um seinetwillen verläßt, der ist sein nicht würdig."

Um den Sohn nun in der eigentlichen Sache auf Grund der Bibel zu widerlegen, betonte Johann zunächst, daß das Haupt nicht der Papst noch das Konzilium ist, sondern allein Christus; die Gläubigen sind seine Glieder. Bei Matthäus, Kap. 19, V. 18 ist der Felsen nicht Petrus oder irgend ein andrer Mensch, sondern das Bekenntnis von Christo, das Petrus soeben abgelegt hatte, wenn auch nicht aus sich selbst, denn „Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbaret". Und selbst, wenn das Wort Fels dem Petrus gälte, so gelte es deshalb doch nicht den Päpsten, die dem Petrus so ähnlich seien, als eine Fledermaus dem Menschen, ein Wolf einem Schaf, ein Teufel einem Engel. — Was Glauben, Liebe und Werke betrifft, so

begreift er alles in einen Baum, daran der Glaube die Wurzeln, die Liebe der Stamm, die blätter- und fruchtreichen Äste die Werke. — Weiter sagte er, daß ihn die Irrung seines Sohnes nicht verwundere, da er selbst doch in solchem Spitale siech gelegen habe. Der Glaube aber ist nicht derjenige, den auch die Teufel haben und zittern; also nicht das bloße Fürwahrhalten, daß Gott sei, — sondern der Glaube in Gott; dies Wörtlein **in** beschließt in sich die große göttliche Zuversicht. Ohne diesen Glauben kann es auch keine wahre, uneigennützige Liebe geben, wie nicht bloß die Schrift, sondern auch die Vernunft lehrt, — was er weiter entwickelte. — Darauf verwirft er die päpstliche Ohrenbeichte, weil sie die wahre Reue durch Veräußerlichung vernichte. Von den Sakramenten erkennt er nur zwei an und verwirft die Ausschließung vom Kelch als schriftwidrig; dasselbe gilt vom Cölibat, von dem „durchaus heidnischen Reliquiendienst“ u. a. m. Zum Schluß fügte er noch eine „Ablehnung etlicher gemeiner Einreden der Päpstischen wider das Wort Gottes an und desselben Lehren“, wobei er als falsch bezeichnet, wenn man eine schonende Behandlung der Schäden in der bestehenden Kirche verlange, indem er, an seinen Sohn gewendet, fortfährt: „Du kannst nicht leugnen, daß wider Abgötterei und Gotteslästerung die Propheten, auch der allergütigste Herr Christus selbst und seine Apostel nicht gefuchsschwänzt oder geheuchelt, sondern scharfe, strafende Worte gebraucht haben. Trotz aller Greuel, Martern und Verjagungen seitens der Päpstlichen hat Gott zu dieser Zeit die Steine reden machen. Je mehr Ihr auf

dieselben schlagt, je sehrer und lauter sie tönen." — Auch den Einwurf, die häufigen Bauernunruhen stammten von Luthern, weist er zugleich an der Hand der Weltgeschichte als lächerliche Dummheit oder Bosheit zurück. Der größte Aufruhr und die größte Unordnung kommen davon, daß die Päpstischen wahrheitsliebende evangelische Prediger verjagen und die Irrung des Volkes viel lieber als die evangelische Wahrheit dulden wollen. —

Diese seine Verwarnungs- und Bekenntnisschrift nannte Johann „Beschwörung der alten teufelischen Schlangen mit dem göttlichen Wort" und ließ sie bei Hans Herrgott zu Nürnberg drucken, allwo sie 284 Seiten lang zum erstenmale anno 1525 erschien. —

Sechzehnter Abschnitt

Barbara's Bitte, sie aus dem Kloster zu nehmen, fand beim Vater die größte Bereitwilligkeit. Er schrieb ihr einen beruhigenden und zusagenden Brief und verhieß, noch im gegenwärtigen Jahre 1524 sie abzuholen. Weil dies aber nicht allzu einfach zu bewerkstelligen war und nach Fertigstellung seiner Schrift die Regierungsgeschäfte sich anhäuften, mußte er es noch verschieben.

Veranlaßt durch den Nürnberger Beschluß, daß die Stände zu Hause ihre Ratschläge über die endgiltige Entscheidung der Religionsfragen vorbereiten sollten, hatte Markgraf Casimir eine Versammlung zu Windsheim angeordnet, zu welcher die Edlen, vor allem zwei Grafen von Henneberg, Graf Johann von Castell, Graf Georg von Wertheim, der von Limburg, sowie die Vertreter von Nürnberg, Rothenburg, Windsheim, Schweinfurt u. s. w. u. s. w. erschienen waren.

Schon beim Antritt seines neuen hohen Amtes, das sofort die Bestätigung des abwesenden Markgrafen Georg erlangte, hatte Johann gemerkt, daß er mit diesem voll-

kommen, mit Casimir nur zum Teil übereinstimmte, wenigstens nicht in allen religiösen Fragen. Trotzdem ließen zwei Umstände ein gutes Einvernehmen mit Casimir erhoffen. Einesteils wußte sich Johann mit diesem völlig eins in der Aufrechterhaltung einer geordneten und starken Regierung zur Unterdrückung übermütiger Privatgewalt. Andrerseits zeigte sich der Fürst noch geneigt zum Reformieren in religiösen Fragen, wenn auch nicht in dem Umfange wie sein Bruder, der mit seiner Entschiedenheit und dem Vertrauen zum Siege der Wahrheit von jenem bedeutend abstach.

Die Versammlung zu Windsheim, in welcher die Vorbereitungen zur Ausarbeitung von Ratschlägen getroffen wurden, hatte dem Fürsten Casimir klar und deutlich gezeigt, daß sein Landtag in der großen Mehrheit lutherisch war. Weil sich dies nun ebenso wie an seinem Bruder, auch an seinen höchsten Räten erwies, an Johann, von Seckendorff und Rat Vogler; weil endlich Casimir selbst trachtete, durch Verluste der Gewalt der Geistlichen seine fürstliche Macht zu stärken, so geschah es, daß Johann mit ihm gut auskam und seinen Einfluß geltend machen konnte.

Die Versammlung wurde zu einer neuen für Ansbach vertagt, allwo die Ratschläge eingebracht werden sollten. Hierzu hatte Johann vollauf zu thun, also, daß vom Gönnen irgend einer Ruhe nicht die Rede war. Weil aber Barbara in einem zweiten Briefe um baldige Erlösung bat, so opferte der fürsorgende Vater der Arbeit auch seine Nächte, um Zeit zur Abholung der Tochter zu gewinnen.

Als Johann nach anstrengendem Eilritte mit etlichen seiner Diener in Bamberg angekommen, hörte er, daß Bischof Wigand in Regensburg weile, allwo die Päpstischen Beratung pflogen. Derhalb ritt er direkt vor das Kloster zum heiligen Grabe und verlangte hier die Auslieferung Barbaras. Die ward ihm verweigert, obgleich Barbara Priorin war und zu befehlen hatte. Johann gab kurz und bündig zur Antwort, daß er, wenn man die Priorin binnen einer Viertelstunde nicht herausließe, er mit Gewalt sie befreien würde.

Das alte Ansehen des früheren Ministers und weil von diesem nur zu bekannt war, daß er nie lange zu fackeln pflegte, sondern auf das Wort allsogleich auch die That folgen ließ, bewog die Klosterbewohner, seine Forderung zu erfüllen, und Barbara lag alsbald in des Vaters Armen.

Auf der Veste Schwarzenberg fand sie Unterkommen und den Schutz ihres starken ritterlichen Bruders Friedrich, dafern der Vater selbst ihn nicht gewähren konnte.

Von diesem Schritte Johanns hatte man in Regensburg während der mehr als zweiwöchentlichen Verhandlungen erfahren. Bischof Wigand ward sehr erregt, und Kardinal Campejus spie Feuer und Flammen. Auf dessen Betreiben hatte die Versammlung erklärt, daß das Wormser Edikt genau durchgeführt, die Anhänger Luthers streng bestraft, scharfe Censur eingeführt und die Besuche der Wittenberger Universität verboten werden sollten. Dem fügte Campejus noch bei, daß der Frei-

herr Johann zu Schwarzenberg angehalten werden solle, sich vor dem Bischof allsogleich zu verteidigen.

Als Johann hiervon in Kenntnis gesetzt worden war, gab er nach Bamberg zur Antwort, die Rechtfertigung seines Schrittes würde ihm leicht fallen und man solle sie haben, doch nicht ‚allsogleich‘, wie der Kardinal verlangt, sondern erst dann, wenn er Zeit habe.

Erst mußte der Landtag zu Ansbach beendet sein.

Zu diesem lud Casimir auch sämtliche Prälaten ein; ebenso sollte jede Stadt einen Vertreter schicken. Jeder der Geladenen erhielt die früher beratenen Artikel zugesandt.

Die Geistlichen thaten ihr Möglichstes, die Beratungen zu verhindern. Der Bischof von Würzburg, Konrad von Thüngen, das Gegenteil seines duldsamen Vorgängers Laurentius, ließ durch einen sonderen Boten ein Schreiben an Casimir gelangen, darin er gegen das Vorhaben bestimmten Einspruch erhob und zum Schlusse sagte, er wolle ein Mandat, daß die Geistlichen sich aller Disputation enthalten sollten, an die Stiftskirche zu Ansbach anschlagen lassen.

Anfänglich hierdurch kopfscheu geworden, beriet sich der schwankende Fürst mit Johann. Der aber wußte geschickt die Sache am rechten Ende anzufassen, hielt dem Fürsten vor, daß des Würzburgers Schritt ein Eingriff in seine Rechte sei und brachte ihn dahin, dem Bischof durch einen fürstlichen Boten die Entscheidung zukommen zu lassen: „Das bischöfliche Schreiben sei für ihn nicht vorhanden, dieweil er von keinem anderen

Mandat wisse als dem Reichsabschied, dem allein er als gehorsamer Fürst des heiligen Reiches nachkommen werde.“

Dem Würzburger Boten aber ließ Johann bedeuten, er solle das Anschlagen des Mandates weislich bleiben lassen, wenn anders er nicht vorzöge, gestäubt zu werden. Das wünschte der Bote jedoch nicht an seinem Leibe zu erfahren und empfahl sich schleunigst.

Im Landtage beriet man nun zuerst den Regensburger Ratschlag der Päpstischen. Der ward in allen Stücken durch die Bibel und Vernunft widerlegt. Darauf folgte der Bericht über den langen und erschöpfenden Ratschlag der Ansbacher, der einsichtsvolle des Grafen Wilhelm von Henneberg, der stürmische und energische vom Grafen Georg von Wertheim und zuletzt die Ratschläge von Windsheim und von Schwabach.

Von allen ward benutzt, was beweiskräftig war, so daß die Stände sich zu einem Ratschlag einigten, den man in der Folge den von Ansbach nannte. Konnte man Johann als die Seele hiervon bezeichnen, so wirkte er auch fernerhin mit aller Kraft und Umsicht. Sein Antrag auf freie Verkündigung der Evangelien fand bei den Ständen volle Zustimmung; weniger bei Casimir. Der ward unschlüssig, weil beeinflußt durch ein inzwischen angelangtes scharf Gebot des Kaisers, von der Ausführung der Nürnberger Beschlüsse abzustehen.

Da galt es für Johann, den Fürsten zu befestigen und mit Überzeugungskraft zu bestimmen, trotz jenes Schreckmittels einen entscheidenden Schritt zu thun. Das aber hielt gar schwer. Das Wenigste von dem, was

Casimir verlangte, war, daß an den kirchlichen Gebräuchen nichts geändert werden solle. Endlich hatte Johann seinen Herrn zu der Vermittlung gebracht, mit dem Landtag zu erklären:

„daß man der Predigt des Wortes freie Bahn geben, aber Neuerungen in den Einrichtungen zur Zeit unterlassen solle."

Was aber konnte dieser Endspruch nützen, da doch Casimir den Ansbacher Landtag entließ ohne bestimmten Beschluß bezüglich der Ratschläge.

Wohl verstimmt hierüber, gab doch Johann die Hoffnung nicht auf; hatte doch auch des Fürsten Bruder Georg ein Wort mit hineinzureden. Diesem berichtete nun Johann, wie es ohnehin seine Pflicht war, doch mit so beweglichen Worten, daß hierauf vom Markgrafen Georg zwei Schreiben einliefen. Das eine galt seinem fürstlichen Bruder und bestand ernst auf dem reinen Predigen des Gotteswortes. Das andere richtete sich an Johann und dessen Räte, darin gesagt ward: „Sie sollten ihren Herrn, Casimir, fortgesetzt auf die Liebe Gottes und nicht auf Menschenfurcht weisen und bemüht sein, daß nicht allein das Wort rein gepredigt, sondern auch gestattet werde, daß sich alle Unterthanen dem Worte gemäß halten mögen, ungeachtet dessen, was durch menschliche Satzungen dawider gebraucht oder Herkommen ist. Denn nicht allein unnütz, sondern auch schimpflich, gotteslästerlich und verdammlich wäre, wenn man das göttliche Wort nur zum Schein lauter und rein predige und dem entgegen die christlichen

Zuhörer von ihrer christlichen Freiheit wegtreibe zu unchristlichen Menschensatzungen."

Befriedigt zeigte Johann dieses fürstliche Schreiben dem von Seckendorff und von Vogler vor. Alle Drei schöpften wieder Hoffnung, denn als sie mit dem Fürsten Casimir hierüber konferierten, ward dieser wieder befestigt, also, daß er eine Versammlung für Rothenburg ausschrieb, wo die Beratungen fortgesetzt werden sollten. Dies geschah denn auch, und ward, hiermit zu Ende, ein Landtag zu Ansbach für 1525 festgesetzt, der einen endgiltigen evangelischen Ratschlag feststellen sollte.

Johann aber ging nunmehr daran, an den Bischof Wigand ein Sendschreiben aufzusetzen, darin er wohl mit Ehrerbietung, aber doch mit voller Bestimmtheit treffliche und christliche Ursachen anzeigt, wie und warum er seine Tochter Barbara aus dem Kloster und wieder zu sich genommen.

Das schöne Schreiben*) war an fünf Seiten lang und ward bald bekannt, also, daß Luther und manch Anderer noch einen herzlichen und zustimmenden Brief an den Freiherrn sandte.

Inzwischen war ein großes schwarz Gewölk am Himmel des Volkslebens aufgezogen, das ein schweres Wetter voraussehen ließ. An einzelnen Orten zeigte sich schon ein Erguß. Zwischen Erlangen und Bamberg erhoben sich die Bauern von Forchheim und Herzogenaurach wegen allzugroßer Steuernlast. Sie wurden durch die Bischöflichen mit Gewalt unterworfen.

---

*) In: Reformations-Geschichte des ehemal. Bistums Bamberg, von Joseph Heller. I. bis III. Heft, Beilage VIII.

Wären Bischof Georg und Johann noch im Bistum gewesen, so würde dieser Einzelversuch nicht vorgekommen sein.

Auch die Bauern von Kempten und Reichenau waren wieder aufgestanden, und als der März heranrückte, hatten sich die Bedrückten und Unzufriedenen des halben Reiches bereits zu großen Schlachtscharen bei Rothenburg vereinigt, um von hier sengend und mordend auf Würzburg los zu marschieren.

In Franken übernahm Casimir die Unterdrückung der Bewegung. Johann dagegen begab sich zum Heere der verbündeten Fürsten kurz nach Palmarum. Wenngleich er wider das Sengen und Brennen der Aufrührer seine Stimme erhob, so verhehlte er doch nicht, daß von den Gründen zum Aufstande etliche gerechtfertigt waren. Dies, wie auch der Umstand, daß sein streitbarer Sohn Friedrich gern zur Strenge geneigt war, veranlaßte ihn, diesen eindringlich zu ermahnen, daß er wohl die Verführer mit dem Schwerte züchtigen solle, gegen die Verführten aber Nachsicht üben. Er solle gnädig mit den Leuten handeln. Was geschehen, lasse er geschehen sein. So er sich durch ungerechte Härte die Leute gehässig mache, würde ihm dies zugleich großen Nachteil bringen.

Außerdem suchte Johann selbst, ehe er zum Heere abrückte, die Schwierigen durch gute Mahnungen in Ruhe zu erhalten. Friedrich übernahm die Verteidigung der beiden Vesten und zugehörigen Güter. Dies aber war nichts Kleines, denn die zu Hunderttausend angewachsenen Bauernscharen zerstörten und mordeten Klöster, Burgen, Schlösser und deren

Herren, selbst wenn diese zuvor ihre Bauern gut gehalten hatten.

Luthers ernste Mahnungen zur Ruhe, ja selbst seine zornige Anrede, daß sie fluch- und todeswürdige Menschen seien, halfen bei den wütenden Rotten nichts. Was mehr als ein Jahrhundert hindurch sich gährend vorbereitet, was hier und da sengende Funken gesprüht, brach nun zu offner Flamme aus. Es war kein Halt mehr.

Graf Truchseß von Waldburg, der Führer des Verbündetenheeres, stand mit diesem anfänglich am Bodensee. Als aber wider sein Erwarten die Bauernheere in Massen immer siegreich vordrangen, rückte er in Eilmärschen nach Norden zu. Hierbei hatte Johann durch viele Einzelkämpfe weder Rast noch Ruh. Erst am 2. Mai kam es zu einer Schlacht.

Hier galt es, die alten Kräfte wieder zusammenzunehmen, welche den Freiherrn schon in seiner Jugend in den Ruf eines Herkules gebracht. Es war nicht leicht, die Bauernscharen zu überwinden; große Abteilungen derselben wurden kriegsgerecht geführt, denn es ergab sich, daß eine nicht geringe Zahl von Rittern und Grafen, zum größten Teil gezwungen, die Bauern leiteten und ihre Kämpfe.

Johanns Kriegstüchtigkeit, die bei friedlicherer Thätigkeit lange hatte schlummern müssen, bewährte sich auch hier. Nur war er bemüht, das, was er früher zugleich durch mutiges Dreinschlagen bewirkt, aus Menschlichkeit durch Kriegskunst zu erreichen, also, daß er große Massen Unverwundeter als Gefangene einbrachte. Die Ritter

freilich, die sich den Bauern beigesellt, ergaben sich nur, wenn eine Wunde sie am Weiterkämpfen hinderte. Manchen von ihnen stach Johann vom Pferde. Es war blutig und grausam hergegangen, das Bauernheer gründlich geschlagen. Auch Johann hatte eine Wunde empfangen, die zwar nicht lebensgefährlich, doch von der Art war, daß sie ihn auf Wochen kampfunfähig machte. Trotzdem er selbst der Ruhe bedurfte, ließ er doch einem der gefangenen Ritter, der gegen ihn gar wacker Stand gehalten und ihn verwundet, die beste Pflege angedeihen, denn dieser war schon alt und so gräßlich zugerichtet, daß es des Freiherrn Mitleid erregte.

Die Augen dieses Ritters waren verbunden; er vermochte somit nichts von dem wahrzunehmen, was um ihn vorging. Auch ächzte und stöhnte er, daß es Steine erweichen konnte; es mochte wohl zum Sterben gehen. Unter Johanns Pflege minderten sich wohl die Schmerzen, doch ward der Verwundete immer schwächer.

„Wollt Ihr mir nicht sagen, wer Ihr seid?“ frug Johann, als nach einem wohlthuenden Verbande die Schmerzen nachgelassen. „Vielleicht, daß ich den Eurigen kann Nachricht geben.“

„Nehmt erst die Versicherung hin,“ entgegnete der Ritter matt, „daß ich durch Zwang nur in das Heer der Bauern geraten —“

„Warum aber,“ frug Johann weiter, „habt Ihr gefochten wie ein Löwe und mich verwundet, während Ihr doch hättet füglich nur zum Scheine kämpfen können.“

„Wir alle wurden gar mißtrauisch von den Hunden

bewacht bei jeder Wendung, jedem Hiebe. Sie hätten mich auf der Stelle gespießt, wenn ich ihnen nur einigermaßen lässig erschienen wäre. So zog ich vor, ritterlich zu streiten, hoffend, daß die Edlen mich ritterlich behandeln würden. Und darin hab ich mich nicht getäuscht. Ich danke Euch von Herzen."

„Und wollet Ihr mir nicht Euren Namen anvertrauen?" sagte der Freiherr mild.

Erst nach einer Weile Besinnens entgegnete der Ritter:

„Ich stehe fast allein da in der Welt. Mein Weib ist mir vor mehr als drei Jahren gestorben und Kinder hab ich nicht. So hätte keinen Zweck, wenn ich den Namen nennen wollte. Doch da Ihr, so besorgt um mich, es wünscht, will ich es sagen. Ich bin Ritter Heinz von Gunzingen."

„Der eine von Lingen zum Ehgemahl gehabt?" frug Johann begierig.

„So ist es!" flüsterte der Ritter matt; „Agnes von Lingen, eine Verwandte."

Als Johann das hörte, ward er halb erstarrt. Hier vor ihm lag sein grimmigster Todfeind, der ihm von Jugend auf bis fast zur Gegenwart zu schaden suchte durch böse That und Verleumdung. Hier hatte er ihn in seiner Gewalt und konnte ihn mindestens ausliefern als einen gefährlichen Bauernanhänger. Sein günstigstes Los wäre dann der Tod gewesen. In schnellstem Fluge nur streiften diese Gedanken durch seinen Kopf, denn gleich darauf rief auch das Herz; es rief den alten Spruch, den er so oft zu üben Gelegen-

heit gefunden: „Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben wollen unsern Schuldigern."

Darauf pflegte Johann den wiedergefundenen Feind nur um so treulicher und sagte nach einer längeren Weile:

„Nun Ihr familienlos geworden und wohl nichts auf dieser Welt Euch an sie bindet, so werdet Ihr angesichts Eurer tödlichen Wunde wohl einen Beichtiger haben wollen, der Euch für droben vorbereitet. Soll ich Euch den Pater dieses Ortes holen?"

Heinz von Gunzingen machte eine abwehrende Bewegung und frug leise:

„Weß Glaubens seid Ihr?"

Ohne weiteres entgegnete Johann:

„Ich bin ein evangelischer Christ, der einzig durch den Erlösungstod unseres Heilandes selig zu werden hofft —"

Erleichtert fiel ihm Heinz ins Wort:

„Gott sei gelobt! ich bin es auch. Und wenn Ihr meinet, daß ich wohl werde sterben müssen, so wollet mich hören an Stelle eines evangelischen Pfarrers, der doch allhier nicht aufzutreiben ist. Kann ich Euch beichtigen? Und wollet Ihr mir den Trost unserer evangelischen Kirche nicht versagen?"

Johann war ob dieses Geständnisses tief erschüttert; er konnte nichts anderes hervorbringen als:

„Redet, redet!"

Nun begann Gunzingen aus seinem Leben zu erzählen, was ihn viel mehr ins Reich des Bösen getrieben, denn des Guten. Wie er aus Habsucht die

reiche Agnes gefreit, mit ihr ein bös Leben gehabt und manches verübt, was das Licht des Tages scheuen mußte, auch selten rechten Frieden in sich verspürt. Erst nach dem Tode seines Weibes und seiner Eltern, also ganz allein, sei der in ihn eingezogen und auch erst dann, als ein Mann aus Nürnberg mit ihm bekannt geworden zu einer Zeit, wo dieser in Frankfurt weilte. Der Mann habe ihn, der mit sich und aller Welt zerfallen, also wunderbarlich auf andere Gedanken gebracht, daß er jetzt mit ganzer Seele dem Evangelio anhange und nicht mehr davon lasse.

„Und wie heißt der Mann?“ frug Johann begierig.

„Es ist der große Maler Albrecht Dürer. Der und sein Weib, auch eine Agnes, doch um wie vieles besser als die Lingen, sind gut lutherisch.“

Hier konnte sich Johann nicht enthalten, dazwischen zu rufen:

„O Dürer! — Ja, wem du mit deinem warmen edlen Herzen ins Gewissen redest, der muß auf dich hören.“

„Kennt Ihr ihn auch?“ frug Heinz.

Johann wollte sich nicht zu erkennen geben. Die Gefahr, daß er erraten werden könnte, lag aber nahe, sobald er weiter darauf einging. Daher sagte er nur:

„Ich kenne ihn wohl. — Doch habt Ihr mir noch mehr anzuvertrauen?“

Das war der Fall. Gunzingen bekannte weiter; bekannte, wie er und sein Weib einen Mann immer und immer wieder zu schädigen gesucht, dem er doch nun-

mehr von ganzem Herzen zugethan. Schwere Reue habe er schon darüber gehabt und nur falsche Scham ihn abgehalten, es ihm zu bekennen, sein Verzeihen zu erlangen. Nun er wohl bald zu sterben gehe, bäte er seinen getreuen Pfleger, ihm zu sagen, ob er wohl Vergebung finden werde vor dem Manne und vor Gott.

Jetzt konnte sich Johann nicht länger halten; seine innere Bewegung brach aus, denn mit dem Manne konnte Gunzingen nur ihn gemeint haben. Er legte seine Hand mild auf dessen graues Haupt und sagte tief bewegt:

„Heinz, armer Heinz! Deß sei gewiß, daß dir der Mann vergeben wird und muß, und also wird auch Gott vergeben, dem du dich in Christo Jesu so treu ergeben hast.“

Hochverwundert ob dieser Sprache und daß Johann ihn plötzlich du nannte, richtete der Kranke sich mühsam empor und sagte:

„Ihr nennet mich du und scheinet mich zu kennen. Wie aber auch den Mann, den ich gemeint?“

„Viellieber Heinz! Du hast den Hans von Schwarzenberg damit gemeint und der — der sitzt jetzt hier an deinem Lager und vergiebt dir von ganzem Herzen, wie er Gott bittet, daß der auch ihm vergeben möge.“

Da riß Heinz den Verband von seinem Angesicht, schaute mit tiefem Harme auf Johann und umarmte ihn, bitter weinend.

In Johanns Alter waren die Thränen knapp

geworden, aber hier mischte er sie mit denen des doppelt Wiedergefundenen und hielt ihn fest umschlungen lange Zeit.

Lange Zeit auch, bis zu seinem Tode, blieb Johann diese Stunde unvergeßlich, gleich einer, in der er doch die höchste Himmelsfreude schon auf Erden hier genossen.

Nach wenig Tagen war Heinz verschieden, die Hand des Freundes fest haltend. Aus seinem Antlitz sprach Friede und verklärte Freude.

Inzwischen war der Truchseß mit dem Herrn abgerückt auf Würzburg zu. Johann konnt ihm nicht weiter folgen und rüstete sich zur Heimreise. Ob seiner Wunde ohnehin genötigt, hierzu einen Wagen zu benutzen, nahm er Heinz's Leichnam mit, um diesen in der Stammburg Gunzingen zur Beerdigung zu übergeben.

Die Burg war zerstört zu wüsten Trümmern; die Einen sagten: von den Bauern; die Anderen: mit nichten! von Pfaffen und Edlen des schwäbischen Bundes, weil der Ritter lutherisch geworden.

Der Pater des nächsten Dorfes wollt ihn nicht beerdigen als einen verfluchten Ketzer. So nahm Johann den Leichnam weiter mit in seinem Wagen, um ihn im heimatlichen Boden einzubetten.

Unterwegs traf er auf wenig Menschen. Wer in den Dörfern sich zeigte, flüchtete, wähnend, ein Bundesfürstlicher sei ausgezogen zur Verfolgung.

Ohne alle Nachricht über das Schicksal seiner Vesten, ließ er die Rosse zur Eile antreiben, also, daß die Reise wie im Fluge ging. Wer aber beschreibt seine Freude, als er Hohenlandsberg und später Schwarzenberg unverletzt fand. Noch ehe er in diese Veste einzog, ließ

er halten, ging seitwärts ins Gebüsch und dankte Gott für seinen Schutz.

Friedrich und Barbara begrüßten den Vater herzlich und pflegten sein, so daß er sich nach wenig Wochen ganz erholte. Bei Hohenlandsberg hatte er dem Heinz von Gunzingen ein ehrlich Grab gegeben, und der Pfarrer der Veste den Vielgeprüften eingesegnet.

Wohl merkte Johann, daß in seinem zweiundsechszigsten Lebensjahre, das ihm das Haupthaar grau gefärbt, die Körperkräfte nachgelassen hatten. Sein Geist aber blieb unbeugsam und ließ keine Stunde vorübergehen, in der er für seine Mitmenschen nicht rastlos thätig gewesen wäre.

Friedrich mußte ihm vor allem berichten, was während seiner Abwesenheit geschehen. Wenngleich sich diese nur auf nicht ganz sieben Wochen beschränkte, so drängten sich in diese Zeit so viele ungeheuerliche Ereignisse zusammen, daß schon ein Tag zu außerordentlichen Geschehnissen genügte.

Die Bauernheere waren auch in das freiherrliche Gebiet eingedrungen. Weil aber Johanns Ruf als Menschenfreund im ganzen Reiche erscholl und die Bauern aus seinen Dörfern sich lebhaft unter die Rotten mischten, so begnügten sich diese mit der Forderung von Lebensmitteln, welche Friedrich auch herbeischaffte. Im übrigen ließen sie die Vesten unbehelligt. Nur aus einem Gute hatten sie das Rindvieh gewaltsam mitgenommen, sonst nichts.

Was Johann von Friedrich über Bamberg erfahren, war eine sonderliche Mähr. Als die Bauernscharen sich

immer mehr dem bischöflichen Gebiete näherten, ließ Wigand die Ritter Franz von Giech und Lorenz Oehlein ausreiten, die Unzufriedenen zu beobachten. Zugleich schickte er Boten mit einem Sendschreiben aus, welches die Ritterschaft des Bistums zu einer Beratung gen Bamberg berief. Die Schreiben aber wurden von Bürgern und Bauern aufgefangen und weil diese glaubten, der Bischof wolle mit Hilfe der Ritter alle die gefangen nehmen, welche den Predigten Schwanhäusers und Eucharius' fleißig zugehört, so sperrten die Bürger die Thore, wählten Anführer und Hans Neudörfer läutete Sturm. Der Rat, hierüber unzufrieden, bat den Bischof um Ruhestiftung. Was aber konnte dieser wider solche aufgeregte Menge. Er verließ die Stadt und mußte sich auf die Altenburg zurückziehen. Zwei Tage darauf ward er genötigt, im Rathaus zu erscheinen, um mit den Anführern zu verhandeln. Aber schon als er auf dem Platze vor dem Karmeliterkloster angeritten kam, stand das Volk in dichten Massen, trug ihm die Gebrechen und Mängel des Landes vor und verlangte, es solle wieder also werden, wie es zu Zeiten Bischofs Georg und Johanns von Schwarzenberg gewesen. Wigand schüttelte mit dem Kopfe und wehrte mit der Hand. Da ward die Menge wütend, Büchsen knallten und es hätt schlimm um den Bischof gestanden, wenn ihm die Führer nicht frei Geleit versprochen. Im Rathause führten die Verhandlungen zu nichts; der Bischof lehnte selbst die billigsten Forderungen ab. Zwar erhielt er nun wieder sicheres Geleit zurück zur Altenburg, doch in der Stadt ward die verlassene Hofburg geplündert, Bücher

und Akten wurden zerrissen und auch die nahen Domherrnhöfe nicht geschont. Das Landvolk aber zog auf den Michelsberg und zerschlug dort alles, was sich zerschlagen ließ. Endlich, nach langen Verhandlungen, verhieß der gedemütigte Bischof, der wohl erfahren, daß die Bauernheere immer näher rückten: Die Predigten sollen frei sein, der kleine Zehnten abgeschafft, die Jagd frei und manches andre noch. Darauf ward Ruhe. Nun kamen zwar die Rotten des Bundschuhes vor die Thore; doch der Truchseß von Waldburg, der unterdeß die Aufrührer an mehreren Orten gründlich geschlagen, vertrieb sie. Der Bischof gewann die Oberhand, ließ viele einkerkern und den Hans Neudörfer mit manchem andren noch enthaupten. Das Versprochene aber ward nicht gehalten. —

Mit Spannung hatte Johann zugehört. Wenngleich die Bamberger nur traurige Erfolge gehabt, so ließ doch die Erzählung eine gewisse Genugthuung in ihm zurück; in den Forderungen der Bürger lag eine große Anerkennung seiner früheren Wirksamkeit. Die dem Bischof Wigand widerfahrene Demütigung aber erfüllte ihn mit einem Behagen, von dem er anfänglich selbst nicht wußte, woher es kam. Trotzdem sahen ihn die folgenden Tage ernst und verschlossen. Das fiel seiner feinfühlenden Tochter auf. Deren Fragen nach dem Grunde seines auffallenden Ernstes wich der Vater aus. Erst nach dessen Tode erhielt sie Aufschluß über das rätselhafte, fast scheue Wesen. Sie fand ein Buch, worein Johann bei wichtigen Gelegenheiten geschrieben, was ihn in tiefinnerster Seele beschäftigt hatte. Darunter auch die Bemerkung:

„So ist am 5. Mai der edle Kurfürst Friedrich doch verschieden. Gott gebe seinem Nachfolger, Herrn Johann, ein gleiches Herz und gleiches Denken für Seine gerechte Sache.“

Alsdann folgten nach einem Striche die Worte:

„Weh mir und meiner schadenfrohen Gesinnung. Bin ich denn in der Besserung gar keinen Schritt weiter gekommen? War das christliche Liebe, als ich dem Bischof Wigand die Demütigung gönnte, da er anno 1525 elend vertrieben ward? Herr, Herr! allmächtiger Gott! hilf deinem sündigen Kinde auf die rechte Bahn um Jesu Christi willen.“ —

Es war die Trauer um sich selbst gewesen, die ihn damals erfüllt hatte. Doch „unablässig kämpfen“ war sein Wahlspruch; den machte er denn auch zur Wahrheit.

So unerbittlich streng er gegen sich war, so gern vergab er anderen und hierzu fand sich reiche Gelegenheit.

Mit trauerndem Unwillen hatte Johann nach seiner Rückkehr vernommen, daß Casimir entsetzlich grausam gegen die Bauern gewesen, als der Kampf noch tobte. Die Hauptwühler ohne Erbarmen mit dem Schwerte richten, das war in der Ordnung; dazu hatte es die Obrigkeit in der Hand. All die Grausamkeiten aber, das Augenausstechen, Abhauen von Gliedern, Ausschneiden der Zungen ꝛc. konnte sie vor Gott und Menschen nimmermehr verantworten. Und als Johann wahrnahm, daß Casimir auch nach Unterdrückung des Aufstandes fortfahren wollte, die längst Besiegten rachevoll zu quälen, ritt er gen Ansbach.

Hier hielt er dem Fürsten das Unmenschliche und

Unchristliche seiner Gewaltvollstreckung ernst und offen vor. Das schien dem Markgrafen unbequem zu sein. Erst als Johann deutlich zu verstehen gab, daß er, sobald Casimir fortfahre, sich zurückziehen werde, gab er nach. Mocht wohl auch ein zu erwartend ernstes Wort seines Bruders Georg scheuen.

So bestimmte nun Casimir, zur Milde veranlaßt: Jeder Bauer, wenn er straflos ausgehen wollte, habe den Eid abzulegen, „daß er nicht am Aufstande teilgenommen habe."

Doch auch hiergegen sprach Johann, weil ein solcher Eid wider die heimlichen Gedanken ginge, über die keiner menschlichen Obrigkeit ein Urteil zustehe.

Endlich hatte er seinen Herrn dahin gebracht, daß den Bauern der Fürstentümer verziehen ward.

Die Kunde hiervon verbreitete sich überallhin mit großer Schnelligkeit. Nürnberg war die erste Stadt, welche diesem Beispiele folgte. Gern auch übernahm sie auf den Wunsch des Freiherrn, der jetzt mit Wigand nicht konferieren wollte, diesen zu gleicher Milde umzustimmen. Wigand ließ sich bewegen, gleich Nürnberg über Hauptschuldige nur Geldstrafe zu verhängen, sonst aber zu verzeihen.

Johann atmete erleichtert auf, denn das Verzeihen war evangelisch-christlich.

Siebenzehnter Abschnitt

Der Bauernkrieg war zu Ende. Der Kampf der Glaubensmeinungen dauerte fort und ward immer ernster, also, daß manch ein schwacher Mensch, wie der Buchdrucker Erlinger, sich von der evangelischen Sache abwandt und wieder zu den Päpstlichen hielt. Der Drucker hatte Wertheim verlassen und wieder Bamberg aufgesucht; hatte früher eifrig für Luther gedruckt und nun frischweg wider ihn.

Doch auch hohe Herren, wie Casimir, begannen zu schwanken. Sein Versprechen, die Rothenburger Verhandlungen bei einem Ansbacher Landtag zu endgiltiger Entscheidung zu bringen, mußte er halten. Doch schien es dem Freiherrn, als müsse er ihn Schritt für Schritt vorwärts schieben.

Ganz anders zeigte sich die Stadt Nürnberg. Einmal entschlossen für die Sache der Evangelischen, blieb sie sich auch in allen ferneren Handlungen treu. Das geistige Leben waltete in ihr mit ungeschwächter Kraft. Albrecht Dürer entwarf eine Zeichnung zu einem Kupfer-

stich für Melanchthons Bildnis und gab ein Buch heraus zur Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit; Peter Vischer fertigte ein kostbar Grabdenkmal, das der Kurfürst Albert von Mainz für sich bestellt; die Meistersinger waren wieder thätig; Hans Sachs dichtete mit Lust und großer Fruchtbarkeit; Erhard Etzlaub verbesserte den Kompaß, Hans Meuschel die Posaunen; Bernhard Müllner erfand gar feine Seidenstickereien; der große Uhrmachermeister Hans Bullmann ward, in einer Sänfte abgeholt, zu Kaiser Karl berufen, um dessen Uhren zu verbessern; hätt diesem gern gesagt, wie viel es in der Religionsgeschichte geschlagen. Pirkheimer arbeitete an neuen Werken und Übersetzungen der alten klassischen in Deutsch, und gab sich große Mühe, einen großen Schritt zu verhindern, welchen die Stadt that. Die aber hob mehrere Klöster auf. Weil nun darunter auch das Nonnenkloster zu Santa Klara, in welchem Pirkheimers Töchter und Geschwister Unterkunft gefunden, so wandt er alles auf, die Aufhebung zu verhüten. Der Rat blieb unerbittlich, und Herr Wilibald ward darob vielgrimmig. Schon glaubte er, die Hoffnung aufgeben zu müssen, als Dr. Melanchthon ihn besuchte. Den bat er, sich bei dem Rate zu verwenden. Der Wittenberger Gelehrte that es in seiner bekannten Mildigkeit und Herzensgüte, und dem zu Liebe ließ der Rat das Kloster unangefochten.

Weit mehr Mühe hatte Johann aufzuwenden, seinen Herrn von Menschenfurcht abzuhalten. Es gelang ihm. Nach Michaelis wurden im Landtage zu Ansbach die Ratschläge beider Parteien abgegeben, der päpstlichen und

der evangelischen. Als Casimir beiden gegenüber nicht recht wußte, wie er sich halten solle, entschied Johanns Wort, der ihm sagte:

„Die Päpstlichen — das geht aus ihrem Ratschlage hervor — fühlen recht wohl, wie notwendig in Religionssachen der Schriftbeweis ist; haben's auch versucht. Doch unklar ist es, was sie sagen, nicht folgerichtig und zeugt von großer Unerfahrenheit in der heiligen Schrift; dagegen der evangelischen Stände Ratschlag Hand und Fuß hat, also, daß sie alles mit der Bibel beweisen."

Nunmehr neigte sich der Fürst zu deren Seite und sandt sogar den evangelischen Ratschlag, der in der Folge viel von sich reden machte und Anhänger gewann, an die Wittenberger Theologen, an Kurfürst Johann von Sachsen, an Nürnberg und andere mehr.

Alle, namentlich die drei Genannten, waren in ihren Antwortschreiben der Freude und des Lobes voll, also, daß Casimir sich neu gestärkt fühlte; war doch ein Mächtiger, wie der Kurfürst, auch dafür, in gleichem Sinne wie sein verstorbener Bruder Friedrich. —

Gleichwie das Meer bei wilder Sturzsee die Wogen hin und her treibt und was die eine an Gewalt besitzt, durch andere wieder vernichten läßt, so ging es auch in Casimirs Seele vor.

Was die Einen heut in ihm befestigt, zerstörten morgen Mächtigere, also, daß ein Schwanken entstand, welches das Vordringen einer einzigen großen Welle der Geistesbewegung verhinderte.

Als im Lenze des Jahres 1526 der Reichstag zu Speier eröffnet worden war, und Casimir erfuhr, daß die evangelischen Fürsten unter stiller Mitwirkung seines Landhofmeisters zu einem Bunde sich vereinigt, gab er sich alle Mühe, die Aufhebung des Wormser Edikts zu erwirken, darin er in Johann die kräftigste Unterstützung fand. Die galt etwas, denn Freund und Feind achtete des Freiherrn Werk der Bambergensis, die im Reichstage abermals betreffs der Einführung eines gemeinsamen deutschen Rechtsgesetzes als Muster hingestellt ward.

Auch die Gesandten Nürnbergs, Christoph Kreß und Bernhard Baumgärtner, Dürers Freund, waren thätig und ermahnten im Namen ihrer Stadt die anderen Reichsstädte zur Standhaftigkeit.

So kam es, daß trotz heftigen Widerspruchs der Bischöfe der Reichstag sehr günstig für die Reformation verlief.

Aber auf eben und demselben Reichstage hatte Casimir — was Johann vergeblich zu vereiteln suchte — dem Kanzler des Herzogs Georg von Sachsen sein Ohr geliehen. Und als dieser nach langer Unterredung mit großer Bestimmtheit noch hinzufügte, die lutherische Sache werde nicht lange mehr Bestand haben, da zerstörte diese neue Woge die Kraft der anderen Wellen wieder.

Zurückgekehrt vom Reichstag, begann der Fürst manche seiner früheren Entschließungen abermals zu bereuen; zum mindesten sollte der alte Ritus, die lateinische Sprache im Gottesdienst, das strenge Fasten u. a. m.

wieder eingeführt werden. Darin bestärkte ihn noch sein Gemahl Susanna, eine bairische Prinzeß. Johann setzte alle Hebel dagegen an und wollt den Rückgang nicht dulden.

Der Fürstin war der Landhofmeister zu mächtig; sie wagte sich nicht an ihn heran. Als aber auch der Ansbacher Stadtpfarrer Rurer gegen Casimirs Vorhaben sprach, verlangte sie, der solle in einen Sack gesteckt und ertränkt werden. Rurer floh nach Schlesien, ehe Johann ihn schützend daran verhindern konnte.

Darob ergrimmte der Freiherr und auf dessen Bericht noch mehr der Markgraf Georg, der seinem fürstlichen Bruder und Susannen die Unthat fühlen ließ.

Wohl fügte sich Casimir einstweilen. Aber der Freiherr begann ihm unbequem zu werden. Der widerriet ihm in gar zu vielen Dingen; stemmte sich auch dagegen, als der Fürst mit Nürnberg einen Streit anfing wegen des Blutgerichts, das Casimir in mehreren Orten allein verwalten wollt. Trotzdem übernahm Johann, zuvor noch einmal mit den Nürnbergern friedlich zu verhandeln, denen er wohlgeneigt war seit langer Zeit, die im vorliegenden Falle auch Recht hatten.

Es war nur ein Versuch, den Johann in Nürnberg unternahm, einer, von dem er sich gleich von vornherein sagen mußte, daß nichts daraus werden würde. Seine rechtliche Überzeugung stand auf seiten der Stadt, daher jener Versuch im Grunde nur einer Anfrage gleich kam. Der Rat mochte Johanns Stimmung auch allsogleich erraten haben; ihm ging aus der Art, wie der

Landhofmeister den Fall behandelte, hervor, daß dieser selbst die Forderung Casimirs für rechtswidrig zu halten scheine.

Als sich die einmalige Verhandlung in nichts zerschlagen hatte und Johann auf Abreise sann, ward er durch einen Diener Pirkheimers hiervon abgehalten. Der Gelehrte teilte dem Freiherrn mit, Dr. Melanchthon sei gegenwärtig hier, um eine Gelehrtenschule (so man zur Zeit Gymnasium nennt) auf Nürnbergs Wunsch einrichten zu helfen. Falls Seiner Gnaden an der näheren Bekanntschaft mit diesem großen Gelehrten läge, möge er Pirkheimer die Ehre geben, folgenden Tages sein Mittagsgast zu sein.

Johann sagte mit Freuden zu und fand einen Kreis auserwählter Männer der Stadt um Melanchthon und Pirkheimer versammelt, also, daß ersterer den Mittelpunkt bildete.

Das Zusammentreffen des Gelehrten mit dem fürstlichen Minister gestaltete sich äußerst herzlich, denn hier war Johann nicht der Machthaber, sondern Mensch. Melanchthon mußte viel aus Wittenberg erzählen, was alle — vielleicht mit Ausnahme des Hauswirtes selbst — in hohem Grade fesselte. Dabei kam das Gespräch selbstverständlich auf Luther. Auf Johanns Frage nach dem leiblichen und geistigen Befinden des Dr. Martinus konnte Melanchthon befriedigende Antwort geben, wenngleich sich Luther körperlich nicht schone.

„Sein Geist aber," schloß Melanchthon seinen Bericht, „ist reger und kräftiger denn je. Daß dies der Fall, das hat er auch Euer Gnaden mit zu verdanken."

„Das sagt Ihr wohl nur im Scherz, Herr Doktor!“ wendete Johann ein.

„Keineswegs!“ fuhr der Doktor fort. „Der Doktor Luther bedarf auch hin und wieder geistiger Aufrichtung, wie er sie an den Exempeln großer Staatsmänner und Gelehrten findet. Die stärken und erfrischen ihn. Daß Euer Gnaden der obersten einer von ihnen sind, hab ich aus Luthers eigenem Munde, da er sagte: ‚Siehe dich um nach feinen, frommen Edelleuten, als Herr Hanns von Schwarzenberg; an demselbigen labe und tröste dich.‘ Könnet es glauben, Euer Beispiel wirket viel im Reiche.“ Melanchthon war nie ein Schmeichler gewesen. Ein solches Wort aus solchem Munde mußte dem Freiherrn daher wohl thun. Trotzdem gebot ihm seine Demut, solch Gespräch abzubrechen, indem er sagte:

„Der Herr kann auch im Schwächsten mächtig sein.“ Bald wurde die Rede auf etwas anderes gelenkt.

Pirkheimers Tochter Felicitas, die an Herrn Hans Imhof vermählt war und heut die Hauswirtin machte, trat ein, bat zum Mahle zu kommen und warf dabei einen besorgten Blick auf den Vater, denn dieser war gar arg von Gicht geplagt und nicht in bester Stimmung, also, daß Felicitas ihm anmerkte, wie sehr er sich Mühe gab, den guten Wirt zu machen.

Bei Tische setzte sich das Gespräch über die reformatorische Bewegung fort, und goldene Worte kamen aus Melanchthons Munde. Damals hatte der Schweizer Zwingli von sich reden machen, da er die Lehre vom

Abendmahle anders auffaßte als Luther. Drei Jahre später erst kam es zu heftigen Disputationen hierüber, doch sprach man jetzt schon viel vom Unterschied der Meinungen, was richtiger sei.

Die katholische Kirche lehrte die Verwandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut. Luther hielt sich zwar auch an „Das ist“, doch stellte er auf, daß Brot und Wein nur äußerliche Mittel seien, in und mit denen Fleisch und Blut unsichtbar empfangen würden. Zwingli endlich und seine Anhänger sagten, es müsse heißen: „Das bedeutet“.

Bei solchem Widerstreite war nicht zu verwundern, daß die Streitenden leicht in Hitze gerieten und nicht mehr rein sachlich urteilten. Pirkheimer bekundete, daß er in dieser Frage auf Luthers Seite stehe. Der mitanwesende Albrecht Dürer dagegen war der Überzeugung Zwinglis und wußte seine Ansicht mit überlegenem Geiste klar und scharf zu vertreten. Darüber ward der leichtgereizte Pirkheimer zornig und sagte höhnisch:

„Dergleichen läßt sich ja nicht malen!“

Darauf Dürer erwiderte:

„Aber was Ihr vorbringt, läßt sich nicht einmal sagen, noch im Geiste begreifen.“

Pirkheimern, der nicht Widerspruch vertrug, schwoll die Zornader. Schon wollt er von neuem wieder losbrechen, als zum Glück Johann sich ins Mittel legte und freundlich sagte:

„Ihr werten Herren wollet daran gedenken, daß der Kern und Stern des Christentums die Liebe ist. Und

wie St. Johannes, der Apostel, so sage auch ich als Johann, nur als ein unwürdiger: Kindlein! liebet euch untereinander!"

Hierüber ward Melanchthon hocherfreut. Der stand annoch auch auf Zwinglis Seite und somit heute auf Dürers. Doch war seiner urchristlichen Sanftmut nicht etwa der Streit, doch jeder Zorn zuwider, zumal bei so hochwichtig ernsten Dingen. Auch er sprach mild darein, erzählte von den schönen Tischgesprächen bei Luther und wußt gar ergötzlich vorzubringen, daß jeder, der an seiner, das ist an Melanchthons Tafel höhne, fluche oder schwöre, einen Pfennig Strafe geben müsse. Darob entstand wieder frohe Laune, die auch bei Pirkheimer einkehrte, als Dürer der Frau Felicitas, als Vertreterin der Hauswirtin, einen Trinkspruch darbrachte. Damals konnt niemand ahnen, daß deren Gemahl sobald darauf von dieser Erden scheiden mußte. —

So wertvoll für Johann die Bekanntschaft Melanchthons war und die Stunden des erhebenden Gespräches, das er mit ihm nach dem Mahle geführt, so ließ doch dieses einen Schatten zurück, daß selbst große Geister, wie Pirkheimer, zum Gewöhnlichen herabsinken konnten. „Es ist eben alles unvollkommen auf Erden," dachte Johann auf dem Heimritte für sich, doch also, daß er darauf hinzufügte: „Und ich am allermeisten."

Auch in Ansbach sollte Johann die Unvollkommenheiten dieses Lebens fortgesetzt spüren. Casimir war unzufrieden und wollt den Streit mit Nürnberg fortsetzen. Johanns kräftiger Widerspruch war ihm im Wege, darum er sann, wie er seinen Landhofmeister

auf Zeit entfernen könne ohne Aufsehen. Das fand sich bald.

Casimirs Bruder, der Herzog Albrecht von Preußen, zeigte an, daß er sich zu Ende Juli vermählen werde und lud die Brüder ein, den Feierlichkeiten beizuwohnen. Mocht es nun sein, daß Albrecht evangelisch gesinnt war und Casimir den Schein des Gleichen zu vermeiden strebte, oder wollt er um jenes Streites willen zu Hause bleiben, kurzum, er selbst verzichtete auf die Teilnahme und beauftragte seinen Landhofmeister, ihn zu vertreten. Sehr bald reiste dieser ab an den preußischen Hof.

Hier ward Johann nicht bloß als Stellvertreter seines Herrn mit großer Aufmerksamkeit empfangen, diese galt ebenso seiner Person. Das merkte dieser deutlich; hatte doch der Herzog durchblicken lassen, er würde es gar gern sehen, wenn Johann den Dienst bei Casimir verließe und in gleichen Würden zu ihm käme. Auch ließ der Herzog Albrecht ihn nach den Festlichkeiten nicht gleich wieder fort; war ihm doch daran gelegen, in manch einem Gespräche sich an ihm aufzurichten, durch ihn sich trösten zu lassen, denn er war sehr betrübt über die Grausamkeit des Königs Siegmund von Polen gegen alle, die sich der evangelischen Sache von ganzem Herzen hingegeben.

Erst vor kurzem wieder hatte der König sechs evangelische Prediger einfangen und in finstere nasse Kerker werfen lassen.

Hierüber sprach der Herzog mit Johann. Dieser aber mit seinem offenen geraden Wesen riet dem Fürsten, persönlich beim Könige um die Prediger zu bitten.

„Das wollt ich," sagte Albrecht, „ehe Ihr es ausspracht. Wohlan! so sei es. Doch kommt mit und versuchet, wenn er auf meine Bitte nicht hören sollte, sein Herz zu rühren."

„Gern, Eure fürstliche Gnaden!" entgegnete Johann. „Vielleicht gelingt es, ihn für die ganze evangelische Sache milder zu stimmen."

„Das walte Gott!" rief der Herzog. „Meinerseits soll's an beweglichen Worten nicht fehlen." —

Als beide beim König ankamen, wurden sie sogleich zu ihm geleitet, obgleich Siegmund mit all seinen Ministern Rat hielt.

Da trat der edle Herzog Albrecht von Preußen vor, schilderte mit warmen Worten das Elend, in das des Königs Verfolgung die sechs Prediger gestürzt und bat für sie. Anfänglich hörte der König unwillig zu und schlug die Bitte ab; jenen geschehe Recht.

Doch Albrecht ließ sich nicht so schnell abweisen. Er ward dringlicher und kühner und doch mit der wachsenden Kühnheit demütiger. Um der Verfolgten willen entäußerte er sich seiner Würde, warf sich nieder und bat kniefällig um Freiheit und Leben der Eingekerkerten.

Da ward dem harten König warm. Er hob den Herzog auf und sagte freundlich:

„Nicht wolle das Gott, daß ich Euer Liebden vor mir ungehört knien sehe. Stehet auf, teurer Herzog! Euer Wunsch sei gewährt. Die Prediger sollen frei sein, doch — sie müssen aus Preußen ziehen."

„Und die anderen Bürger?“ frug Albrecht aufstehend; „machet das Maß voll und wendet Euch ihnen zu.“

„Nun gut!“ entgegnete Siegmund. „Ich verspreche Euch, daß ich ihres Lebens schonen will.“

Hiermit hatte der Herzog mehr erreicht, als er zu hoffen wagte und ward guter Dinge. Als Johann des mit anwesenden Bischofs von Krakau ansichtig ward, runzelte er die Stirn, denn dieser stand in einem gewissen Punkte nicht im besten Rufe und doch in hohem Ansehn am königlichen Hofe.

Die beiden Fürsten sprachen für sich. Des Königs Kanzler näherte sich Johann und sagte stolz aufgerichtet und mit einer Würde, die ihm imponieren sollte:

„Der Preußenherzog hat nur für die sechs Ketzer gebeten, nicht aber für deren Angehörigen. Dafern Ihr wollt, daß für diese etwas geschehen soll, möget Ihr sie bedeuten, daß sie sich mit einer Bittschrift an Seine bischöfliche Gnaden von Krakau wenden.“

„Oder besser noch mit reichen Geschenken an Seiner bischöflichen Gnaden Kebsweib!“ entgegnete Johann scharf und sah ihn hart an.

„Durch dergleichen Schmähung verschlimmert Ihr das Los der Leute,“ sagte der Kanzler gereizt. „Wir sind gewillt, sie scharf daran zu nehmen.“

„Dann nehme ich sie in meinen Schutz und alle mit gen Franken!“ rief Johann kurz und wandt ihm den Rücken. Der Kanzler aber sagte:

„Ihr seid sehr kühn!“

„Kann sein, daß ich noch kühner werde!“ entgegnete der Freiherr laut und näherte sich dem Preußenherzog.

Siegmund entließ seine Räte und behielt nur den Bischof nebst dem Kanzler zurück. Als der König den Freiherrn gewahrte, sagte er:

„Nun, Herr Landhofmeister! Ich weiß, Ihr seid gar eifrig anhangend an Luthers Lehre und kommt aus einem Lande, wo man es Euch gleich zu thun sucht. Wie steht es dort? Will man immer noch nicht einsehen, wie gefährlich es ist, wider den Stachel zu lecken?“

Johann verbeugte sich tief, richtete sich danach aber hoch auf und entgegnete:

„Eure Majestät! Wohl gähret es in Deutschland und gehen die Meinungen in religiösen Fragen scharf hinüber und herüber. Doch mein' ich, steht das deutsche Reich hierin nicht allein. So viel ich bemerkt, ist in der Krone Polen um des Wortes Gottes willen derselbe Streit wie in deutschen Landen, und die Päpstlichen fliehen das Licht wie die Nachteule den Tag und die Sonne. Denn, obgleich auf einem Nürnberger Reichstage ein endlicher Beschluß gefordert war, daß solchen Streites halber auf einem späteren Tag zu Speier sollt verhandelt werden, so haben doch die Päpstischen dies bei kaiserlicher Majestät verhindert. Wär es geschehen, so würde manches Unheil, so auch der Bauernaufruhr unterblieben sein. Täglich beten wir zu Gott, er wolle die großen christlichen Häupter erleuchten, daß sie doch gründlich hören möchten, wer Recht oder Unrecht hat. Mit heller klarer göttlicher Schrift ist anzuzeigen, daß sich die

römische Kirche in vielen Dingen irrt, daß sie stracks wider das helle Wort Gottes geboten hat und noch gebietet und dadurch von Christo abgewichen ist. Das walte Gott, der all unsre Haare auf dem Haupt gezählt hat, daß in Frieden die Wahrheit seines klaren Wortes hindurchdringe trotz aller finstren Mächte, die dagegen streiten. Sie kämpfen vergeblich."

Der König horchte hocherstaunt auf und blickte den kühnen Sprecher unverwandt an. Mocht nun ein Funke gezündet oder er Wohlgefallen gefunden haben an Johanns edler hoher Gestalt und gleichem Wesen — er ward freundlich und schmunzelte, als er zum Bischof sagte:

„Nun, Bischof! was habt Ihr dazu zu sagen?"

Der Bischof sah sehr finster drein, schon während Johanns Rede; noch mehr aber, als er kurz einwandt:

„Woher kommt es denn, daß sich die Menschheit bisher so wohl befunden? Woher kommt es, daß es so lange friedlich und wohl in der römischen Kirche gestanden bis auf die jetzige neue Lehre?" — und heftiger fuhr er fort: „Eure Evangelia haben solchen Aufruhr gemacht in deutschen Landen und also Unheil angerichtet."

Darauf Johann:

„Wer ist denn älter: die Institution der römischen Kirche mit ihrem Papste und Bischöfen, oder die heiligen Evangelien wie die ganze Bibel? Diese sind die älteren, sind allsogleich nach des Herrn Christ Erlösungstode entstanden und erst Jahrhunderte darauf die römische Kirche. Weiset mir aus der Welt Geschichte und den Evangelien anders nach und ich will mich bescheiden.

Darum sind unsre Evangelia, die auch die Euren sein sollten, nicht neue Lehre, sondern die alte, ursprüngliche. Alles andere ist von der römischen Kirche hinzugemacht und abgeändert. Darum sind nicht die Evangelia schuld, sondern deren Verfolger, das ist: die da Christi Lehre verfolgen. Bei Gott, das giebt ein schweres Leiden! — Wollen königliche Majestät und alle Häupter hoch bedenken, daß sie in diesen großen Sachen ein solch Einsehen haben, auf daß sie nicht wider Gott streiten. Denn wahrhaftig, es ist bös, mit Gott zu fechten."

Als Johann geendet, brach der König das Gespräch plötzlich ab, da er vorauszusehen glaubte, daß es zwischen dem Freiherrn und dem Bischof zu einem heftigen Streit kommen würde. Aber er entließ ersteren gnädig; mochte wohl ein Körnchen Wahrheit in den Reden des unerschrocknen Deutschen gefunden haben.

Der edle Herzog Albrecht von Preußen fand den Ruf des fränkischen Ministers noch übertroffen, und Johann fühlte sich zu diesem so hingezogen, daß er einem zweiten Versuche des Fürsten, ihn für sich und die evangelische Sache zu gewinnen, nicht mehr widerstand. Albrecht sandt sofort einen seiner Räte zu seinem Bruder Casimir und ließ diesen bitten, auf die Dienste Johanns zu verzichten und sei es auch vorläufig nur auf ein Jahr.

Unterdeß verkehrte der Herzog alle Tage mit diesem. In kurzer Zeit hatten sich zwei große, hochedle Männer zu inniger Freundschaft verbunden, also, daß der Name Albrecht von Preußen immerdar in der Geschichte hochehrend genannt worden ist und werden wird, da er einem Manne zugehört, der nicht um die Gunst Mäch-

tigerer buhlte, sondern einem ebenso weisen als unerschrockenen Staatsmanne und Menschen seine Herzensneigung widmete, dem das deutsche Reich so viel zu verdanken hatte.

Und unerschrocken, gerade und offen blieb Johann auch jetzt, wie sein ganzes Leben hindurch, obgleich die Möglichkeit leicht vorlag, daß der Freiherr auf Betrieb des Krakauer Bischofs, dem man jene Antwort Johanns auf die Frage des polnischen Kanzlers hinterbracht, durch einen Gewaltakt beseitigt wurde. Siegmund hätte hinterher doch die ganze Macht Roms für sich gehabt.

Was den König bewogen haben mochte, dem Freiherrn nicht mißgünstig zu werden, ist nie aufgeklärt worden. An Warnungen fehlte es dem letzteren nicht. Sie mehrten sich nach einem Vorfalle, welcher die Verzagten in Sorge setzte, die Starken aufjubeln ließ.

Eines Tages, als der König mit Herzog Albrecht zur Kirche ging, um Messe zu hören, sollte auch Johann dem Gottesdienste beiwohnen. Die Fürsten saßen nebeneinander; ihnen nahe gegenüber standen sechs Bischöfe. Bis hierher hatte Johann den Herzog begleitet. Dann aber kehrte er um und verließ den Dom, da ihm das Messelesen in hohem Grade zuwider war. Das fiel auf; darum des Königs Marschall einen seiner Räte nachschickte, ihn zum Wiedereintreten zu bewegen. In der Meinung, es könne auch des Herzogs Wunsch sein, gab er nach. Der Rat führte ihn höflich zurück und wußt es so einzurichten, daß Johann mitten unter den sechs Bischöfen zu stehen kam.

Da aber nahm Johann unbeirrt sein neues Testa-

ment aus der Tasche und las die Epistel an die Römer. Die Bischöfe blickten ihm ins Buch und sahen verlegen aus; hatten ohne Zweifel bemerkt, daß der Freiherr Paulum las und wer von ihnen noch nicht wußte, weß Geistes Kind der fränkische Gesandte war, erkannte jetzt in ihm einen Gegner; einen willenskräftigen, denn Johann las während der Messe ruhig weiter.

Nach derselben thaten die Geistlichen, als sei nichts geschehen und sprachen zu ihrem Widersacher die freundlichsten Worte aus falschem Herzen.

Johann aber faßte mit leiser Hoffnung den Gedanken, auf die polnischen Geistlichen im evangelischen Sinne einwirken zu können, drängte seine persönliche Abneigung um der Sache willen zurück und schrieb an den Bischof einen glimpflichen Brief mit milderen Worten, als ihm zu Sinn war. Dem legte er noch etliche Schriften bei und ließ das Ganze durch sichere Hand dem Bischof von Krakau zustellen.

Ob dieser die Sendung ans Herz gedrückt oder ins Feuer geworfen, ward nicht bekannt. Mittlerweile beschäftigte die Antwort Casimirs. Über diese hatte sich die Erwartung Johanns, der nur zu gut wußte, daß die frühere Harmonie gestört war, nicht getäuscht. Casimir erfüllte den Wunsch „dem Bruder zu Liebe" und überließ ihm seinen Minister bereitwillig auf ein Jahr. Der Nachsatz: „obgleich er ihn nicht gut entbehren könne," wollt nicht viel sagen.

Schon jubelte Herzog Albrecht, schon begann Johann im Laufe der folgenden Monate das Evangelium in Preußen zu stützen und in die Herzen der Bürger zu tragen,

als vom andren Bruder, dem Markgrafen Georg, aus Schlesien ein so kräftig Veto eintraf, daß Johann nicht anders konnte, als zurückzukehren. Betrübt waren beide, denn es schieden nicht bloß Herzog und Staatsmann, sondern zugleich Freund von Freund.

Anfang Oktober war Johann wieder in Ansbach. — Wie er sein ganzes Leben sich weder Rast noch Ruhe gönnte, so übernahm er, kaum zurückgekehrt, auch hier wieder Berge von Arbeit. Dazu kam noch die Abhaltung des Landtages, welchen Casimir für den 11. Oktober zu Ansbach bestimmt und Johann wieder als Quelle neuer Sorgen erkannt hatte. Er drang bei seinem Fürsten und den Ständen auf feste Organisationen im evangelischen Sinne. Diese waren einhellig dafür; Casimir aber, der in Johanns Abwesenheit wieder Prozessionen eingeführt und darob das Lob des Papstes Clemens VII. geerntet hatte, befriedigte die Wünsche seiner Stände nicht. Zwar ließ er zu, daß die Evangelien rein und lauter gepredigt wurden, doch verordnete er, daß die alten Ceremonien und kirchlichen Gebräuche im wesentlichen die alten bleiben sollten. Sämtlichen Stiftern gab er ihre Güter zurück, was auch Johann dagegen einwandt.

Dieser mochte solche Halbheit auf die Dauer nicht ertragen und verhehlte in seinem pflichtschuldigen Bericht an Markgraf Georg auch nicht seine Niedergeschlagenheit. Darauf langte von diesem Fürsten ein Schreiben an, worin er dem Bruder seinen ganzen Unwillen zu erkennen gab und gegen dessen schwankendes Verfahren Widerspruch erhob.

Auch Johann machte Casimir noch einmal ernstliche Vorstellungen. Der Fürst war ärgerlich und sagte darauf:

„Ihr wißt nicht und beachtet nicht, daß ich der schweren Verantwortung gegen den Kaiser eingedenk sein muß.“

Und Johann ward auch ärgerlich und sagte:

„Hierauf, Euere fürstliche Gnaden, weiß ich nichts anderes zu antworten als: Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen, und andermal: Niemand kann zween Herren dienen.“

Darauf hat Casimir nichts erwidert. Er blickte scheu zur Seite und verließ das Gemach.

Es war kein guter Schluß des alten Jahres.

Achtzehnter Abschnitt

Auf Regen folgt Sonnenschein. Das ist in der Natur so wie im Leben, im einzelnen und großen. Nach langer trüber Zeit bewölkten Himmels ward auch Johanns Leben von hellen Sonnenstrahlen durchwärmt. Die alte schöne Zeit war wiedergekommen, die er so oft zur Vergnügung des Gemütes und Erfrischung des Verstandes in Nürnberg durchlebt mit seinen Geistesverwandten und Freunden.

Der Begehr nach Johanns Werken und jetzt vor allen nach seiner „Schlangenbeschwörung“ war jederzeit groß, also, daß ihm der Buchverleger geschrieben, er wolle eine dritte Auflage davon machen. Zu Anfang des Jahres 1527 sollt sie erscheinen. Darum sehen wir den Autor um diese Zeit in Nürnberg verkehren, mit dem Drucker Herrgott zu verhandeln. Er fand die Freunde fleißig bei der Arbeit. Pirkheimer schrieb und übersetzte. Spengler saß über einem Schreiben, darin er darlegte, wie notwendig eine Kirchenvisitation sei. Bei Peter Vischer konnt Johann ein Denkmal des seligen Kurfürsten

Friedrich von Sachsen bewundern, das der Künstler für Wittenberg zu liefern hatte. Freund Dürer hielt ein neues Buch von sich prüfend in der Hand, betitelt „Etlicher Unterricht zur Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken“; wie er auch an der Vollendung seines Werkes arbeitete, das ihn seit Jahren beschäftigt hatte, denn das enthielt „vier Bücher von menschlicher Proportion“. Mehr noch als dies zog den Freiherrn eine neue Zeichnung Dürers an, die fertig vorlag: Die Kreuztragung Christi.*) Lange Zeit versenkte sich Johann darein. Was beide dabei gesprochen, erquickte sie und schloß den Bund der Freundschaft um so fester.

Dürer hatte den Freiherrn lange nicht gesehen, darum er denn ihn sehr verändert fand und sagte:

„Euer Gnaden muß viel trübe Zeit gehabt haben, die, wie ich sehe, Euer Haar gar sehr ergraut und Euch alt gemacht hat. Doch verzeiht, 's ist wohl nicht gar schicklich, wenn ich —“

„Erspart Euch solche Worte,“ fiel Johann lächelnd ein. „Glaubt mir, ich hör' es gar zu gern, wenn man mir sagt, ich sei alt geworden; denn dies giebt mir die Hoffnung, daß meine Frist auf Erden nicht mehr lange währt und ich bald eingehen kann zu meinem Herrn und Heiland.“

„Das wolle Gott verhüten,“ rief Dürer, „daß Ihr so bald von hinnen müßtet. Ihr seid noch gar notwendig für Seine Sache hier auf Erden.“

---

*) Zu Dresden befindlich.

„Viellieber Dürer!“ sagte Johann mild; „Für seine Sache hat Gott viel tausend Geschicktere als ich bin. Und zudem: Gönnt mir doch das schöne Leben droben, wo nicht bloß der Kampf aufhört der Menschen untereinander. Nein, auch der Kampf wider meine Sünden. Nicht daß ich kampfesmüde wäre; doch sehn' ich mich recht oft nach dem Ende, da ich nicht sehe, daß ich es im Streben nach Vervollkommnung weiter gebracht hätte.“

Dürer ward bewegt und die Augen wurden ihm naß, als er entgegnete:

„Wenn Ihr nicht mehr seid auf der Welt, wen hab ich da noch, an dem ich mich aufrichten und meine Seele erlaben kann? Ihr waret es, der mich so oft und mit gar großer Milde auf die rechte Bahn gewiesen, wenn's in mir murrte wider — nun: wider mancherlei, was sich nicht ändern ließ. O könnte ich mit Euch in einem Jahre sterben!“

Auch Johann ward tief bewegt. Doch drückte er dem teueren Manne herzlich die Hand und sagte:

„Für jetzt wollen wir nicht daran denken, sondern wie wir die Zeit noch recht ausnützen wollen mit Arbeit aller Art, die Gott wohlgefällig, und mit — Verzeihen.“

„Ich versteh Euer Gnaden,“ rief Dürer, wieder lächelnd; „und will auch bis auf die letzte Stunde kämpfen, nicht wider das Schicksal, sondern wider mich.“

Der Ratsherr Nützel unterbrach das Gespräch der Freunde. Er hatte vom Verweilen Johanns beim Maler gehört und war gekommen, ihn in manchen Dingen um Rat zu fragen, das die Befestigung der neuen Kirchenordnung betraf. Die angenehmen Stunden verflogen schnell.

Auch nach Ansbach schien Johann die Sonne nach. Dort war für ihn ein warmes huldvoll Schreiben vom Herzog Albrecht von Preußen angelangt, dazu eine große Medaille*) mit seinem und seiner Gemahlin Dorothea Brustbild. Die große Münze aber war geschlagen worden zu Ehren des Ereignisses, daß das Herzogtum Preußen von der polnischen Lehenshoheit losgekommen und selbständig geworden war.

Bald darauf verschwand der Sonnenblick; Sturm und Regen trat an seine Stelle.

Kaiser Karl lag im Kriege mit Italien und dem Papst. Schon hatte des Kaisers Feldherr, Karl von Bourbon, Rom erstürmt.

Nicht lange danach gab es Unruhen in Ungarn, die den König von Böhmen, Ferdinand, beschäftigten. Jenes Land wollt diesen nicht züm König haben; nur eine kleine Partei war dafür. So ging nun Ferdinand daran, ein Heer wider die Ungarn auszurüsten und hatte unter anderen Fürsten auch den Markgrafen Casimir aufgefordert, sich zu beteiligen. Einer seiner Räte bracht ein diesbezüglich Schreiben nach Ansbach. Der wußte auch Näheres von der Erstürmung Roms zu erzählen; daß der Bourbon dabei gefallen sei und so nicht hatte hindern können, daß die kaiserlichen Landsknechte die ewige Stadt ganz und gar ausplünderten und verhöhnten, denn sie hatten dort einen lächerlichen Aufzug veranstaltet und laut geruft, sie wollten das ganze Papsttum mitnehmen und dem Luther schenken.

---

*) Im German. Museum zu Nürnberg befindlich.

Auf diese Ladung hin, blieb dem Fürsten keine Zeit mehr für Regierungsgeschäfte. Er bereitete sich und seine Truppen zum Aufbruch vor und stand Ende Juni kampfgerüstet vor Johann, um Abschied zu nehmen.

Kaum eine Stunde nur haben hier Herr und Diener noch miteinander verkehrt, doch dieser kurze Zeitraum war gar wichtig. Am Schlusse sagte Johann:

„Euer fürstlichen Gnaden Leben steht in Gottes Hand. Mir aber kommt es zu, Euch zu bitten: Vergebet mir in Gnaden, dafern ich sündiger Mensch Euch ungerecht erzürnt oder verdrossen habe."

Casimir aber war ganz anders geworden; seine Stimme klang weich, und gerührt antwortete er, indem er Johanns Rechte faßte:

„Schwarzenberg! dessen bedarf es nicht! wie ich auch sonst gedacht haben mag, Ihr habt meinem Herzen immer nahe gestanden. Gott, dem ich mich befehle, behüte und beschütze Euch und meine Lande. Ich weiß, in Euern Händen sind sie gut aufgehoben — und — — ich hege unser Evangelium wohl im Herzen."

Und es geschah, daß der Herr seinen Diener umarmte, ihn fest ans Herz drückte und dann hinabeilte zu den Seinen. — — —

Krieg ist und bleibt ein Übel. Selbst tapfere Feldherren, wie Johann, empfinden das. Doch wie ein Übel auch Gutes im Gefolge haben kann, so dachte gar mancher im deutschen Reiche nicht allzugrimmig davon. Die Feldzüge Kaiser Karls in Italien, sowie der Krieg Ferdinands mit Ungarn beschäftigten die beiden Herrscher dermaßen, daß sie sich nicht mehr um die Religions=

streitigkeiten kümmern konnten. Das nutzten die evangelischen Fürsten und Unterthanen aus. Im Frankenlande, in Hessen und Sachsen, im starken Nürnberg, wie auch in Lüneburg, Preußen, Ostfriesland, Holstein, Schlesien und andren Staaten mehr, verbreitete sich die neue Lehre immer weiter und ward die evangelische Kirche fest begründet.

Auf schriftlichem Wege hatte auch Markgraf Georg, der von Schlesien aus die fränkischen Fürstentümer an Bruders Statt regierte, mit Johann viel Verkehr in Religions- und Kirchensachen. Bald sollte Georg sie näher in die Hand nehmen.

Mehrere Monate waren seit Casimirs Abreise verstrichen, als im September die Nachricht gen Ansbach gelangte, der Fürst sei am 21. zu Ofen an der Ruhr gestorben und hätt noch in der letzten Stunde ein freudig Bekenntnis für das Evangelium abgelegt.

Wohl vernahm Johann mit wahrer Trauer diese Kunde, der letzten Stunde noch gedenkend, die er mit seinem Herrn verlebt in Frieden. Doch jetzt galt es, jeden Augenblick für die Sache zu benutzen, so lange noch Leben in ihm. Jetzt war die Bahn frei und eine frische, schnelle Entwicklung stand zu erhoffen. Das sollte sich auch bald bestätigen.

Die sterblichen Überreste Casimirs waren schon am Freitag nach Michaelis zu Heilbronn feierlich beigesetzt worden. Die erste That seines Bruders Georg aber war, daß dieser den entflohenen Pfarrer Rurer als Prediger der Stadtkirche wieder zurück nach Ansbach berief, unbekümmert um der Fürstin Susanne Entrüstung.

Im übrigen gab er Johann freie Vollmacht, zu regieren, wie dieser für gut befinden sollte, da er in jedem Stücke sein voll Vertrauen besäße.

So stand Johann an der Spitze der fränkischen Lande gleich einem Fürsten, wie er dereinst an Kaisers Statt das Reich regiert.

Ehre und Freude sind nicht immer beisammen. Hier aber sollt ihm auch die zweite werden, soweit es seine Familie betraf.

Johann wußt genau, daß eine leidenschaftliche Liebe nicht nach Konfessionen fragt und daß bei deren Verschiedenheit in aufgeregter Zeit traurige Ehen daraus werden. Sein Sohn Friedrich hatte sich bisher trotz seiner 32 Lebensjahre nicht entschließen können, sich zu vermählen. Wenngleich dies dem Vater immer noch lieber war, als wenn Friedrich sich ein päpstlich gesinntes Weib genommen und wie Christoph untreu geworden wäre, so wünschte er doch sehnlichst, daß der evangelische Teil seines Hauses nicht aussterbe. Als Johann in einem der letzten Monate mit Friedrich nach Wertheim reiste, um den Grafen Georg zu einer ritterschaftlichen Versammlung abzuholen, erfüllte ihn daher mit hoher Freude das Geständnis seines Sohnes, er habe das junge Töchterlein Georgs, Maria, herzlich lieb gewonnen. Der Vater warb für den Sohn, und niemand war erfreuter darüber als Graf Georg, dem ebenso daran gelegen war, sein Kind einem gleichgesinnten Manne zu vermählen. Und hier war dieser noch dazu der brave Sohn seines liebsten Freundes.

Da gab es denn ein froh Verlobungsfest, welches

den Freiherrn Johann also wohlgelaunt machte, daß diese Stimmung sich bis ins neue Jahr fortsetzte, als man schrieb 1528.

Zu Anfang dieses Jahres kam Markgraf Georg von Schlesien nach Ansbach. Johann fand ihn voll Feuer, das in Schlesien längst durchgeführte, im Frankenlande angefangene Werk der Reformation mit seinem Freunde und Minister schnell und gründlich durchzuführen.

Am 1. März schon hielt der Fürst einen Landtag ab, bei welchem frühere Beschlüsse wieder umgestoßen wurden. Die Ceremonien sollten niemand mehr binden.

Der Vorschlag Johanns, auch in den fränkischen Fürstentümern eine ordnende Kirchenvisitation vorzunehmen, wie man sie in Kursachsen bereits durchgeführt, fand ohne weiteres Georgs Billigung. Johann trat daher mit Luther in Verbindung. Zugleich traf auch im Namen Nürnbergs ein Schreiben Spenglers an den Freiherrn ein, worin um gemeinschaftliche Einrichtung jener Visitation gebeten ward. Johanns Bericht hierüber an den Markgrafen lautete durchaus zustimmend, so daß dieser allsogleich einen Tag festsetzte, an welchem mit Nürnberg hierüber in Schwabach beraten werden sollte.

Inzwischen gelangte eine Trauerkunde gen Ansbach, welche Johann mit tiefem Schmerze erfüllte. Der beste Künstler und Mensch, Albrecht Dürer, war am 6. April einer tückischen Krankheit erlegen, die ihn bald hinweggerafft hatte.

Johann reiste als Gesandter seines Herrn und als Freund gen Nürnberg und kam noch zu rechter Zeit,

ehe die Hülle dieses herrlichen Mannes in die Erde versenkt ward.

Ganz Nürnberg war in tiefer Trauer, von allen Bürgern aber Pirkheimer. Der geliebte Freund war unerwartet schnell gestorben, obgleich er vorher eine Zeit lang krank gelegen, auch schon ein Jahr zuvor mit dem Finger auf die Magengegend gedeutet und gesagt hatte: „Da der gelbe Fleck ist, darauf ich den Finger lege, da ist mir weh.“

So kam es, daß Johann Pirkheimern an der Leiche untröstlich fand. Der Gelehrte faltete die Hände und sagte mit durch Weinen erstickter Stimme nach oben blickend:

„Der du mir so lange Jahre am innigsten verbunden warst, Albrecht! du meiner Seele bester Teil, mit dem ich sicher trauter Zwiesprach gepflogen, der du meine Worte bewahrt im treuen Busen! Warum verlässest du Unseliger plötzlich den trauernden Freund und enteilest raschen, nimmer rückkehrenden Schrittes. Nicht vergönnt war es mir, das teure Haupt zu berühren, die Hand zu fassen und dem Scheidenden ein letztes Lebewohl zu sagen. Denn kaum hattest du die müden Glieder dem Lager vertraut, als auch schon der Tod eilends dich dahinraffte —“

Er konnte nicht weiter sprechen und niemand der Umstehenden konnt es, denn so war selten ein Mensch hochgehalten und geliebt worden.

Pirkheimer war so in seinen eignen Schmerz versunken, daß er der Ehefrau Dürers nicht beachtete. Obgleich auch Johann von tiefem Harme abgelenkt war,

thay ihm dies doch leid. Frau Agnes saß zusammengebrochen in einem Sessel und weinte bitterlich. Da sprach Johann ihr zu mit freundlichen Worten und richtete sie auf, also, daß sie gefaßter ward und unter Thränen sagte:

„Ich dank Euch, Herr! — Ach Gott! wie hat mein guter Ehmann Euch so lieb gehabt. Hat noch am Tag vorher mir gesagt: ‚Von allen, die mir teuer sind, hat keiner als nur allein der Freiherr Hanns zu Schwarzenberg mir gelehrt, was rechte Liebe sei‘. Drauf hat er mir die Hand gedrücket und ist eingeschlafen.“ — — —

Die allen teure Hülle des Meisters ward in der Gruft der Familie Frey auf dem Johannisfriedhofe beigesetzt. Gern hätt Johann noch länger in der Stadt verweilt, noch mit manchem seiner Freunde gesprochen; doch gab's daheim so viel zu thun, daß er eilen mußte, davon zu kommen. Auf dem Heimritte aber lebte in ihm die Überzeugung auf: „So schlimm, als Pirkheimer sagt, ist Frau Agnes nicht. Ihr Fehler war, daß sie den Ehgemahl niemals verstanden, in ihrem engen Verstande wohl auch nicht verstehen konnte oder wollte. Doch ohne Liebe war sie nicht“. —

Die Schilderung der Krankheit Dürers, die ihm gemacht worden, hatte den Freiherrn gemahnt, daß auch seine Hülle an Kraft und Gesundheit nachgelassen. Es gab Augenblicke, in denen er zum erstenmal in seinem Leben sich hier und da nach Ruhe sehnte. Der Eifer aber für die Sache, die sein Herr jetzt kräftigst zu fördern gedachte, verscheuchte ihm solche Gedanken wieder.

Nach Ansbach zurückgekehrt, fand Johann seinen

fürstlichen Herrn in tiefem Unwillen. Bischof Wigand von Bamberg, wie auch der zu Ulm tagende Rat des schwäbischen Bundes waren über des Markgrafen thatkräftiges Auftreten in Feuer und Flammen geraten und hatten sich darob an den König Ferdinand gewandt, nicht gerade in liebevoller Weise. Das ward dem Fürsten bekannt. Doch bedurfte es nur einer Viertelstunde Aussprechens mit Johann, um ihn wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Am 15. Juni fand unbeirrt die Versammlung in Schwabach statt.

Hier verglich man sich sehr bald über die früher erwähnten 22 Religionsartikel und bestimmte, daß 14 Tage darauf eine Kirchenvisitation gemeinschaftlich vorgenommen werden sollte, also, daß die Reformation nun auch im Fränkischen und Nürnbergischen zu voller Ausführung gelangte.

Das Wohlvorbereitete und längst Gereifte konnte so mit großer Schnelligkeit zur That werden.

Ermüdet von den Verhandlungen, ging der Freiherr doch mit aller Willenskraft an die Regierungsgeschäfte; mußte sich auch vorbereiten zu einem, vom kaiserlichen Rate Balthasar von Waldkirchen anberaumten Tage der fränkischen Ritterschaft, bestimmt für den 2. September. Sein Wille überwand den Widerstand des Körpers. Bald aber sollt er von neuem an dessen Vergänglichkeit erinnert werden. Sein Freund Götz von Uffenheim war abgeschieden. Dem Teuren weinte Johann manche Thräne nach. Auch von Pirkheimer kam Anfang Juli eine Trauerkunde.

Nachdem vor zwei Jahren seiner Tochter Felicitas

Ehgemahl Imhof am 2. Julius gestorben, habe sie sich jetzt am 1. Juli zum zweiten Male verheiratet und zwar mit Herrn Hans Dörrer. Nun dieser aber am Hochzeitstage bei einem festlichen Turney einen mißlungenen Sprung gethan, sei er also gefährlich verletzt worden, daß er noch selben Tages seinen Geist aufgegeben.

Das erfüllte Johann mit tiefem Mitleid für den armen Vater der Felicitas, der ohnehin noch in großer Trauer klagte um Albrecht, seinen Freund. Doch mahnte es ihn zugleich daran, wie rasch der Tod den Menschen antrete, wie rasch es auch mit ihm dereinst zu Ende gehen könne. Keine Bangigkeit aber überkam ihn darob, wie andere, „die keine Hoffnung haben." Sein Buch des Lebens stand in Ordnung, also, daß er hätt jeden Tag Rechenschaft ablegen können.

Besorgt hatte Barbara auf den ermüdeten Vater geblickt, als er im September vom Ritterschaftstage gen Ansbach zurückgekehrt war. Sie drang in ihn, nach Nürnberg zu ziehen, allwo es gar treffliche Ärzte gab, die ihm helfen konnten. Doch Johann wollt hiervon nichts wissen; er war dem Fürsten Georg gerade jetzt zu Rat und That gar nötig.

Auf Wigands und des Bundesrates Denunciation war ein ernstes Schreiben des Königs Ferdinand an Georg gelangt, worin dieser gemahnt wurde, daß er den Eifer für die neue Lehre dämpfen solle. Hierüber ward Johann voll Unwillen und als ihn der Fürst um seine Meinung frug, entgegnete er kurz und bündig:

„Mich dünkt, des Königs Schreiben bedarf ganz schlichter Antwort und ist ohne Not sich derhalb nicht

weiter mit ihm einzulassen. Denn er meinem gnädigen Herrn hierin nichts zu gebieten hat, es sei denn, was Schlesien angeht."

Und also fiel nun auch die Antwort aus, fest und bestimmt. Herrn Ferdinand mocht es wohl nicht behagen.

Nun ging Georg erst recht daran, sein Wirken auszubreiten. Als ihm Johann riet, sich mit dem Kurfürsten Johann von Sachsen zu verständigen, um einheitlich im Reformationswerke vorzugehen im innern wie nach außen, beschloß Georg sogleich, derhalb mit dem Kurfürsten mündlich zu verhandeln und zu dem Zwecke mit seinem Minister gen Koburg zu reiten.

Das war dem Freiherrn lieb und alsobald rüstete er sich zur Abreise, wie sehr auch Barbara bat, daheim zu bleiben. Doch als er sein Rüstzeug anlegen wollt, merkte er, wie Recht die Tochter habe. Er brach zusammen und mußt liegen, da ihm die Schmerzen die freie Bewegung hinderten. Georg erschrak, als er dies hörte und sah. Doch hoffte er von Johanns Riesennatur und ritt anfang Oktober allein gen Koburg. Die Sache durfte nicht darunter leiden.

Nunmehr gab Johann den Bitten der angsterfüllten Tochter nach und zog mit ihr nach Nürnberg.

Die Ärzte boten hier alles auf, die Kräfte des Freiherrn zu stärken. Umsonst. Tag für Tag hatte Barbara die in großen Mengen eingehenden Nachfragen zu beantworten, Tag für Tag hoffnungsloser. Ganz Nürnberg nahm Teil.

Friedrich kam aus der Veste Schwarzenberg. Mit ihm hatte Johann noch ein lang Gespräch; er mochte

vorbereitet sein. Und als er dem Sohne noch einmal ans Herz gelegt, fest zu bleiben in der heiligen Sache des Herrn, schloß er mit den Worten Gamaliels:

„Ist das Werk von Gott, so wird es nicht zu Grunde gehen. Und solcher Hoffnung leb ich auch im Tode."

Wie oft noch sprach er mit seinen gegenwärtigen Kindern, die ihm der Tod übrig gelassen, über Kunegundis; wie konnten die Seinen so schöne Liebe in dem Vaterherzen lesen, treu bis zum Tode.

Und auch des Freundes Dürer gedachte er, da er einst in einer stillen Stunde lächelnd vor sich hinsprach:

„Du wünschtest einst, mit mir in einem Jahre zu sterben. Nun wirst du mich, geb's Gott, bald haben."

In seinen Sachen war alles wohl geordnet. Wenn er trotzdem in der Zeit der schwersten Krankheit noch viel überlegte und sann, so mocht es wohl von höherer Art sein, denn noch in letzter Zeit rief er, in seinen Gedanken versunken, unter Thränen aus:

„Herr Gott und Heiland, behüte mir meinen Christoph."

Nur einen irdischen Wunsch hatte er noch; den, daß er ohne schweren Todeskampf und mit vollem Bewußtsein sterben dürfe. Das sollte ihm auch in Erfüllung gehen.

Von Zeit zu Zeit in letzter Stunde betrachtete er seine emporgehobene Rechte, ob sie denn noch nicht absterben wolle.

Darauf war er am 21. Oktober mit Friedrich und Barbara allein. Schmerzerfüllt faßte jedes eine Hand von ihm. Doch des Vaters Augen leuchteten, als empfänd

er eine große Freude, und um seine Lippen spielte ein verklärtes Lächeln, als er leise sagte:

„Ich weiß, an wen ich glaube!“

Dann entschlummerte er sanft und kein Atem mehr entströmte dem lieben Munde, der so oft Gottes Preis und Lob verkündet, so oft demütig gesprochen hatte: „Gott sei mir Sünder gnädig.“ — — —

Als die Kunde des sanften Dahinscheidens des Herrn Johann, Freiherrn zu Schwarzenberg, in Nürnberg ruchbar ward, gab es ein allgemein Klagen und Weinen. Pirkheimer war wie zerknickt. Zwei Jahre darauf folgte er seinen beiden Freunden nach, wenn auch verbittert über die Welt. Das halbe deutsche Reich aber weinte mit den Kindern des so hochgeliebten Mannes ohne Falsch, und aller Orten war die Trauer groß.

An Friedrich und den tiefgebeugten Markgrafen Georg kamen Beileidsschreiben in Unzahl, vom Fürsten an bis herab zum schlichteren Manne. Aus Preußen vom Herzog Albrecht, aus Wittenberg, vom Kurfürsten Johann und vielen andren Großen.

Auch von ehrlichen Katholischen, soweit sie den Verstorbenen als Mensch oder Dichter, als Staatsmann oder Gesetzgeber, nicht minder auch als gottgetreues Familienoberhaupt und Gatten geschätzt.

Seine Söhne, darunter auch Christoph, setzten ihm nach seiner Bestattung zu Nürnberg einen Denkstein mit der Inschrift: „Illustri viro Joanni ex Baronibus a Suuartzenberg, patri charissimo, filii haeredes pro pietate posuerunt. Vix. an. LXIIII. ms. IX. dies XXVI. Obiit an. a Christo nato MDXXVIII Kalend. Novemb.

Und Luther hatte ihm noch elf Jahre nach Johanns Tode einen anderen Denkstein gesetzt, indem er über die würdige Zusammensetzung eines Konziliums schrieb:

„Man müßte aus allen Ländern fordern die recht gründlich gelehrten Leute in der heiligen Schrift, die auch Gottes Ehre, den christlichen Glauben, die Kirche, der Seelen Heil und der Welt Friede mit Ernst und von Herzen meineten. Darunter etliche von weltlichem Stand, die auch verständig und treuherzig wären, als wenn Herr Hans von Schwarzenberg noch lebete; dem wüßte man zu vertrauen."

Und wir alle, gleichviel welcher Konfession, soweit wir noch auf ein echt Deutschtum halten, können ihm den Denkstein setzen: Er war ein echter deutscher Mann, ohne Falsch, mit ehrlichem Gemüte und sicherem Verstand.

Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig

Papier von Fritz Abel jun., Berlin W

Verein der Bücherfreunde

DUMBA.

Wagner, Johannes

Johann von Schwarzenberg ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. und 16. Jahrhundert

Berlin 1893